ALLY CONDIE

DIE ANKUNFT

CASSIA & KY

FJB

Ally Condie

Cassia & Ky – Die Ankunft

Band 3

Übersetzt von Stefanie Schäfer

Fischer e-books

Für Calvin,
den nie die Angst erfüllte,
von fremden, fernen Orten zu träumen

Die Geschichte des Steuermannes

Ein Mann wälzte einen Felsen den Berg hinauf. Als er den Gipfel erreichte, rollte der Stein wieder hinunter an den Fuß des Berges, und er begann von vorn. Die Leute im nahen Dorf wussten davon. Sie glaubten, es sei eine Strafe. Nie leisteten sie ihm Gesellschaft oder halfen ihm, denn sie fürchteten jene, die die Strafe verhängt hatten. Er wälzte. Sie sahen zu.

Jahre später bemerkte eine neue Generation, dass der Mann und sein Stein allmählich im Berg versanken, so wie Sonne und Mond am Horizont untergingen. Sie konnten den Mann, der den Stein zum Berggipfel hinaufrollte, kaum noch erkennen.

Ein Mädchen wurde neugierig und wanderte den Berg hinauf. Als sie sich dem Mann

näherte, sah sie zu ihrem Erstaunen, dass der Stein mit Namen, Daten und Ortsnamen bedeckt war.

»Was haben diese Worte zu bedeuten?«, fragte das Kind.

»Das sind die Sorgen der Welt«, antwortete der Mann. »Ich wälze sie immer wieder den Berg hinauf.«

»Sie benutzen sie, um den Berg auszuhöhlen«, stellte das Kind fest, als es die tiefe Furche betrachtete, die der Stein hinterlassen hatte.

»Ich erschaffe etwas«, entgegnete der Mann. »Wenn ich fertig bin, bist du an der Reihe, meinen Platz einzunehmen.«

Das Mädchen hatte keine Angst. »Was erschaffen Sie?«, fragte es.

»Einen Fluss«, sagte der Mann.

Das Kind ging den Berg hinunter und fragte sich, wie man einen Fluss erschaffen konnte. Doch nicht lange darauf, als die Regenzeit einsetzte, die Flut durch die Furche schoss und den Mann mit sich riss, übernahm sie

seine Aufgabe, rollte den Stein und wies den Sorgen der Welt ihren Platz und Weg.
Das ist die Entstehungsgeschichte des Steuermanns.
Der Steuermann ist ein Mensch, der einen Stein wälzte und vom Wasser fortgerissen wurde. Der Steuermann ist jemand, der den Fluss überquerte, indem er sich von den Gestirnen leiten ließ. Der Steuermann hat kein Alter. Seine Augen und seine Haare schimmern in jeder erdenklichen Farbe. Er lebt in Wüsten, auf Inseln, in Wäldern, auf Bergen und in den Ebenen.
Der Steuermann führt die Erhebung an – die Erhebung gegen die Gesellschaft – und der Steuermann stirbt nie. Wenn die Zeit eines Steuermanns vorüber ist, übernimmt ein anderer seine Aufgabe.
Und so geht es immer weiter, wie ein Stein, der immerfort rollt.
An einem Ort jenseits der Grenzen auf der Landkarte der Gesellschaft wird der Steuermann ewig leben und lenken.

Erster Teil
Der Pilot

Kapitel 1

Xander

Jeden Morgen geht die Sonne auf, färbt die Erde rot, und ich denke: Dies könnte der Tag sein, an dem sich alles ändert. Vielleicht wird heute die Gesellschaft fallen. Doch dann bricht erneut die Nacht herein, und wir alle

warten noch immer. Doch ich weiß: Der Steuermann ist real.

Bei Sonnenuntergang nähern sich drei Funktionäre dem Eingang eines kleinen Hauses. Das Haus gleicht zum Verwechseln allen anderen in der Straße: zwei Läden an jedem der drei Fenster auf der Vorderseite, eine Eingangstreppe mit fünf Stufen und ein kleiner, stacheliger Dornenbusch rechts neben dem Gartenweg.

Der älteste Funktionär, ein Mann mit grauem Haar, hebt die Hand, um anzuklopfen.

Eins. Zwei. Drei.

Die Funktionäre stehen so dicht vor der Glasscheibe, dass ich das aufgenähte Abzeichen auf der rechten

Uniformbrusttasche des jüngsten Funktionärs erkennen kann. Es ist leuchtend rot und sieht aus wie ein Blutstropfen.

Ich lächle. Er auch. Denn der Funktionär bin ich.

Früher wurde die Ernennung zum Funktionär mit einem großen Fest und einer Zeremonie in der Stadthalle gefeiert. Die Kandidaten brachten ihre Eltern, Partnerinnen oder Partner mit. Aber die Ernennungsfeierlichkeit ist keine der drei großen Zeremonien – wie das Willkommensbankett, das Paarungsbankett oder das Abschiedsbankett –, und so ist sie nicht mehr das, was sie einmal war. Die

Gesellschaft versucht zu sparen, überall da, wo es möglich ist. Und sie gehen wohl davon aus, dass angehende Funktionäre loyal genug sind, sich nicht darüber zu beschweren, dass ihre Zeremonie etwas von ihrer Festlichkeit einbüßt.

Bei meiner Ernennung stand ich dort zusammen mit vier anderen, jeder von uns in einer neuen weißen Uniform. Der Oberfunktionär heftete mir mein erstes Abzeichen an: den roten Kreis, der das Gesundheitsministerium repräsentiert. Dann schworen wir alle den Eid auf die Gesellschaft, wobei unsere Stimmen unter der Kuppel des fast leeren Saales widerhallten, und versprachen, unser von der Gesellschaft ermitteltes

Potential auszuschöpfen. Das war alles. Mir machte es nichts aus, dass die Zeremonie nichts Besonderes war, denn ich bin nicht *wirklich* ein Funktionär. Der bin ich nur nach außen, denn meine wahre Loyalität gilt der Erhebung.

Ein Mädchen in einem lilafarbenen Ballkleid eilt hinter uns den Bürgersteig entlang. Ich sehe ihr Spiegelbild in der Scheibe. Sie hält den Kopf gesenkt, als hoffe sie, dass wir sie nicht bemerken. Ihre Eltern folgen kurz darauf. Die drei sind unterwegs zur nächsten Airtrain-Haltestelle. Heute ist der Fünfzehnte, also findet heute Abend das Paarungsbankett statt. Es ist nicht einmal ein Jahr her, dass ich gemeinsam mit

Cassia die Treppe zur Stadthalle hinaufgeschritten bin. Jetzt sind wir beide weit von unserer Heimat Oria entfernt.

Eine Frau öffnet die Haustür. Sie hält ihr kleines Baby im Arm. Ihm sollen wir seinen Namen geben. »Bitte treten Sie ein«, sagt sie. »Wir haben Sie schon erwartet.« Sie sieht müde aus, obwohl dies einer der glücklichsten Tage ihres Lebens sein sollte. Zwar wird das Thema in der Gesellschaft kaum diskutiert, aber hier in den Äußeren Provinzen ist das Leben härter. Es scheint, als konzentrierten sich die Ressourcen auf die Provinz Central und dünnten sich zu den Rändern der Gesellschaft hin immer weiter aus. Alles

hier in Camas, einer der entlegensten Provinzen, ist irgendwie schmutzig und abgenutzt.

Nachdem sich die Tür hinter uns geschlossen hat, zeigt uns die Mutter den kleinen Jungen. »Er ist jetzt sieben Tage alt«, erzählt sie, obwohl wir das natürlich schon wissen. Deswegen sind wir hier. Die feierliche Namensgebung findet immer genau eine Woche nach der Geburt statt.

Das Kind hält die Augen geschlossen, doch wir wissen, dass sie tiefblau sind. Das steht in unseren Daten. Haarfarbe: braun. Wir wissen auch, dass er zum errechneten Termin geboren wurde und sich unter der fest gewickelten Decke

zehn Finger und zehn Zehen verbergen. Die Gewebeprobe, die ihm nach der Geburt im medizinischen Zentrum entnommen wurde, war exzellent.

»Sind Sie bereit?«, fragt Funktionär Brewer, der von uns den höchsten Rang hat. Wie immer schwingt in seiner Stimme genau die richtige Mischung von Wohlwollen und Autorität mit. Er hat das schon Hunderte Male gemacht. Nicht zum ersten Mal frage ich mich, ob Funktionär Brewer der Steuermann sein könnte. Es würde jedenfalls zu ihm passen, und er ist sehr diszipliniert und effektiv. Doch jeder könnte der Steuermann sein.

Die Eltern nicken auf Brewers Frage hin.

»Laut unseren Unterlagen fehlt ein Geschwisterkind«, bemerkt die Zweithöchste, Funktionärin Lei, mit ihrer sanften Stimme. »Möchten Sie, dass Ihr Sohn bei der Zeremonie anwesend ist?«

»Er war nach dem Essen so müde«, antwortet die Mutter entschuldigend. »Er konnte kaum noch die Augen offen halten, da habe ich ihn schon zu Bett gebracht.«

»Aber das ist doch völlig in Ordnung«, beruhigt sie Funktionärin Lei. Da der kleine Junge erst knapp über zwei Jahre alt ist – wobei zwei Jahre als der ideale Abstand zwischen Geschwistern gelten –, ist seine Anwesenheit nicht erforderlich. Er

würde sich später wahrscheinlich ohnehin nicht an das Ereignis erinnern.

»Welchen Namen haben Sie ausgewählt?« Funktionär Brewer nähert sich dem Terminal in der Diele.

»Ory«, sagt die Mutter.

Funktionär Brewer gibt den Namen ein, und die Mutter dreht das Baby dem Bildschirm zu. »Ory«, wiederholt Funktionär Brewer. »Und als zweiten Vornamen?«

»Burton«, sagt der Vater. »Das ist in unserer Familie so üblich.«

Funktionärin Lei lächelt. »Was für ein hübscher Name!«

»Schauen Sie sich mal an, wie es aussieht«, fordert Funktionär Brewer die Eltern auf, und diese nähern sich, um

sich den Namen des Babys anzusehen: ORY BURTON FARNSWORTH. Unter dem Schriftzug verläuft der Barcode, den die Gesellschaft ihm zugeteilt hat. Wenn er ein planmäßiges Leben führt, wird die Gesellschaft nach seinem Tod mit diesem Barcode auch die letzte Gewebeprobe markieren, die auf seinem Abschiedsbankett entnommen wird.

Aber so lange wird es die Gesellschaft nicht mehr geben.

»Falls Sie keine Änderungswünsche haben«, sagt Funktionär Brewer, »schicke ich ihn jetzt ab.«

Mutter und Vater überprüfen noch einmal den Namen. Die Mutter lächelt und hält das Baby noch ein wenig näher

vor den Bildschirm des Terminals, als könne es seinen eigenen Namen lesen.

Funktionär Brewer sieht mich an und sagt: »Funktionär Carrow, Zeit für die Tablette.«

Das ist meine Aufgabe. Ich nicke und öffne den Metallbehälter.

»Wir müssen ihm die Tablette vor dem Terminal verabreichen«, erinnere ich die Eltern. Die Mutter hält den Kleinen noch ein wenig höher, so dass sein Gesicht für die Aufzeichnungen der Terminalkamera deutlich sichtbar ist.

Mir haben diese kleinen Immunisierungstabletten, die bei der Zeremonie zur Namensgebung verabreicht werden, schon immer gut gefallen. Sie sind rund und wie aus drei

winzigen bunten Kuchenstücken zusammengesetzt: ein Drittel blau, ein Drittel grün und ein Drittel rot. Obwohl die Wirkung dieser Tablette vollkommen anders ist als die der drei Tabletten, die Ory später stets bei sich tragen wird, repräsentieren die Farben das Leben, das er in der Gesellschaft führen wird. Die Immunisierungstablette sieht fröhlich, kindgerecht und bunt aus und erinnert mich an die Farbpaletten auf unseren Bildschirmen in der Primarschule.

Die Gesellschaft verabreicht diese Tabletten allen Babys, um sie vor Krankheiten und Infektionen zu schützen. Sie sind auch für die Allerkleinsten

leicht einzunehmen, denn sie lösen sich im Mund sofort auf. Diese Methode ist wesentlich humaner als die Schutzimpfungen früherer Gesellschaften, bei denen mit einer Nadel in die Haut des Babys gestochen wurde. Sogar die Erhebung plant, nach dem Umsturz die Immunisierung beizubehalten, wenn auch mit einigen Änderungen.

Das Baby regt sich, als ich die Tablette auswickle. »Könnten Sie ihm bitte den Mund öffnen?«, frage ich die Mutter.

Sie nickt. Als sie es versucht, dreht das Baby den Kopf, macht Sauggeräusche und will trinken. Wir alle lachen, und als der Kleine den Mund

öffnet, lasse ich rasch die Tablette hineinfallen. Sie löst sich sofort auf der Zunge auf. Jetzt muss er nur noch schlucken, und das tut er, als hätte er nur auf seinen Einsatz gewartet.

»Ory Burton Farnsworth«, deklamiert Funktionär Brewer, »wir heißen dich in der Gesellschaft willkommen.«

»Danke«, antworten die Eltern im Chor.

Der Austausch hat reibungslos geklappt, wie immer.

Funktionärin Lei sieht mich an und lächelt. Das lange Haar fällt ihr seidenglatt über die Schulter. Manchmal frage ich mich, ob sie auch zur Rebellion gehört und weiß, was ich tue – ich

ersetze die Tabletten der Gesellschaft durch die, die ich von der Erhebung erhalten habe. Fast jedes Kind, das in den letzten zwei Jahren in den Äußeren Provinzen geboren wurde, hat seine Immunisierung durch die Erhebung empfangen. Schon andere vor mir haben mit dem allmählichen Austausch begonnen.

Dank der Erhebung wird der kleine Junge nicht nur gegen die meisten Krankheiten immun sein. Auch die rote Tablette wird keine Wirkung bei ihm zeigen, so dass die Gesellschaft ihm nicht seine Erinnerungen rauben kann. Jemand hat das für mich getan, als ich ein Baby war, ebenso wie für Ky und wahrscheinlich auch für Cassia.

Schon vor Jahren hat die Erhebung die Pharmafabriken infiltriert, in denen die Tabletten hergestellt werden. Neben den Medikamenten für die Gesellschaft werden auch die für die Erhebung dort produziert. Unsere Tabletten bieten den Kindern denselben Schutz wie das Medikament der Gesellschaft, dazu aber noch die Immunität gegen die rote Tablette sowie ein paar andere Extras.

Zur Zeit meiner Geburt hatte die Erhebung noch nicht genügend Ressourcen, um Tabletten für alle zu produzieren. Deshalb mussten sie einige von uns auswählen, unter dem Gesichtspunkt, wer eventuell später nützlich für sie sein könnte. Doch

inzwischen gibt es genug für alle.

Die Erhebung ist für alle da.

Und sie wird nicht scheitern – wir werden nicht scheitern!

Auf dem schmalen Bürgersteig gehen Funktionär Brewer, Funktionärin Lei und ich hintereinander zum Aircar. Eine weitere Familie mit einer Tochter im feinen Ballkleid eilt die Straße entlang. Die Mutter sagt aufgebracht zum Vater: »Ich habe dir immer wieder gesagt …«, doch dann erblickt sie uns und verstummt.

»Hallo«, grüßen wir im Vorbeigehen. »Herzlichen Glückwunsch.«

»Wann sehen Sie *Ihre* Partnerin wieder?«, fragt Funktionärin Lei.

»Das weiß ich nicht«, antworte ich. »Die Gesellschaft hat den Termin unserer nächsten Terminal-Unterhaltung noch nicht festgelegt.«

Funktionärin Lei ist ein wenig älter als ich, mindestens aber einundzwanzig, weil sie bereits ihren Ehevertrag gefeiert hat. Doch seitdem ich sie kenne, ist ihr Mann als Soldat irgendwo an den äußersten Grenzen stationiert. Ich kann sie nicht fragen, wann er zurückkehrt, denn solche Informationen sind streng geheim. Wahrscheinlich weiß Funktionärin Lei selbst nicht einmal, wann sie ihn zurückerwarten kann.

Die Gesellschaft wünscht nicht, dass wir Außenstehenden von unserer Arbeit

erzählen. Cassia weiß, dass ich Funktionär bin, kennt aber keine Einzelheiten. Funktionäre arbeiten in allen möglichen Bereichen der Gesellschaft.

Die Gesellschaft bildet uns im medizinischen Zentrum für verschiedene Berufe aus. Die Medics kennt jeder, weil sie Krankheiten diagnostizieren und Menschen heilen können. Daneben gibt es Chirurgen, Pharmakologen, Krankenschwestern und Ärzte wie mich. Uns Ärzte setzt die Gesellschaft in den unterschiedlichsten Gebieten der Medizin ein, wie zum Beispiel in der Verwaltung des medizinischen Zentrums. Ich wurde für die Immunisierung der Babys und für die Entnahme der

Gewebeproben bei Abschiedsbanketten eingeteilt. Die Gesellschaft behauptet, dies sei eine der verantwortungsvollsten Aufgaben, die ein Funktionär ausüben könne. Eine Grundausbildung in den wichtigsten medizinischen Bereichen durchläuft jeder von uns.

»Welche Farbe hat sie gewählt?«, fragt Funktionärin Lei, als wir uns dem Aircar nähern.

Im ersten Moment bin ich irritiert, doch dann wird mir klar, dass sie Cassias Kleid meint. »Sie hat Grün gewählt«, antworte ich. »Sie sah wunderschön aus.«

Plötzlich ertönt ein Schrei, und wir drehen uns alle drei wie auf Kommando

um. Der Vater des Babys kommt so schnell er kann auf uns zugerannt. »Unser älterer Sohn wird einfach nicht wach!«, ruft er. »Ich bin in sein Zimmer gegangen, um nach ihm zu sehen und – irgendetwas stimmt nicht mit ihm!«

»Rufen Sie über Terminal einen Medic!«, antwortet Funktionär Brewer, und wir eilen zurück ins Haus. Ohne anzuklopfen laufen wir hinein und weiter durch zu den Schlafzimmern. Funktionärin Lei lehnt sich ängstlich an die Wand, bevor Funktionär Brewer die Kinderzimmertür öffnet. »Alles in Ordnung?«, frage ich. Sie nickt.

»Hallo?«, ruft Funktionär Brewer.

Die Mutter blickt zu uns auf, das Gesicht aschfahl. Sie hat das Baby noch

auf dem Arm. Ihr anderes Kind im Bett reagiert nicht. Er liegt auf der Seite, mit dem Rücken zu uns. Er atmet, aber langsam. Seine Zivilkleider sitzen am Hals etwas locker, so dass man seine Haut sieht. Die Hautfarbe wirkt ganz normal, doch zwischen seinen Schulterblättern entdecke ich ein kleines rotes Mal, und ich spüre eine Welle des Mitleids und der freudigen Erregung zugleich.

Das ist der Anfang!

Die Erhebung hat prophezeit, so würde er sich ankündigen.

Ich muss mich beherrschen, um nicht die anderen im Zimmer anzusehen. *Wer außer mir weiß Bescheid?* Gehört sonst

noch jemand zur Erhebung? Wissen noch andere darüber Bescheid, wie die Rebellion aussehen wird?

Die Inkubationszeit kann unterschiedlich sein, doch wenn die Krankheit einmal ausgebrochen ist, verschlechtert sich der Zustand des Patienten rapide. Die Sprache wird schleppend, der Patient wird schwächer, bis ein fast komatöser Status erreicht ist. Die auffälligsten Zeichen der Seuche sind ein oder mehrere kleine rote Male auf dem Rücken des Patienten. Wenn sich die Seuche einmal großflächig in der Bevölkerung ausgebreitet hat und nicht länger von der Gesellschaft verborgen werden kann, beginnt die Erhebung.

»Was ist das?«, fragt die Mutter. »Ist er krank?«

Wieder reagieren wir alle drei gleichzeitig. Funktionärin Lei fühlt den Puls des Kindes, und Funktionär Brewer wendet sich der Mutter zu, während ich versuche, ihr die Sicht auf das reglos im Bett liegende Kind zu versperren. Solange ich nicht ganz sicher weiß, dass die Erhebung beginnt, muss ich mich wie gewohnt verhalten.

»Er atmet«, antwortet Funktionär Brewer.

»Sein Puls ist in Ordnung«, bemerkt Funktionärin Lei.

»Die Medics sind gleich da«, sage ich.

»Können *Sie* ihm denn gar nicht helfen?«, fragt die Mutter. »Ihm ein Medikament geben, ihn behandeln …«

»Tut mir leid«, erwiderte Funktionär Brewer. »Er muss zuerst ins medizinische Zentrum gebracht werden, bevor man etwas tun kann.«

»Aber er atmet gleichmäßig, und sein Puls ist in Ordnung«, beruhige ich die Mutter. *Keine Sorge*, hätte ich am liebsten hinzugefügt. *Die Erhebung hat ein Heilmittel.* Ich hoffe, sie bemerkt den zuversichtlichen Tonfall in meiner Stimme. Leider kann ich ihr nicht offen sagen, woher ich weiß, dass alles gut werden wird.

Das ist es. Der Beginn der Erhebung.

Wenn die Erhebung an die Macht kommt, können wir selbst über unser Leben bestimmen. Wer weiß, was dann geschieht? Als ich Cassia damals zum ersten Mal geküsst habe, hat sie nach Luft geschnappt, wahrscheinlich vor Überraschung. Nicht wegen des Kusses: den hatte sie erwartet. Nein, sie war wohl eher überrascht darüber, wie er sich anfühlte.

Sobald wir uns wiedersehen, werde ich es ihr sagen, von Angesicht zu Angesicht sagen: *Cassia, ich liebe dich und möchte dich zur Frau haben. Was fehlt dir, um genauso zu empfinden? Eine ganz neue Welt?*

Denn das ist genau das, was wir

haben werden.

Die Mutter nähert sich ihrem Kind ein wenig. »Es ist nur …«, sagt sie mit erstickter Stimme. »Er ist so still!«

Kapitel 2

Cassia

Ky hat versprochen, sich heute Abend mit mir am See zu treffen.

Diesmal küsse ich ihn zuerst.

Und dann drückt er mich so fest an sich, dass die Gedichte, die ich unter meinem Hemd an meinem Herzen trage,

rascheln, so leise, dass nur wir beide es hören. Sein Herzschlag, der Rhythmus seines Atems, der Ton und das Timbre seiner Stimme klingen wie Musik in meinen Ohren, so dass ich am liebsten laut singen würde.

Er wird mir erzählen, wo er gewesen ist.

Ich werde ihm erzählen, wo ich hingehen will.

Ich strecke die Arme aus und überprüfe, ob auch nichts Verräterisches unter den Ärmeln meines Hemdes hervorschaut, denn unter meinen formlosen Zivilkleidern schmiegt sich heute rote Seide weich an meinen Körper. Ich trage eines der Hundert Kleider, das bei den Händlern

aufgetaucht ist – wahrscheinlich Diebesgut. Den Preis, den ich dafür bezahlt habe – ein Gedicht –, war es allemal wert. Wie schön es ist, einen so leuchtend bunten Stoff ans Licht halten und über den Kopf streifen zu können! Wie leicht ich mich darin fühle!

Ich arbeite als Sortiererin für die Gesellschaft hier in der Hauptstadt der Provinz Central, aber insgeheim bin ich für die Erhebung im Einsatz und handle mit den Archivisten. Nach außen hin bin ich ein braves Mitglied der Gesellschaft in Zivilkleidung, doch darunter trage ich Seide und Papier auf der Haut.

Ich habe festgestellt, dass sich die Gedichte am leichtesten transportieren

lassen, indem ich sie mir um die Taille oder um die Handgelenke binde. Natürlich trage ich nicht alle meine Gedichte bei mir, sondern habe einen Platz gefunden, an dem ich die meisten verstecken kann. Einige möchte ich jedoch niemals missen.

Ich öffne meinen Tablettenbehälter. Alle Tabletten sind da: grün, blau, rot. Und noch etwas. Ein winziger Papierschnipsel, auf den ich die Worte erinnere dich notiert habe. Sollte ich je dazu gezwungen werden, die rote Tablette zu nehmen, schiebe ich diesen Zettel in meinen Ärmel, und wenn ich dann in den Behälter sehe, weiß ich, dass man mir meine Erinnerungen geraubt hat.

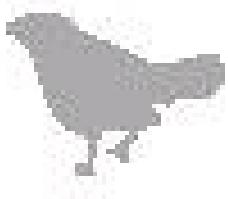
Bestimmt bin ich nicht die Erste, die

auf so eine Idee gekommen ist. Wie viele meiner Mitmenschen wissen etwas, was sie nicht wissen sollten – nicht *was* sie verloren haben, aber *dass* sie verloren haben?

Mir bleibt nur die Hoffnung, dass ich nichts vergesse und ebenso resistent gegen die Wirkung der Tablette bin wie Indie, Xander und Ky.

Die Gesellschaft denkt, dass die rote Tablette bei mir wirkt. Aber sie wissen nicht alles. Was die Gesellschaft angeht, bin ich natürlich nie in den Äußeren Provinzen gewesen. Weder habe ich Canyons durchquert noch nachts unter einem funkelnden Sternenzelt, umtost von silbriger Gischt, einen Fluss

bezwungen. So weit bekannt ist, war ich nie weg.



»Das ist deine Geschichte«, sagte der Abgesandte der Erhebung, bevor sie mich nach Central schickten.

Er reichte mir ein Blatt Papier, und ich las:

Die Funktionäre haben mich im Wald von Tana gefunden, in der Nähe meines Arbeitslagers. Ich weiß nichts mehr über den Abend und die Nacht, die ich dort verbracht habe. Ich weiß nur, dass ich irgendwie in den Wald

geraten bin.

Ich blickte auf. »Es gibt eine Funktionärin, die bereit ist, deine Geschichte zu bestätigen, und behaupten wird, dich in den Wäldern gefunden zu haben«, sagte mein Gegenüber.

»Ich soll eine rote Tablette erhalten haben«, riet ich. »Um mir die Erinnerung daran zu nehmen, wie sie die anderen Mädchen in Luftschiffen abtransportiert haben.«

Der Mann nickte. »Offenbar hat eines der Mädchen im Lager eine Störung verursacht. Diejenigen, die aufgewacht sind und sie gesehen haben, haben alle eine rote Tablette erhalten.«

Indie, dachte ich. Sie war diejenige, die schreiend weggelaufen war. Weil sie

wusste, was man mit uns vorhatte.

»Wir behaupten einfach, du hättest anschließend gefehlt«, sagte der Mann. »Man hat dich einen Moment aus den Augen gelassen, und du hast dich entfernt, während die rote Tablette ihre Wirkung entfaltete. Später hat man dich dann gefunden.«

»Wie habe ich überlebt?«, fragte ich.

Der Mann tippte auf das Blatt Papier.

Ich hatte Glück. Von meiner Mutter habe ich gelernt, welche Pflanzen giftig sind. Ich habe nach Nahrung gesucht. Im November wachsen dort noch immer essbare Pflanzen.

Die Geschichte hat sogar einen wahren Kern. Die Lehren meiner Mutter

haben mir tatsächlich geholfen zu überleben, allerdings in den kargen Canyons, nicht im Wald.

»Deine Mutter hat im Arboretum gearbeitet«, fuhr der Mann fort. »Und du kennst dich im Wald aus.«

»Stimmt«, sagte ich. Es war der Wald auf dem Hügel in Oria und nicht in Tana, aber vielleicht klang der Vorwand trotzdem glaubwürdig.

»Es passt also alles zusammen«, sagte der Mann.

»Solange mich die Gesellschaft nicht ins Kreuzverhör nimmt«, erwiderte ich.

»Das wird nicht geschehen«, entgegnete er. »Hier sind ein Silberetui und ein Tablettenbehälter als Ersatz für deine verlorenen Sachen.«

Ich öffnete die Pillendose. Eine grüne Tablette, eine blaue. Und eine rote natürlich, welche die ersetzen sollte, die ich angeblich auf den Befehl einer Funktionärin in Tana eingenommen hatte. Ich dachte an die anderen Mädchen, die die Tablette tatsächlich geschluckt hatten. Die meisten erinnerten sich jetzt nicht mehr an Indie und wie sie geschrien hatte. Sie war einfach verschwunden, genau wie ich.

»Denk daran!«, mahnte der Mann. »Du weißt nur noch, dass du auf einmal im Wald warst und nach Nahrung gesucht hast. Du hast alles vergessen, w a s *wirklich* in den letzten zwölf Stunden, bevor du an Bord des

Luftschiffs gegangen bist, passiert ist.«

»Was soll ich tun, wenn ich in Central bin?«, fragte ich. »Man hat mir gesagt, ich könne der Erhebung am besten aus dem Inneren der Gesellschaft heraus dienen. Warum?«

Ich sah, wie mich der Mann forschend musterte, als frage er sich, ob ich der Aufgabe gewachsen sei, die mir zugedacht war. »Die Gesellschaft hat geplant, dich für deine endgültige Arbeitsstelle nach Central zu schicken«, sagte er. Ich nickte. »Du bist eine Sortiererin. Eine sehr gute, geht man nach den Daten der Gesellschaft. Jetzt, da dein Aufenthalt im Arbeitslager vorüber ist, weil du dort gute Arbeitsleistung gezeigt hast, werden sie

froh sein, dich endlich einsetzen zu können. Die Erhebung kann daraus ihren Nutzen ziehen.« Dann erklärte er mir, welcher Sortiervorgang der entscheidende war und was ich tun sollte, wenn ich dabei eingesetzt wurde. »Du musst geduldig sein«, riet er mir. »Es kann eine Weile dauern.«

Das war ein guter Rat, denn bisher habe ich nichts Wichtiges sortiert. Jedenfalls ist mir nichts aufgefallen. Aber das macht mir nichts aus. Ich brauche die Erhebung nicht, um die Gesellschaft von innen zu unterwandern.

Wann immer ich kann, schreibe ich. Ich forme Buchstaben auf die unterschiedlichsten Arten: Aus Bündeln

von langem Gras bilde ich ein *K*, zwei Stöcke lege ich zu einem *X* übereinander. Ihre feuchte Rinde hebt sich dunkel von der silbrigen Metallbank ab, die auf einer Grünfläche in der Nähe meiner Arbeitsstelle steht. Auf dem Boden bilde ich einen Kreis – ein O – aus Steinen, so wie ein geöffneter Mund. Und natürlich schreibe ich auch auf die Weise, die Ky mir beigebracht hat.

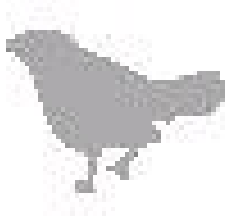
Überall halte ich nach schriftlichen Zeugnissen anderer Ausschau. Doch bisher scheint niemand außer mir das Schreiben erlernt zu haben und es anzuwenden, jedenfalls habe ich noch keine Anzeichen dafür entdeckt. Doch eines Tages wird es soweit sein. Vielleicht sitzt schon jetzt irgendwo

jemand verborgen in seiner Wohnung und schwärzt mit Feuer Holzstöckchen an, wie Ky es früher getan hat, um den Namen eines geliebten Menschen zu schreiben.

Ich bin mir ganz sicher, dass ich nicht die Einzige bin, die kleine Akte der Rebellion vollzieht. So mancher schwimmt gegen den Strom oder taucht darunter hindurch. Ich war diejenige, die aufgeblickt hat, wenn etwas Dunkles die Sonne verdeckte, und zugleich war ich der Schatten, der an dem schmalen Grat entlanggehuscht ist, wo Erde und Wasser den Himmel berühren.

Tag für Tag wälze ich den Stein, den mir die Gesellschaft aufgebürdet hat,

den Hügel hinauf, immer und immer wieder. In meinem Inneren verbergen sich die wahren Dinge, die mir Kraft verleihen – meine Gedanken, die kleinen Steine meiner eigenen Wahl. Sie kullern mir durch den Kopf: klein, manche glattpoliert vom vielen Rollen, andere neu und rau, manche schmerzhaft kantig.



Zufrieden darüber, dass man die Gedichte nicht sehen kann, gehe ich den Flur zu meinem winzigen Apartment entlang und betrete die Diele. Ich will gerade die Tür schließen, als von

draußen jemand anklopft. Erschrocken weiche ich zurück. Ein Besucher, um diese Zeit? Wie viele andere, die schon gepaart wurden, aber noch keinen Ehevertrag geschlossen haben, lebe ich allein in meiner winzigen Wohnung, und wie auch früher in unserem Viertel, wird es auch hier nicht gern gesehen, wenn wir einander besuchen.

Vor der Tür steht eine Funktionärin. Sie lächelt mich freundlich an. Merkwürdig – sie ist ganz allein. Normalerweise sind Funktionäre immer zu dritt unterwegs. »Cassia Reyes?«, fragt sie.

»Ja?«

»Bitte kommen Sie mit mir«, sagt sie. »Sie werden im Sortierzentrum

gebraucht und müssen Überstunden leisten.«

Aber ich wollte mich doch heute Abend mit Ky treffen! Es schien doch so, dass sich die Dinge für uns besserten – endlich sollte er nach Central fliegen, und die Nachricht, die er mir geschickt hatte, um mir mitzuteilen, wo und wann wir uns treffen konnten, erreichte mich rechtzeitig. Manchmal hatte es Wochen anstatt weniger Tage gedauert, bis ein Brief ankam, aber dieser war schnell gewesen. Widerwillig mustere ich die Funktionärin: weiße Uniform, säuberlich angebrachte Abzeichen, undurchdringliches Gesicht. *Warum lasst ihr uns nicht in Ruhe?*, frage ich

mich im Stillen. *Benutzt doch die Computer. Lasst sie die ganze Arbeit tun!* Doch das würde einem der wichtigsten Grundsätze der Gesellschaft widersprechen. Nämlich dem, den sie uns von klein auf immer wieder erklärt haben: *Technologie kann versagen, so ist es den Gesellschaften vor der unseren ergangen.*

Plötzlich fällt mir das Ungewöhnliche an der Situation auf – ob es jetzt an der Zeit ist, die Aufgabe der Erhebung zu erfüllen? Ich betrachte die Funktionärin genauer, doch ihr Gesicht bleibt unbewegt und ruhig. Man sieht ihr nicht an, was sie weiß oder für wen sie tatsächlich arbeitet. »An der Airtrain-Haltestelle sind noch andere«, erklärt

sie.

»Wird es lange dauern?«, frage ich.

Sie antwortet nicht.

Auf der Fahrt im Airtrain passieren wir den See, der dunkel in der Ferne liegt.

Niemand geht je dorthin. Der See ist noch aus der Zeit vor der Gesellschaft mit Umweltgiften belastet, und man kann nicht gefahrlos hineingehen oder daraus trinken. Die Gesellschaft hat die meisten Kais und Anlegestellen abgerissen, an denen die Leute vor langer Zeit ihre Boote liegen hatten. Doch bei Tageslicht sieht man noch drei gleich lange Stege nebeneinander, die übrig geblieben sind und wie Finger in das Wasser

hineinragen. Vor Monaten, als ich den See das erste Mal gesehen habe, habe ich Ky von diesem Ort erzählt. Dass es ein guter Platz wäre, um sich zu treffen – ein Ort, den er von oben genauso gut finden kann wie ich von hier unten.

Jetzt kommt auf der anderen Seite des Airtrains die Kuppel der Stadthalle von Central in Sicht, wie ein zu naher Mond, der niemals untergeht. Unwillkürlich werde ich noch immer von Stolz erfüllt und höre im Geiste unsere Nationalhymne, wenn ich die vertrauten Umrisse einer Stadthalle sehe.

Doch auch die Stadthalle besucht niemand mehr.

Sie und die angrenzenden Gebäude sind von einer hohen weißen Mauer

umgeben, die schon vor meiner Ankunft hier errichtet wurde. Renovierungsarbeiten sind der offizielle Grund. Schon bald würde die Sperrzone wieder geöffnet, heißt es.

Die Sperrzone fasziniert mich, vor allem, weil niemand weiß, aus welchem Grund sie *wirklich* errichtet wurde. Das, was auf der anderen Seite der Mauer ist, zieht mich an, und manchmal nehme ich nach der Arbeit einen kleinen Umweg in Kauf, um an der glatten weißen Oberfläche entlangzuspazieren. Jedes Mal denke ich daran, wie viele Bilder Ky und seine Mutter auf diese Mauer hätten malen können, die im leichten Bogen verläuft und in meiner

Vorstellung einen perfekten Kreis bildet. Da ich nie ganz herumgegangen bin, kann ich mir dessen jedoch nicht sicher sein.

Bisher konnte mir auch niemand eine Antwort darauf geben, seit wann genau die Sperrzone existiert – irgendwann im Laufe des letzten Jahres muss sie entstanden sein. Keiner scheint sich daran zu erinnern, warum sie errichtet wurde, jedenfalls verrät es niemand.

Ich möchte wissen, was sich hinter jenen Mauern befindet.

Ich will so viel! Glück, Freiheit, Liebe. Aber auch ein paar ganz konkrete Wünsche habe ich.

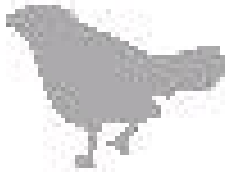
Zum Beispiel hätte ich gern ein ganz bestimmtes Gedicht und einen Mikrochip. Auf diese beiden Dinge

warte ich noch. Ich habe zwei meiner Gedichte für das Ende eines anderen eingetauscht, das mit den Worten *Dich hab ich nicht erreicht* beginnt und von einer Reise erzählt. In den Canyons habe ich den Anfang entdeckt und möchte unbedingt das Ende haben.

Das zweite Geschäft ist noch riskanter und kostspieliger. Ich habe sieben Gedichte eingetauscht, um Großvaters Mikrochip aus dem Haus meiner Eltern in Keya zu mir bringen zu lassen. Ich habe den Händler gebeten, sich an meinen Bruder Bram zu wenden und ihm eine verschlüsselte Botschaft von mir auszuhändigen, von der ich weiß, dass er sie entziffern kann. Schließlich hat er

auch die Spiele gemeistert, die ich damals zu Anfang seiner Schulzeit auf dem Schreibcomputer für ihn erstellt habe. Er wäre wohl auch eher bereit, mir den Mikrochip meines Großvaters zu schicken als meine Mutter oder mein Vater.

Bram. Ich wünschte, ich würde eine silberne Uhr finden, um ihm die zu ersetzen, die die Gesellschaft ihm weggenommen hat. Bisher waren aber alle zu teuer. Einen angemessenen Betrag würde ich bezahlen, aber keine Wucherpreise. Das habe ich in den Canyons gelernt: was ich bin, was ich nicht bin, was ich zu geben bereit bin und was nicht.



Das Sortierzentrum ist bis an den Rand seiner Kapazität gefüllt. Wir sind unter den Letzten, die eintreffen, und eine Funktionärin führt uns zu unseren Arbeitsplätzen. »Bitte beginnen Sie unverzüglich«, sagt sie, und kaum habe ich Platz genommen, erscheinen Worte auf meinem Bildschirm: *Nächster Sortiervorgang: exponentielle paarweise Zuordnung.*

Ohne eine Miene zu verziehen, richte ich den Blick auf den Bildschirm. Innerlich spüre ich jedoch einen kleinen Stich der Aufregung, als setzte mein Herz einen Schlag aus.

Auf diese Art von Sortiervorgang solle ich achten, hat die Erhebung mir aufgetragen.

Meine Kolleginnen und Kollegen lassen sich nicht anmerken, ob der Sortiervorgang irgendetwas für sie bedeutet, aber ich bin mir sicher, dass noch andere im Raum ihren Monitor anstarren und sich fragen: *Ist es endlich so weit?*

Warte auf die Daten, ermahne ich mich. Ich muss nicht nur auf einen bestimmten Sortiervorgang achten, sondern auch auf eine bestimmte Art von Daten, die ich falsch zuordnen soll.

Bei der exponentiellen paarweisen Zuordnung sind die Elemente

hierarchisch gegliedert, indem jede ihrer Eigenschaften nach Wichtigkeit klassifiziert wird. Anschließend werden die Elemente mit denjenigen gepaart, deren Eigenschaften gleichrangig sind – eine verzwickte, komplizierte, mühselige Arbeit, die volle Konzentration und Aufmerksamkeit erfordert.

Der Bildschirm flackert, und die Daten erscheinen.

Endlich! Das ist es!

Der richtige Sortiervorgang. Der richtige Datensatz.

Ist das der Beginn der Erhebung?

Für einen Augenblick zögere ich. Kann ich sicher sein, dass die Erhebung den Check-Error-Algorithmus außer

Kraft setzen kann? Was, wenn nicht? Dann werden all meine Fehler registriert. Der Alarm wird ertönen, und die Funktionärin wird nachsehen, was ich da tue.

Meine Hände zittern nicht, als ich ein Element über den Bildschirm schiebe und gegen den Impuls ankämpfe, es dort einzusortieren, wo es richtigerweise hingehören würde. Langsam bugsiere ich es an seinen Zielort und ziehe mit angehaltenem Atem den Finger zurück.

Kein Alarmton.

Der Bug der Erhebung hat funktioniert.

Ich bilde mir ein, einen leisen, erleichterten Seufzer im Raum zu hören.

Und dann kommt eine Erinnerung, die leicht wie ein Pappelsamen im Wind vorbeischwebt.

Habe ich so etwas schon einmal getan?

Nein, ich kann dieser Erinnerung jetzt nicht nachhängen, ich muss sortieren.

Es fällt mir richtig schwer, absichtlich Fehler zu machen, nachdem ich so viele Monate und Jahre meines Lebens damit verbracht habe, so perfekt wie möglich zu arbeiten. Ich handle wider meine Natur, aber die Erhebung will es so.

Normalerweise fließen die Daten schnell und ununterbrochen, doch diesmal entstehen zwischendurch kleine Pausen, in denen die Informationen neu geladen werden müssen. Das bedeutet,

dass sie teilweise von außerhalb kommen.

Die Tatsache, dass wir in Echtzeit arbeiten, deutet auf einen gewissen Zeitdruck hin. Ob die Erhebung jetzt stattfindet?

Ob Ky und ich gemeinsam dabei sein können?

Ganz kurz nur stelle ich mir vor, wie die schwarzen Luftschiffe über die weiße Kuppel der Stadthalle hinweg einschweben und wie mir der kühle Wind durch das Haar fährt, wenn ich ihm entgegenlaufe. Dann presst Ky seine warmen Lippen auf meine, und diesmal ist es kein Abschied, sondern ein Neuanfang.

»Wir paaren!«, sagt eine Männerstimme in die Stille hinein.

Aus meiner Konzentration gerissen, blicke ich blinzelnd vom Bildschirm auf.

Wie lange haben wir sortiert? Ich habe hart gearbeitet und versucht, die Anforderungen der Erhebung zu erfüllen. Ab einem bestimmten Punkt bin ich völlig in den Daten und in meiner Aufgabe aufgegangen.

Aus den Augenwinkeln heraus sehe ich etwas Grünes – die Uniformen von Wachen. Sie nähern sich dem Mann, der gesprochen hat.

Die Funktionäre habe ich gesehen, als wir hereingekommen sind, aber seit

wann sind die Wachen hier?

»Für das Bankett«, sagt der Mann und lacht. »Da ist etwas schiefgelaufen. Wir sortieren für das Paarungsbankett! Die Gesellschaft kommt nicht mehr nach!«

Ich halte den Kopf gesenkt und sortiere weiter, doch in dem Moment, als sie ihn an mir vorbeizerren, hebe ich den Blick und sehe ihn an. Sie haben ihn mit einem Tuch geknebelt, so dass er nur noch unverständliche Laute ausstoßen kann. Einen Moment lang sehen wir uns in die Augen, dann ist er fort.

Mit zitternden Händen fahre ich weiter über den Bildschirm. Hat er etwa recht?

Sind wir wirklich dabei, junge Leute zu paaren?

Heute ist der Fünfzehnte. Der Tag des Paarungsbanketts.

Die Funktionärin damals zu Hause hat mir erzählt, die Paarung fände eine Woche vor dem Bankett statt. Warum wurde das geändert? Wodurch ist die Gesellschaft derart unter Druck geraten? Daten, die so kurz vor dem Ball ausgewählt werden, enthalten zwangsläufig Fehler, weil keine Zeit mehr bleibt, sie auf ihre Richtigkeit zu überprüfen.

Außerdem hat die Paarungsbehörde ihre eigenen Sortierer. Die Paarungen sind für die Gesellschaft von größter Wichtigkeit. Bedeutendere Menschen als wir sollten sie vornehmen.

Vielleicht hat die Gesellschaft einfach nicht mehr genug Zeit und auch nicht genügend Personal. Irgendetwas geschieht dort draußen. Ich habe fast das Gefühl, als sei die Paarung bereits durchgeführt worden, müsse aber in letzter Minute noch einmal wiederholt werden.

Die Daten könnten sich geändert haben.

Beim Paaren repräsentieren die Daten Menschen: Augen-und Haarfarbe, Temperament, bevorzugte Freizeitaktivität. Was könnte sich bei so vielen Menschen so plötzlich geändert haben?

Vielleicht haben sich die Menschen

nicht geändert. Vielleicht sind sie weg.

Doch was könnte eine solche Dezimierung der Gesellschaft verursacht haben? Bleibt noch ausreichend Zeit, um für jeden Einzelnen Mikrochips herzustellen, oder werden die silbernen Etuis heute Abend leer sein? Ob mit den anderen Sortierern etwas geschehen ist?

Ein Datensatz taucht auf und erlischt so schnell wieder, dass ich ihn kaum erkennen kann.

Wie Kys Gesicht auf dem Mikrochip damals.

Warum findet das Paarungsbankett überhaupt statt, wenn die Fehlerwahrscheinlichkeit so hoch ist?

Weil das Paarungsbankett das wichtigste Fest der Gesellschaft ist. Die

Paarung ist die Voraussetzung für alle anderen Zeremonien; sie ist die bedeutendste Errungenschaft der Gesellschaft. Wenn das Bankett nicht mehr stattfindet, und sei es nur einen Monat lang, werden alle Bürger erfahren, dass grundlegende Umwälzungen im Gange sind.

Deswegen hat die Erhebung gerade jetzt den Bug eingeschleust, durch den einige von uns falsche Paarungen bilden können, ohne erwischt zu werden. Wir ruinieren den ohnehin schon fehlerhaften Datensatz noch zusätzlich.

»Bitte stehen Sie auf«, sagt die Funktionärin, »und nehmen Sie Ihre Tablettenbehälter heraus.«

Ich gehorche, ebenso wie die anderen. Hinter den Trennwänden tauchen Gesichter auf, verunsicherte Blicke, besorgte Mienen.

Seid ihr resistent?, würde ich die anderen gerne fragen. *Werdet ihr euch hinterher an dies hier erinnern?*

Werde ich mich daran erinnern?

»Nehmen Sie die rote Tablette heraus!«, befiehlt die Funktionärin. »Bitte warten Sie, bis sich ein Funktionär in Ihrer Nähe befindet, um die ordnungsgemäße Einnahme zu überwachen. Es gibt keinen Anlass zur Sorge.«

Die Funktionäre schreiten durch den Raum. Sie sind vorbereitet. Sobald

jemand seine rote Tablette eingenommen hat, füllen sie dessen Behälter sofort nach.

Sie haben also bereits gewusst, dass sie die roten Tabletten irgendwann am heutigen Abend benötigen würden.

Hand zum Mund, Rot durch die Kehle, Erinnerung zunichte.

Erneut schwebt die kleine Erinnerungsflocke vorüber. Ich werde das ungute Gefühl nicht los, dass die vage Erinnerung irgendwie mit dem Sortiervorgang und der jetzigen Situation zu tun hat. Wenn ich mich doch nur erinnern könnte …

Erinnere dich. Schritte nähern sich. Sie kommen näher. Früher hätte ich mich das nie getraut, aber die Geschäfte mit den

Archivisten haben mich Geschicklichkeit gelehrt. Ich schraube den Deckel des Behälters auf und lasse die winzige Notiz – *erinnere dich* – heimlich in meinem Ärmel verschwinden.

»Bitte nehmen Sie die Tablette ein«, fordert die Funktionärin mich auf.

Diesmal habe ich nicht solches Glück wie damals zu Hause. Die Funktionärin, die vor mir steht, wendet nicht den Blick ab, und es gibt kein Gras unter meinen Füßen, in das ich die Tablette treten könnte.

Ich will das nicht! Ich will meine Erinnerungen nicht verlieren!

Und wenn die rote Tablette bei mir genauso wenig wirkt wie bei Ky,

Xander und Indie? Dann kann ich mich hinterher an alles erinnern.

Wie auch immer: Ky werde ich nicht vergessen. Ihn können sie mir nicht mehr nehmen, dazu ist es zu spät.

»Jetzt!«, befiehlt die Funktionärin, und ich lege die Tablette in den Mund.

Sie schmeckt salzig. Wie ein Schweißtropfen, eine Träne oder vielleicht ein Schluck Meerwasser.

Kapitel 3

Ky

Der Steuermann wohnt irgendwo in den Grenzgebieten. Er wohnt hier in Camas.

Er wohnt nirgends. Er ist ständig in Bewegung.

Der Steuermann ist tot.

Der Steuermann kann nicht getötet

werden.

All diese Gerüchte werden im Lager flüsternd erzählt. Wir wissen nicht, wer der Steuermann ist, nicht mal, ob er männlich oder weiblich, jung oder alt ist.

Unsere Kommandeure erzählen uns, der Steuermann brauche uns und könne ohne uns nichts ausrichten. Uns wird der Steuermann dazu benutzen, die Gesellschaft zu stürzen – und zwar schon sehr bald.

Natürlich können es die Trainees nicht lassen, bei jeder Gelegenheit über den Steuermann zu sprechen. Manche spekulieren, dass unser Chefpilot, der unser Training überwacht, der Steuermann sei – der Anführer der

Erhebung.

Die meisten Trainees wollen es dem Chefpiloten unter allen Umständen recht machen, so dass es schon fast peinlich ist. Ich nicht. Ich bin nicht wegen des Steuermannes bei der Erhebung, sondern Cassia zuliebe.

Als ich in dieses Lager gekommen bin, habe ich anfangs befürchtet, die Erhebung würde uns hier ebenso als Lockvögel benutzen, wie es die Gesellschaft getan hat, aber dafür hat sie zu viel in unsere Ausbildung investiert. Nein, ich glaube nicht, dass wir so hart trainiert haben, um dann in den sicheren Tod zu gehen. Doch was geschieht, wenn die Erhebung an die Macht kommt?

Darüber wird nicht oft geredet. Es heißt, dann hätten wir alle mehr Freiheiten, und es gäbe keine Aberrationen oder Anomalien mehr. Aber das sind auch schon so ziemlich alle Spekulationen.

Die Gesellschaft hat uns Aberrationen richtig eingeschätzt. Wir sind gefährlich. Ich bin so einer, dem ein guter Bürger nachts nicht im Dunkeln begegnen möchte – ein schwarzer Schatten mit tiefliegenden Augen. Die Gesellschaft glaubt jedoch, ich sei längst in den Äußeren Provinzen umgekommen. Eine Aberration mehr, die sie losgeworden sind.

Ein fliegender Toter.

»Fliegen Sie zwei scharfe Kurven«, befiehlt die Stimme meines Vorgesetzten

aus dem Lautsprecher im Armaturenbrett. »Eine Linkskurve nach Süden und dann sofort eine Rechtskurve nach Norden, beide bei hundertachtzig Grad.«

»Zu Befehl«, antworte ich.

Bei der Prüfung muss ich meine Koordinationsfähigkeit unter Beweis stellen und zeigen, dass ich das Schiff beherrsche. Bei einer koordinierten Wendung in sechzig Grad Schräglage ist die Schwerkraft, die auf mich und das Luftschiff einwirkt, doppelt so hoch wie im Normalfall. Ich kann keine abrupten Korrekturen oder Kursänderungen durchführen, weil sonst die Gefahr droht, dass ich das Schiff übersteuere

oder es auseinanderbricht.

In den Kurven werden mein Kopf, meine Arme, ja, mein ganzer Körper tief in den Sitz gepresst, und ich muss mich anstrengen, um weiter aufrecht zu sitzen. Als der Druck schließlich nachlässt, klopft mein Herz, und ich fühle mich unnatürlich leicht.

»Hervorragend!«, lobt mein Ausbilder.

Man munkelt, ab und zu beobachte uns der Chefpilot. Er säße im Kontrollturm und verfolge unsere Manöver auf den Bildschirmen. Manche Trainees glauben, schon einmal mit dem Chefpiloten geflogen zu sein – er habe sich dann als Ausbilder ausgegeben. Ich glaube nicht daran. Aber dass er zuschaut, könnte

durchaus sein.

Ich stelle mir vor, dass auch Cassia mich sieht.

Ich wende das Luftschiff. Beim Start hat es geregnet, aber die Wolken habe ich unter mir zurückgelassen.

Cassia ist weit weg. Doch wer weiß – vielleicht bewirken Sehnsucht und Luftspiegelungen, dass sie in den Himmel schaut und etwas Schwarzes sieht, und weil sie weiß, wie ich fliege, weiß sie, dass ich es bin. Es sind schon seltsamere Dinge geschehen.

Gleich bin ich fertig mit meinem Übungsflug, und heute Nacht starte ich meine wahre Mission. Als sie mir letzte Woche meinen Auftrag gegeben haben,

konnte ich mein Glück kaum fassen. Central. Endlich. Heute Abend könnte sie mich wirklich fliegen sehen, wenn sie im richtigen Moment hinaufblickt.

Ich gehe wieder in Schräglage und in den Steigflug. Nur auf Trainingsflügen sind wir allein unterwegs. Normalerweise stellt die Erhebung Dreiergruppen zusammen: den Piloten, den Kopiloten und einen Boten, der im Frachtraum mitfliegt und Aufträge ausführt – Vorstöße in die Gesellschaft, die die Erhebung so geheim wie möglich hält. Am liebsten mag ich die Missionen, bei denen Pilot und Kopilot den Boten auf seiner Mission begleiten dürfen und wir im Auftrag der Erhebung durch die Straßen einer Stadt streifen.

Heute Abend habe ich den Befehl, beim Schiff zu bleiben, aber ich werde einen Weg finden, die Order zu umgehen. Ich könnte es nicht ertragen, Cassia in Central so nahe zu sein und sie dann nicht zu treffen. Ich werde mir eine Ausrede einfallen lassen und schnell zum See hinunterlaufen. Vielleicht kehre ich anschließend nicht mehr zurück, obwohl ich in gewisser Weise tatsächlich besser zur Erhebung passe als irgendwohin sonst.

Durch meine Jugend bin ich für die Arbeit bei der Erhebung prädestiniert. Jahrelang habe ich die Kunst perfektioniert, von der Gesellschaft unbemerkt zu bleiben, und ich hatte einen

Vater, der die Dinge nicht so akzeptiert hat, wie sie waren. Hier oben, wo er nie gewesen ist, verstehe ich ihn besser, als ich es am Boden je konnte. Manchmal denke ich an bestimmte Zeilen aus dem Gedicht von Dylan Thomas:

Und du mein Vater dort auf der Todeswacht,
Fluchsegne mich, von Tränenwut vermauert.

Wenn ich tun könnte, was ich *wirklich will*, würde ich alle, die ich liebe, einsammeln und wegfliegen. Erst lande ich in Central und hole Cassia, dann die

anderen, wo auch immer sie sein mögen. Ich würde meinen Onkel und meine Tante ausfindig machen, Patrick und Aida. Ich würde Cassias Eltern holen, ihren Bruder Bram, Xander, Em und alle anderen aus dem Viertel, in dem wir aufgewachsen sind. Ich würde Eli finden und dann wieder aufsteigen.

So viele würden niemals in dieses Luftschiff passen, es ist zu klein.

Aber wenn ich könnte, würde ich uns an einen sicheren Ort bringen. Wo der sein könnte, weiß ich noch nicht, aber wenn ich diesen Platz fände, wüsste ich sofort, dass er der richtige ist. Vielleicht ist es eine Insel mitten im Wasser, wo Indie früher die Erhebung vermutet hat.

Ich glaube nicht, dass die Canyons

noch sicher sind, aber im alten Feindgebiet muss es irgendwo einen geheimen Ort geben, an dem wir uns verstecken könnten. Wenn man die alten Landkarten in den Museen mit den neueren vergleicht, wird deutlich, dass die Gesellschaft die Äußeren Provinzen auf ihren Karten kleiner darstellt als früher. Sollte die Erhebung beim Sturz der Gesellschaft scheitern, wäre es möglich, dass in einer Generation die Äußeren Provinzen gar nicht mehr auf den Karten erscheinen. Ich frage mich, was es dort draußen gibt, worüber ich nichts weiß, und ob die Gesellschaft die Karten im Laufe der Zeit schon öfter angepasst hat. Es muss noch ein Land

jenseits des Feindgebiets existieren. Wie viel ist ausradiert und uns vorenthalten worden?

Mir wäre es egal, wie klein die Welt ist, Hauptsache, Cassia wäre bei mir. Ich habe mich der Erhebung angeschlossen, damit wir zusammen sein können. Doch sie haben sie zurück nach Central geschickt, und ich nutze jede Gelegenheit zum Fliegen, weil ich dabei am besten an sie denken kann. Solange die Gesellschaft mich nicht abschießt …

Dieses Risiko besteht immer. Aber ich bin vorsichtig. Ich gehe keine unnötigen Wagnisse ein wie manch anderer, der dem Chefpiloten imponieren will. Wenn ich sterbe, kann ich Cassia nichts mehr nützen.

Außerdem will ich Patrick und Aida finden. Ich möchte nicht, dass sie glauben, sie hätten noch einen Sohn verloren. Einer reicht.

Ja, sie betrachten mich als ihren Sohn, haben mich aber stets als eigenständigen Menschen gesehen, als Ky. Sie haben nicht versucht, in mir Matthew wiederzufinden, ihren leiblichen Sohn, der gestorben ist, bevor ich zu ihnen kam.

Ich weiß nicht viel über Matthew. Wir sind uns nie begegnet. Aber ich weiß, dass seine Eltern ihn sehr geliebt haben und dass sein Vater glaubte, er würde eines Tages Sortierer werden. Ich weiß, dass er Patrick bei der Arbeit

besucht hat, als ihn eine Anomalie angriff.

Patrick hat überlebt. Matthew nicht. Er war noch ein Kind. Noch nicht alt genug, um gepaart zu werden. Noch nicht alt genug, um seine endgültige Arbeitsstelle zu kennen. Und ganz sicher nicht alt genug, um zu sterben.

Ich habe keine Ahnung, was nach unserem Tod geschieht. Ich glaube aber nicht, dass es danach viel geben kann. Doch ich nehme an, dass unser Handeln und das, was wir erschaffen haben, noch nach unserem Tod fortwirkt. Vielleicht an einem anderen Ort, auf einer anderen Ebene.

Ich träume davon, uns alle ganz weit hinaufzufliegen, weit über die Welt

hinauf. Dort oben wird es nach und nach immer kälter. Wer weiß – wenn ich uns hoch genug brächte, würden dort vielleicht alle Bilder meiner Mutter auf mich warten, gefroren in der Luft.

Toter Mann atmet.

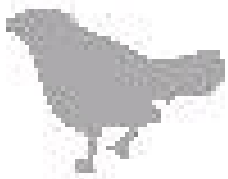
Ich denke daran, wie ich Cassia zum letzten Mal gesehen habe, am Ufer eines Flusses. Der Regen war zu Schnee geworden, und sie sagte mir, dass sie mich liebt.

Toter Mann lebt.

Ich lege eine schnelle, weiche Landung hin. Die Erde kommt immer näher, und der Himmel ist nicht mehr alles, was ich sehe, sondern wird zu einer Linie am Horizont. Es ist fast

dunkel.

Ich bin keineswegs tot, sondern war nie lebendiger.



Das Lager wirkt heute Abend geschäftiger als sonst. Einige grüßen mich, als ich vorbeigehe. Ich nicken ihnen nur kurz zu, halte den Blick aber auf die Berge gerichtet. Ich habe nicht den Fehler begankeigen, zu freundschaftlich mit den Leuten hier draußen umzugehen. Ich habe meine Lektion gelernt. Die beiden Freunde, die ich in den Lagern der Lockvögel

gewonnen hatte, sind beide fort. Vick ist tot und Eli irgendwo da draußen in den Bergen. Ich weiß nicht, wie es ihm ergangen ist.

Ich habe hier nur eine Freundin, sie kenne ich noch aus den Canyons.

Ich entdecke sie, als ich die Tür zum Speisesaal öffne. Obwohl sie bei einigen anderen steht, wirkt sie wie immer ein wenig isoliert und erntet von allen Seiten bewundernde, erstaunte Blicke. Sie gilt als eine der besten Pilotinnen in unserem Lager, aber trotzdem herrscht eine gewisse Distanz zwischen ihr und allen anderen. Ich habe keine Ahnung, ob sie so etwas überhaupt bemerkt, und wenn ja, ob es ihr etwas ausmacht.

»Indie«, sage ich und gehe auf sie zu. Jedes Mal, wenn ich sie sehe, bin ich erleichtert, dass sie noch am Leben ist. Obwohl sie ein Botenpilot ist wie ich und kein Kampfpilot, habe ich immer Angst, sie würde eines Tages nicht mehr zurückkehren. Noch kontrolliert die Gesellschaft den Luftraum, und Indie ist so unberechenbar wie immer.

»Ky«, beginnt sie ohne Überleitung. »Wir haben uns gerade darüber unterhalten – was glaubst *du*, wie der Steuermann kommen wird?« Sie spricht laut, und andere drehen sich zu uns um. »Früher dachte ich, der Steuermann würde übers Wasser kommen«, fährt Indie fort. »Das hat mir meine Mutter

immer erzählt. Aber inzwischen glaube ich nicht mehr daran. Nein, er muss vom Himmel kommen. Glaubst du nicht? Wasser gibt es nicht überall, den Himmel schon.«

»Ich weiß es nicht«, antworte ich. So ist das immer mit ihr – sie stürzt einen in ein Wechselbad der Gefühle. Man ist hin-und hergerissen zwischen Heiterkeit, Bewunderung und Verzweiflung. Die wenigen Trainees, die noch bei uns gestanden haben, murmeln Entschuldigungen, drehen sich um und lassen uns allein.

»Hast du heute Abend einen Botenflug?«, frage ich.

»Nein, heute Abend nicht«, antwortet sie. »Und du, hast du auch frei? Hast du

Lust, runter an den Fluss zu gehen?«

»Nein, ich habe Dienst«, erwidere ich.

»Wohin fliegst du?«

Uns ist es nicht erlaubt, miteinander über unsere Aufträge zu sprechen, aber ich lehne mich über den Tisch, so dicht zu ihr, dass ich die dunkelblauen Tupfen in Indies hellen Augen erkennen kann. »Central«, flüstere ich. Bis zu diesem Zeitpunkt habe ich gewartet, die Regeln zu brechen und es ihr zu erzählen. Damit sie nicht versucht, mich von dem Auftrag abzuhalten. Sie weiß, wenn ich einmal nach Central gelange, könnte ich einen Weg finden, dort zu bleiben.

Ohne mit der Wimper zu zucken

erwidert sie: »Darauf hast du lange gewartet.« Sie schiebt ihren Stuhl vom Tisch weg, und steht auf, um zu gehen. »Sieh zu, dass du wieder zurückkommst.«

Ich verspreche ihr nichts. Ich konnte Indie noch nie anlügen.

Ich habe gerade mit dem Essen angefangen, als die Sirene ertönt.

Ich stoße einen unterdrückten Fluch aus.

Keine Übung! Nicht heute Abend! Das kann nicht sein!

Ich erhebe mich mit dem Rest der Trainees, und wir eilen nach draußen. Gestalten, genauso hastig und ebenso dunkel gekleidet wie ich, eilen zu den

Schiffen. Allem Anschein nach ist es eine Ernstfallübung. Die Start-und Landebahnen sowie die angrenzenden Flächen sind mit Luftschiffen und angehenden Piloten überfüllt, die alle diese Übung absolvieren – um bereit zu sein für den einen, großen Botenflug, mit dem wir eines Tages die Gesellschaft übernehmen werden. Ich schalte mein Miniterminal ein. *Bei Startbahn 13 melden. Gruppe 3. Schiff C-5. Kopilot*, lautet die Nachricht

Ich glaube nicht, dass ich dieses Schiff schon einmal geflogen habe, doch das spielt keine Rolle. Ein ähnliches habe ich bestimmt schon einmal gesteuert. Aber warum bin ich Kopilot?

Normalerweise bin ich der Pilot und nicht der Kopilot, egal, mit wem ich fliege.

»Zu den Schiffen!«, rufen die Kommandeure. Die Sirenen heulen.

Als ich mich dem Schiff nähere, sehe ich, dass innen bereits Licht brennt und sich jemand im Cockpit bewegt. Der Pilot muss schon an Bord sein.

Ich nehme die Stufen und öffne die Tür.

Indie dreht sich zu mir um und reißt vor Erstaunen die Augen auf. »Was machst du denn hier?«

»Ich bin der Kopilot. Bist du die Pilotin?«

»Ja.«

»Wusstest du, dass wir zusammen

fliegen?«

»Nein.« Sie dreht sich wieder zum Armaturenbrett um und startet die Antriebssysteme des Schiffes – ein gleichermaßen vertrautes wie beunruhigendes Geräusch. Dann dreht sie ihren Kopf mit einer ruckartigen Bewegung zu mir herum, so dass ihr Zopf durch die Luft fliegt. Verärgert fragt sie: »Warum werden wir beide auf einem Schiff eingesetzt? Wir sind beide gut! Das ist doch Verschwendung!«

Die Stimme des Gruppenkommandeurs ertönt durch die Sprechanlage im Cockpit. »Beginn der letzten Überprüfung vor dem Start!«

Ich unterdrücke einen Fluch. Es ist

wirklich eine Übung für den Ernstfall. Wir werden tatsächlich fliegen. Meine Reise nach Central kann ich vergessen.

Es sei denn, wir werden während unserer Übung dorthin geschickt. Mir bleibt noch ein Funken Hoffnung.

Indie sagt ins Mikrophon: »Unser Bote fehlt noch!«

Genau in dem Moment wird die Tür geöffnet, und eine weitere Gestalt in Schwarz tritt ein. Im ersten Moment können wir sie nicht erkennen, und ich denke: *Vielleicht ist es Vick, oder Eli.* Warum eigentlich nicht? Dass ich mit Indie zusammen in diesem Einsatz bin, fühlt sich genauso unwahrscheinlich an.

Doch Vick ist tot und Eli irgendwo weit weg.

»Bist du der Bote?«, fragt Indie.

»Ja«, antwortet der Neuankömmling. Er muss in unserem Alter sein, vielleicht ein, zwei Jahre älter. Ich glaube nicht, dass ich ihn schon einmal gesehen habe, aber es strömen ja auch ständig neue Leute ins Lager. Ich entdecke mehrere Kerben in seinen Stiefelsohlen, als er hinüber zur Luke geht.

»Du warst in den Lockvogel-Dörfern«, sage ich. Hier sind eine Menge anderer, die auch eine Zeitlang als Lockvögel eingesetzt waren.

»Ja«, antwortet er kurz angebunden. »Ich heiße Caleb.«

»Wir haben uns dort nicht gekannt, oder?«, frage ich.

»Du mich nicht«, entgegnet er und verschwindet im Frachtraum.

Indie sieht mich an, eine Augenbraue hochgezogen, und sagt: »Vielleicht haben sie ihn mitgeschickt, um das Gleichgewicht wiederherzustellen. Zwei intelligent, einer blöd.«

»Haben wir für die Übung Fracht geladen?«, frage ich.

»Ja, medizinisches Material.«

»Welche Art von Material?«, frage ich. »Echtes?«

»Keine Ahnung. Die Kisten sind versiegelt.«

Kurz nachdem Indie gestartet ist, spuckt der Computer im Cockpit

Flugkoordinaten aus.

Ich lese den Ausdruck.

»Wohin geht es?«, fragt Indie.

»Grandia City«, antworte ich. *Nicht nach Central.*

Doch Grandia liegt grob in derselben Richtung. Vielleicht können wir über Grandia hinweg und weiter nach Central fliegen.

Indie gegenüber erwähne ich erst einmal nichts.

Wir lassen die dunklen Schatten bei den Bergen zurück, in denen sich unser Lager verbirgt, fliegen über die Vororte von Camas City und dann über die Stadt selbst, mit ihrem Fluss und den höheren Gebäuden rund um die Stadthalle.

Sie sind von einem hellen Lichtkreis

umgeben.

»Seit wann ist das denn da?«, frage ich. Ich bin schon seit knapp einer Woche nicht mehr über die Stadt geflogen.

»Keine Ahnung«, sagt Indie. »Kannst du erkennen, was das ist?«

»Sieht wie eine Mauer aus. Rund um die Stadthalle und die angrenzenden Gebäude.«

Mein Unbehagen nimmt zu. Ich halte den Blick auf das Control Panel gerichtet und muss den Impuls unterdrücken, Indie anzusehen. Warum zieht sich eine Mauer rund um das Zentrum von Camas City? Und warum hat man ausgerechnet heute Indie und

mich im Team rausgeschickt?

Haben Cassia und Xander dasselbe empfunden, als sie gepaart wurden? *Das kann doch nicht stimmen! Das ist viel zu unwahrscheinlich! Wie konnte das passieren?*

Indie scheint etwas Ähnliches zu denken wie ich. »Die Erhebung hat uns gepaart«, bemerkt sie. Dann, als Camas City unter uns verschwindet, lehnt sie sich näher zu mir und flüstert: »Das ist keine Übung! Ich glaube, das ist der Anfang!«

Sie könnte tatsächlich recht haben.

Kapitel 4

Xander

Der Medic erhebt sich, nachdem er den kleinen Jungen untersucht hat, und teilt den Eltern mit: »Der Zustand ihres Sohnes ist stabil. Wir haben schon mehrere dieser Krankheitsfälle gehabt. Die Patienten werden lethargisch und

fallen in einen schlafähnlichen Zustand.« Er winkt den Assistenten zu, die eine Trage für das Kind bringen. »Wir nehmen ihn gleich mit ins medizinische Zentrum, dort können wir ihn am besten versorgen.«

Die Mutter nickt. Sie ist ganz blass. Der Vater steht auf und will helfen, seinen Sohn auf die Trage zu legen, doch die Assistenten weichen vor ihm zurück. »Sie müssen ebenfalls mitkommen«, sagt der Medic zu den Eltern des Jungen und wendet sich dann auch an uns Funktionäre. »Sie müssen alle in Quarantäne, zur Vorsicht.«

Ich werfe Funktionärin Lei einen Blick von der Seite zu. Sie schaut aus dem Fenster, hinüber zu den Bergen. Mir

ist aufgefallen, dass die Leute, die aus dieser Provinz stammen, das häufig tun. Sie schauen immer hinüber zu den Bergen. Vielleicht wissen sie etwas, was ich nicht weiß. Verbirgt sich dort der Steuermann?

Ich wünschte, ich könnte die Eltern des kleinen Jungen beruhigen. Die Angst in ihren Gesichtern verrät mir, dass sie nicht zur Erhebung gehören. Sie wissen nichts von einem Steuermann oder einem Heilmittel.

Doch es gibt eines. Da bin ich mir sicher. Die Erhebung hat alles geplant:

Die Seuche hat sich seit Monaten in der Bevölkerung ausgebreitet. Bisher konnte die Gesellschaft die Krankheit

kontrollieren, aber eines Tages wird sie ihre rapide Ausbreitung nicht mehr verhindern können. Für die Bevölkerung wird dann offensichtlich, was sie bis dahin nur vermutet hat: Es gibt eine Krankheit, die die Gesellschaft nicht heilen kann.

Der Ausbruch der Seuche bedeutet unseren Anfang.

Ich nehme an der zweiten Phase der Erhebung teil, was bedeutet, dass ich auf die Instruktionen des Steuermannes warten muss, bevor ich zum Einsatz komme. Ich muss mich so bald wie möglich im medizinischen Zentrum melden. Die Stimme des Steuermannes habe ich noch nie gehört, doch meine Kontaktperson in der Erhebung hat mir

versichert, ich würde sie sofort erkennen, wenn sie ertönt.

Meine Aufgabe wird leichter als gedacht. Da mich die Gesellschaft in Quarantäne steckt, werde ich bereit sein, wenn der Steuermann endlich spricht.

Die Medics reichen uns allen Masken und Handschuhe, bevor wir ins Aircar steigen. Ich ziehe mir die Maske über das Gesicht, obwohl ich weiß, dass ich keine der Vorsichtsmaßnahmen brauche. Ich kann die Seuche nicht bekommen.

Denn auch diese Wirkung hat das Medikament der Erhebung: Weder die roten Tabletten noch die Seuche können einem etwas anhaben.

Das Baby weint laut, als man ihm die

Maske aufsetzt, und ich sehe es besorgt an. Der Kleine könnte erkranken, weil er dem Virus höchstwahrscheinlich schon ausgesetzt war, bevor wir ihm die Tablette geben konnten.

Doch wenn er krank wird, rufe ich mir ins Gedächtnis, *kann die Erhebung ihn heilen*.

Ein Fluss schlängelt sich quer durch Camas City. Tagsüber ist das Wasser blau, heute Nacht gleicht es einer breiten schwarzen Straße. Eine Weile schweben wir auf unserem Weg in die Innenstadt über die dunkle Wasseroberfläche.

Die Hauptgebäude der Stadt, einschließlich des größten medizinischen Zentrums von Camas,

sind alle von einer hohen weißen Mauer umgeben. »Seit wann steht die denn da?«, fragt der Vater des Jungen, doch die Sanitäter antworten nicht.

Die Mauer ist neu. Die Gesellschaft hat sie errichtet, um die Seuche unter Kontrolle zu halten. Sie ist nur eine der Mauern, die die Erhebung wird einreißen müssen.

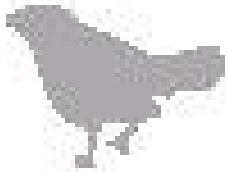
»Behaupten Sie bloß nicht, Sie wüssten es nicht!«, protestiert der Vater laut und wütend. »Funktionäre wissen alles!« Dabei sieht er uns alle der Reihe nach an. Ich halte seinem Blick stand.

»Wir haben Ihnen alles gesagt, was wir können«, erwidert Funktionär Brewer. »Ihre Familie leidet schon

genug. Ich würde Ihnen raten, sie nicht noch mehr in Schwierigkeiten zu bringen.«

»Es tut mir leid«, sagt Funktionärin Lei zum Vater. Ich kann das Mitgefühl in ihrer Stimme hören. Ich hoffe, dass auch der Steuermann sich so anhört.

Der Vater wendet sich wieder nach vorn, die Schultern angespannt. Er sagt nichts mehr. Ich kann es kaum erwarten, meine Uniform loszuwerden. Sie verspricht mehr, als sie halten kann, und repräsentiert eine Instanz, an die ich schon seit Jahren nicht mehr glaube. Sogar Cassia hat das Gesicht verzogen, als sie mich zum ersten Mal darin gesehen hat.



»Was denkst du?«, fragte ich sie. Ich stand vor dem Terminal, streckte die Arme aus und drehte mich im Kreis, grinsend, weil ich wusste, dass die Gesellschaft mich beobachtete. Ich musste mich so verhalten, wie es von mir erwartet wurde.

»Hätte ich nicht bei deiner Ernennung dabei sein sollen?«, fragte sie mit großen Augen. Sie musste ihre Gefühle unterdrücken, das konnte ich deutlich ihrer Stimme entnehmen. Doch welche Gefühle waren das? Überraschung? Ärger? Traurigkeit?

»Ja, schon«, sagte ich, »aber der

Ablauf der Zeremonie wurde geändert. Meine Eltern konnten auch nicht dabei sein. Ich war ganz allein.«

»O Xander!«, sagte Cassia. »Wie schade für dich!«

»Nicht so schlimm«, sagte ich und fügte scherzhaft hinzu: »Du bist ja dabei, wenn wir unseren Ehevertrag feiern.«

Sie erwiderte nichts, schließlich wurden wir beobachtet. Da standen wir nun. Meine größte Sehnsucht war es, bei ihr zu sein, doch das war unmöglich, da sie in Central wohnt und ich in Camas. Wir unterhielten uns über die Terminals in unseren Wohnungen.

»Deine Schicht muss doch schon seit Stunden vorbei sein«, sagte sie. »Hast du deine Uniform etwa den ganzen Tag

anbehalten, nur um damit anzugeben?« Sie ging auf meine Neckerei ein, und das beruhigte mich.

»Nein«, erwiderte ich. »Die Vorschriften wurden geändert. Wir müssen unsere Uniformen jetzt immer tragen, nicht nur zur Arbeit.«

»Sogar nachts im Bett?«, fragte sie.

Ich lachte. »Nein, dann nicht.«

Sie nickte und errötete leicht. Woran sie wohl dachte? Ich hätte mir so gewünscht, mit ihr zusammen zu sein, in ein-und demselben Zimmer. Wenn man sich gegenübersteht, kann man viel besser zum Ausdruck bringen, was man wirklich denkt.

Ich hätte so viele Fragen an sie

gehabt!

Geht es dir wirklich gut? Was ist in den Äußeren Provinzen geschehen? Haben dir die blauen Tabletten geholfen? Hast du meine Botschaften gelesen? Hast du mein Geheimnis entdeckt? Weißt du, dass ich zur Erhebung gehöre? Hat Ky es dir erzählt? Bist du jetzt auch dabei?

Du hast ihn geliebt, als du in die Canyons gegangen bist. Hast du ihn immer noch geliebt, als du wieder herausgekommen bist?

Ich hasse Ky nicht. Ich respektiere ihn. Aber das bedeutet noch lange nicht, dass ich damit einverstanden bin, dass er mit Cassia zusammen ist. Natürlich sollte sie mit dem zusammen sein, den

sie liebt, aber noch hoffe ich, dass ich das irgendwann sein werde.

»Schön, oder?«, fragte sie. »Teil von etwas zu sein, das größer ist als man selbst.«

»Stimmt«, sagte ich, und wir sahen uns in die Augen, trotz der großen Entfernung, die uns trennte. Ich wusste genau, dass sie die Erhebung meinte und nicht die Gesellschaft. *Wir sind beide Teil der Erhebung.* Ich hätte vor Freude laut jubeln und singen können, aber das ging natürlich nicht. »Du hast recht«, sagte ich mit tiefster Überzeugung. »Das ist schön.«

Sie wechselte das Thema und sagte: »Mir gefällt dein rotes Abzeichen. Rot

ist doch deine Lieblingsfarbe.«

Ich grinste. Sie hatte also die Botschaften gelesen, die ich in der Verpackung der blauen Tabletten versteckt hatte. Sie hatte mich nicht vergessen, während sie mit Ky zusammen war.

»Ich wollte es dir schon die ganze Zeit sagen«, fuhr sie fort. »Ich habe ja immer gesagt, meine Lieblingsfarbe sei Grün. Das ist auch auf dem Mikrochip gespeichert. Aber ich habe meine Meinung geändert.«

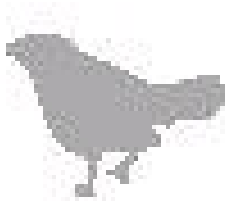
»Welche ist jetzt deine Lieblingsfarbe?«, fragte ich.

»Blau«, sagte sie. »Wie deine Augen.« Sie lehnte sich ein wenig nach vorn. »Das Blau hat *irgendetwas*.«

Ich hätte gern geglaubt, das sei als Kompliment gemeint, aber das war es nicht. Sie wollte mir irgendetwas zu verstehen geben, was ich zwischen den Zeilen lesen sollte. Aber was? Warum sagte sie »das Blau«? Warum betont sie ›irgendetwas‹ so sehr?

Ich glaube, sie meinte die blauen Tabletten, die ich ihr vor ihrer Abreise gegeben habe. Wollte sie mir sagen, dass sie sie gerettet hatten? So, wie wir es immer geglaubt hatten? Wir alles wussten, dass uns die Tabletten im Falle eines Unglücks am Leben halten würden. Und ich wollte, dass Cassia so viele davon hat, wie nur möglich – nur zur Sicherheit.

Als ich Cassia die Tabletten gab, habe ich ihr nicht die Wahrheit darüber gesagt, wie ich sie bekommen habe. Ich habe nach der Erklärung gesucht, die sie am wenigsten beunruhigen würde. Doch was ich tun musste, um die Botschaften und die Tabletten für sie zu organisieren, hat sich gelohnt. Das sage ich mir immer wieder. Die meiste Zeit glaube ich sogar daran.



Im Inneren des weißen Schutzwalls erkenne ich keine Anzeichen für eine Rebellion. Die Gesellschaft scheint die

Situation absolut unter Kontrolle zu haben. In einem riesigen weißen Triage-Zelt werden die Kranken je nach Stadium der Seuche getrennt. Provisorische Scheinwerfer auf dem Boden erleuchten das Areal innerhalb der Mauern. Andere Aircars mit Ärzten und Patienten landen rings um uns herum.

Ich habe keine Angst. Ich weiß: Die Erhebung kommt. Und die Gesellschaft hat mich ohne es zu ahnen an meinen Bestimmungsort gebracht. Ich wünschte nur, Cassia und ich könnten diese Phase gemeinsam erleben und das erste Mal den Steuermann hören. Ich frage mich, was sie von all dem denkt. Sie ist in der Erhebung. Sicher weiß sie auch über die Seuche Bescheid.

»Infizierte nach rechts«, befiehlt ein Funktionär im Schutzanzug unseren Ärzten. »Zur Quarantäne nach links.«

Ich blicke in die Richtung, in die er zeigt. Die Stadthalle von Camas.

»Im medizinischen Zentrum scheint kein Platz mehr zu sein«, flüstert Funktionärin Lei mir leise zu.

Das ist ein sehr gutes Zeichen! Die Seuche greift rapide um sich. Es kann nur noch eine Frage der Zeit sein, bis die Erhebung eingreifen muss. Schon jetzt wirken die meisten der Funktionäre, die den Zufluss der Menschen regeln müssen, gestresst.

Wir steigen die Treppe zur Stadthalle hinauf. Einen Augenblick lang stelle ich

mir vor, Cassia ginge an meiner Seite und wir wären auf dem Weg zum Paarungsbankett.

Funktionärin Lei stößt die Türen auf. »Weitergehen!«, befiehlt jemand im Inneren, aber ich verstehe, warum die Leute unwillkürlich an der Tür stehen bleiben. Die Halle hat sich verändert.

In dem weitläufigen Saal unter der Kuppel erstrecken sich reihenweise durchsichtige kleine Zellen. Ich kenne sie: provisorische Sicherheitskabinen, die im Fall einer Epidemie oder Pandemie überall errichtet werden können. Ich habe während meiner Ausbildung von ihnen gehört, habe aber noch nie eine gesehen.

Die Kabinen bestehen aus

Einzelelementen, die auf verschiedene Arten und Weisen zusammengesetzt und miteinander kombiniert werden können, wie Puzzleteile. Im Fußbodensegment befinden sich jeweils eigene Abwasser- und Toilettensysteme, so können sie zum Beispiel auch auf dem Dach eines größeren Gebäudes aufgestellt und mit dessen Sanitärsystem verbunden werden. In jeder Kabine gibt es eine schmale Koje und eine Klappe für die Essensrationen. Abgeteilt ist nur eine winzige Toilette. Am auffälligsten sind jedoch die durchsichtigen Wände.

Die Gesellschaft nennt das *Betreuungstransparenz* – jeder kann sehen, was mit jedem geschieht, und die

Gesundheitsfunktionäre können ihre Klienten jederzeit überwachen.

Es geht das Gerücht, dass die Kabinen aus der Zeit stammen, als die Funktionäre noch aktiv nach Anomalien suchten. Manchmal musste die Gesellschaft Zentren einrichten, um die entdeckten Anomalien in Gewahrsam zu nehmen und zu überprüfen. Zu diesem Zweck wurden die Kabinen entwickelt. Nachdem die Funktionäre des Sicherheitsdienstes die meisten der als gefährlich geltenden Subjekte aufgespürt hatten, überstellten sie die Kabinen dem medizinischen Ministerium. Die offizielle Version der Gesellschaft lautet dagegen, sie hätten immer schon der medizinischen Quarantäne und Betreuung

gedient.

Bevor ich der Erhebung beigetreten bin, wusste ich nicht viel darüber, wie die Gesellschaft systematisch die Anomalien aus der Bevölkerung selektiert hat – aber ich glaube alles, was ich darüber gehört habe. Warum auch nicht? Schließlich hat man dasselbe dann Jahre später mit den Aberrationen getan, darunter auch Ky.

Ich blicke mich prüfend um und überschlage schnell. Die Kabinen sind zu über fünfzig Prozent besetzt, also kann es nicht mehr lange dauern, bis die Kapazitäten erschöpft sind.

»Bitte dort hinein«, sagt einer der Ärzte zu Funktionär Brewer. Unser

Kollege nickt uns zu, betritt die Kabine und setzt sich gehorsam auf die Pritsche.

Wir passieren einige leere Kabinen, bevor wir erneut stehen bleiben. Ich nehme an, Bekannte sollen nicht nebeneinander untergebracht werden, was mir durchaus sinnvoll erscheint. Es ist schon beklemmend genug, Fremde bei einer Krankheit dahinsiechen zu sehen, selbst wenn man weiß, dass sie wieder genesen werden.

»Hier«, sagt der Funktionär zu Funktionärin Lei, und sie betritt ihre Kabine. Ich lächle ihr zu, als die Tür zugleitet, und sie erwidert mein Lächeln. Sie weiß Bescheid. Sie muss zur Erhebung gehören.

Einige Kabinen weiter bin ich an der

Reihe. Die Zelle erscheint mir von innen noch kleiner als von außen. Wenn ich die Arme ausstrecke, kann ich die beiden gegenüberliegenden Wände berühren. Eine leise Melodie ertönt durch die Scheiben. Sie spielen die Hundert Lieder, damit wir nicht vor Langeweile verrückt werden.

Ich kann mich glücklich schätzen: Ich weiß, dass der Steuermann uns retten wird, und ich weiß auch, dass ich nicht an der Seuche erkranken werde. Und wenn man zu denen gehört, denen das Glück in die Wiege gelegt wird, wie es in meiner Familie seit jeher war, trägt man Verantwortung dafür, richtig zu handeln. Das haben uns unsere Eltern

eingeschärft. »Wir passen perfekt in das Raster der Gesellschaft«, sagte mein Vater immer wieder, »aber genauso gut hätte es anders aussehen können. Das ist ungerecht, und wir haben die Aufgabe, daran so gut es geht etwas zu ändern.«

Als meine Eltern feststellten, dass bei meinem Bruder Tannen und mir die rote Tablette nicht wirkte, umsorgten sie uns noch mehr, weil sie wussten, dass wir uns an Ereignisse erinnern würden, die nicht einmal sie mehr rekonstruieren konnten. Doch zugleich machten sie uns bewusst, dass unsere Resistenz etwas sehr Wichtiges war. Wir würden uns dadurch stets daran erinnern, was in Wirklichkeit geschehen war, und konnten unser Wissen dafür einsetzen, etwas zu

verändern.

Als mich die Erhebung ansprach, wusste ich daher sofort, dass ich ein Teil von ihr sein wollte.

Ein Schlag gegen die Kabinenwand schreckt mich auf, und ich drehe mich um. Der Patient nebenan, ein Junge von vielleicht vierzehn oder fünfzehn Jahren, ist ohnmächtig geworden, mit voller Wucht gegen die Plexiglasscheibe gestürzt und hart auf dem Boden aufgeschlagen.

Schon sind die Ärzte an der Tür und dringen mit Masken und Handschuhen geschützt in die Kabine ein. Sie heben den Jungen auf und tragen ihn aus der Kabine, wahrscheinlich hinüber ins

medizinische Zentrum. An den Seiten der Kabine schießt Flüssigkeit hinunter, und Chemieschaum blubbert aus dem Boden. Die Kabine wird vor der Belegung mit einem neuen Klienten sterilisiert.

Der arme Junge. Ich wünschte, ich hätte ihm helfen können.

Wieder strecke ich die Arme aus, presse sie gegen das Plexiglas und spanne dabei alle Muskeln an. Ich brauche diese Hilflosigkeit nicht mehr lange zu ertragen.

Kapitel 5

Cassia

Ein Mädchen in einem wunderschönen Abendkleid mit bauschigem Rock sitzt neben mir im Airtrain. Doch sie sieht nicht glücklich aus. Ihr verwirrter Gesichtsausdruck spiegelt meine eigenen Empfindungen wider. Ich weiß, dass ich

von der Arbeit komme, aber warum so spät? Ich fühle mich wie benebelt und unglaublich müde. Und ich bin nervös und angespannt. Irgendwie ähnelt die Situation jener an dem Morgen, an dem Ky fortgebracht wurde. Etwas Bedrohliches liegt in der Luft, wie das Echo eines Schreis im Wind.

»Bist du heute Abend gepaart worden?«, frage ich das Mädchen, und noch bevor ich ausgeredet habe, denke i c h : *Was für eine blöde Frage.* Natürlich kommt sie vom Paarungsbankett. Zu keinem anderen Anlass trägt man ein Kleid wie dieses. Ihres ist gelb, so wie das meiner Freundin Em, die damals einen Monat nach mir gepaart wurde.

Das Mädchen schaut mich unsicher an und senkt dann den Blick auf ihre Hände, als läge dort die Antwort. Tatsächlich tut sie das, irgendwie, in Form eines silbernen Etuis. »Ja«, sagt sie, und ihre Augen leuchten auf. »Natürlich.«

»Das Bankett konnte nicht in der Stadthalle stattfinden«, sage ich, und zugleich kommt eine andere Erinnerung zurück. »Weil sie renoviert wird.«

»Stimmt«, sagt das Mädchen, und ihr Vater dreht sich mit besorgtem Gesichtsausdruck in meine Richtung.

»Wo hat es denn stattgefunden?«, frage ich.

Statt mir zu antworten, klappt sie das silberne Etui auf und zu. »Es ging alles

so schnell«, sagt sie. »Ich muss mir den Mikrochip zu Hause noch einmal ansehen.«

Ich lächle sie an und sage: »So ging es mir damals auch«, und das stimmt.

Erinnere dich!

O nein!

Ich fahre mit einer Hand in meinen Ärmel und ertaste einen winzigen Papierschnipsel, der zu klein ist, um ein Gedicht zu enthalten. Ich wage es nicht, ihn vor den vielen Leuten im Airtrain herauszuziehen, aber ich glaube, ich weiß, was geschehen ist.

Damals zu Hause, als meine Eltern und mein Bruder die rote Tablette eingenommen hatten und ich nicht, erschienen sie mir alle so wie ich jetzt.

Verwirrt, aber nicht vollkommen ohne Verstand. Sie wussten, wer sie waren, und konnten sich an das meiste in ihrem Leben erinnern.

Der Airtrain bremst und hält an. Das Mädchen und ihre Verwandten steigen aus. Im letzten Moment schlüpfe ich durch die Türen. Das ist zwar noch nicht meine Haltestelle, aber ich kann nicht länger stillsitzen.

Die Luft in Central ist feucht und kalt. Ganz dunkel ist es noch nicht, aber ich kann schon die Mondsichel am dunkelblauen Abendhimmel erkennen. Tief ein-und ausatmend gehe ich die Metalltreppe hinunter und bleibe unten etwas abseits stehen, um die anderen Passagiere vorbeizulassen. So heimlich

wie möglich ziehe ich im Schatten der Treppe den Papierschnipsel aus dem Ärmel. Darauf steht: Erinnere dich!

Ich habe die rote Tablette eingenommen. Und sie hat gewirkt.

Ich bin nicht resistent.

Ein Teil von mir, ein Quäntchen Hoffnung und Glaube an mich, zerrinnt und verschwindet.

»Nein!«, flüstere ich.

Das kann nicht wahr sein. Ich bin resistent gegen die Wirkung der Tablette! Das kann nicht anders sein!

Tief im Inneren habe ich an meine Resistenz geglaubt. Ich dachte, ich wäre wie Ky, wie Xander und Indie. Schließlich habe ich meine

Widerstandsfähigkeit gegen die anderen beiden Tabletten bereits bewiesen. Die blaue habe ich in den Canyons überlebt, auch wenn sie mich hätte töten sollen. Und die grüne habe ich trotz aller Versuchungen nie eingenommen.

Mein nüchterner Sortiererinnenverstand sagt mir: *Du hast dich geirrt. Du bist nicht resistent. Jetzt weißt du es.*

Doch wenn ich nicht resistent gegen die Wirkung bin, was habe ich dann vergessen? Was ist für immer verloren?

Ich schmecke Tränen. Mit der Zunge fahre ich über die Zähne auf der Suche nach Überresten der Tablette. *Beruhige dich. Versuche, dich an so viel wie möglich zu erinnern.*

Bevor ich den Airtrain bestiegen habe, habe ich das Sortierzentrum verlassen. Aber warum war ich so spät noch da? Als ich mich bewege, fühle ich etwas unter meinen Zivilkleidern, und es sind nicht die Gedichte. Ich trage das rote Kleid. Aber warum?

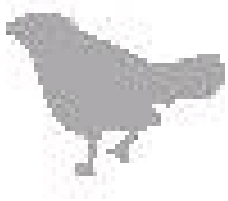
Weil Ky heute Nacht kommt. Das weiß ich noch.

Ich lege die Hand auf mein klopfendes Herz und fühle das Flüstern von Papier darunter.

Ich weiß auch noch, dass ich Gedichte zu verkaufen habe und diese auf der Haut trage.

Und ich weiß, wie ich diese Gedichte erhalten habe, kurz nachdem ich hier

eingetroffen war. Ich weiß es noch ganz genau.



Einige Tage nach meiner Ankunft in Central ging ich an der weißen Mauer rund um die Sperrzone spazieren. Für einen Moment stellte ich mir vor, wieder in den Canyons zu sein. Die Mauer glich einer Felswand, und die Reihen der Fenster in den gegenüberliegenden Wohnblocks waren die Höhlen der Äußeren Provinzen, Löcher im Gestein, in denen sich die Menschen verstecken, wo sie leben und ihre Kreativität

entfalten konnten.

Aber, das erkannte ich während ich lief, *die Mauern der Wohnhäuser sind so glatt, dass nicht einmal die geschickte Indie Halt daran finden würde*.

Die Wiesen der Grünflächen waren schneebedeckt, und die Luft fühlte sich an wie in meiner Heimat Oria, feucht und kalt. Auf einer der Grünflächen stand in der Mitte ein Brunnen mit einer Marmorkugel auf einem Podest. *Ein Sisyphus-Brunnen*, dachte ich und nahm mir vor, bis zum Frühling, wenn das Wasser wieder darüberfloss, von hier fort zu sein.

Ich dachte an Eli. *Central ist seine Heimatstadt. Ob sie für ihn dieselbe*

Bedeutung hat wie Oria für mich? Ob er sie trotz allem, was geschehen ist, als sein Zuhause betrachtet? Ich sah wieder vor mir, wie Eli zusammen mit Hunter auf die Berge zuwanderte, wo sie die Farmer zu finden hofften, die sich so lange vor der Gesellschaft verborgen hatten.

Ich fragte mich, ob die Mauer schon stand, als er noch hier wohnte.

Und ich vermisste ihn fast so sehr, wie ich Bram vermisste.

Die Äste über mir waren trocken, abgestorben, die kleineren Zweige nackt und kahl. Ich griff nach oben und brach einen Ast ab.

Ich lauschte. Drang irgendein

Lebenszeichen aus dem stillen Mauerkreis? Nein, nichts, man hörte nur das allgegenwärtige Rauschen des Windes in den Bäumen.

In der Gesellschaft wird niemand laut, nicht einmal in der eigenen Wohnung. Wenn wir schreien, dann nur in unseren Träumen, und ich war mir nie sicher, ob wir nicht selbst dann noch abgehört wurden.

Ich sah mich aufmerksam um und schrieb dann in den Schnee nahe der Mauer ein *E* wie Eli.

Anschließend bekam ich Lust auf mehr.

Diese Zweige werden meine Knochen sein, dachte ich, *und das Papier mein Herz und meine Haut, die*

empfindlichsten Stellen des Körpers. Ich brach weitere Äste entzwei: ein Schienbein, ein Oberarmknochen, Elle und Speiche, etwa in der Länge meiner Glieder. Ich schob sie in die Hosenbeine und Ärmel meiner Zivilkleider.

Dann stand ich wieder auf und ging weiter.

Ein komisches Gefühl, als würden sich meine Knochen außerhalb meines Körpers mit mir zusammen fortbewegen.

Plötzlich sprach mich jemand von hinten an. »Cassia Reyes?«

Überrascht drehte ich mich um. Eine Frau sah mich an. Ihr Gesicht war nichtssagend, und sie trug einen grauen

Einheitsmantel, genau wie ich. Ihr Haar und ihre Augen waren grau oder braun, schwer zu sagen. Sie sah verfroren aus. Keine Ahnung, wie lange sie mich schon beobachtet hatte.

»Ich habe etwas, das Ihnen gehört«, sagte sie. »Es ist aus den Äußeren Provinzen für Sie eingetroffen.«

Ich antwortete nicht. Ky hatte mich gelehrt, dass Schweigen manchmal das Beste war.

»Ich kann nicht für Ihre Sicherheit garantieren«, fuhr die Frau fort. »Ich garantiere Ihnen nur die Authentizität der Gegenstände. Wenn Sie mir folgen möchten, bringe ich Sie hin.«

Sie stand von ihrer Bank auf und marschierte los. Bei dem Tempo hätte

ich sie im Nu aus den Augen verloren, deswegen folgte ich ihr rasch. Als sie mich hörte, wurde sie langsamer, bis ich aufgeholt hatte. Schweigend gingen wir Straßen entlang, durchquerten Gebäude, streiften die Lichtkegel der Straßenlaternen und gelangten schließlich zu einem weitläufigen, mit Gras überwucherten Schuttgelände, das mit gerolltem Stacheldraht abgesperrt war. Weiße Plastikplanen blähten sich geisterhaft auf und schienen mit den Windböen ein-und auszuatmen.

Sie duckte sich und kroch durch ein Loch im Zaun, und ich folgte ihr.

»Bleiben Sie dicht bei mir!«, mahnte sie. »Das hier ist eine ehemalige

RestaurationsBaustelle mit lauter tiefen Löchern.«

Während ich ihr folgte, erkannte ich voller Aufregung, wohin wir unterwegs waren: zum wahren Versteck der Archivisten. Das Museum diente nur dazu, oberflächliche, weniger wichtige Geschäfte abzuwickeln. Ich begab mich nun also an den Ort, wo sie ihre Waren lagerten und wo sie sich trafen, um Gedichte, Dokumente, Informationen und wer weiß was sonst noch auszutauschen. Während ich den Löchern im Boden auswich und dem Rascheln des Windes in den Plastikplanen lauschte, wusste ich, dass ich mich eigentlich hätte fürchten sollen, und tief im Inneren tat ich es auch.

»Ab hier muss ich Ihnen leider die Augen verbinden«, sagte die Frau, als wir die Mitte des Geländes erreicht hatten, und zog ein dunkles Tuch hervor.

Ich kann nicht für Ihre Sicherheit garantieren.

»Einverstanden«, sagte ich und drehte mich mit dem Rücken zu ihr.

Als sie fertig war, fasste sie mich an den Schultern und sagte: »Jetzt drehe ich Sie im Kreis.«

Unwillkürlich musste ich auflachen und sagte: »Das ist ja wie früher in der Schule!« Ich dachte daran, wie wir uns als Kinder die Augen zugehalten und in den Pausen auf den Wiesen der Siedlung gespielt hatten.

»Ein bisschen schon«, gab sie zu und drehte mich um die eigene Achse. Es war, als würde ich in einen dunklen, kalten, flüsternden Strudel getaucht. Ich musste an Kys Kompass denken, dessen Pfeil immer nach Norden zeigte, egal, wie oft man ihn drehte, und wie jedes Mal durchfuhr mich ein schmerzlicher Stich bei der Erinnerung daran, wie ich sein kostbares Geschenk eingetauscht hatte.

»Sie sind sehr vertrauensvoll«, bemerkte die Frau.

Ich antwortete nicht. Damals in Oria hatte Ky mir gesagt, die Archivisten seien nicht besser oder schlechter als jeder andere. Daher war ich mir nicht

sicher, ob ich ihr trauen konnte, aber ich musste das Risiko eingehen. Sie nahm mich am Arm, und ich begleitete sie, ungeschickt die Füße hebend, um nicht zu stolpern. Der Boden unter meinen Füßen fühlte sich kalt und hart an, und nur ab und zu spürte ich irgendwelche abgestorbenen Pflanzen.

Die Frau blieb stehen, ich hörte ein Rascheln und Schaben, als zöge sie etwas beiseite. *Plastikfolie*, dachte ich, *die weißen Abdeckungen über den Gebäuderesten*. »Das Versteck ist unterirdisch«, erklärte die Frau. »Wir steigen ein paar Stufen hinunter und folgen dann einem langen Gang. Gehen Sie langsam und vorsichtig!«

Ich wartete, doch sie regte sich nicht.

»Sie zuerst«, sagte sie.

Ich stützte mich rechts und links mit beiden Händen an den Wänden ab, die eng beieinanderlagen. Ich spürte alte, bemooste Backsteine. Mit einem Fuß tastete ich mich voran und ging die erste Stufe hinunter.

»Woher weiß ich, wann die Treppe zu Ende ist?«, fragte ich die Frau, wobei mich die Worte und die Art, wie ich fragte, an mein Lieblingsgedicht aus den Canyons erinnerte. Ich hatte es in den Höhlen der Farmer gefunden, und es schien von meiner Reise zu Ky zu handeln:

Dich hab ich nicht erreicht –

Doch nähert Tag für Tag
Sich dir mein Fuß
Drei Flüsse noch und einen Berg
Ich überqueren muss.
Noch eine Wüste, noch ein Meer,
Die Reise aber zähl ich nicht,
Wenn ich dann vor Dir steh.

Als ich die letzte Stufe erreichte, rutschte ich fast aus.

»Gehen Sie weiter«, sagte die Frau hinter mir. »Tasten Sie sich einfach an der Wand entlang.«

Ich fuhr mit der rechten Hand über die Backsteine, und Schmutz krümelte unter meinen Fingern. Nach einer Weile spürte ich, wie wir an eine Öffnung im

Mauerwerk gelangten, hinter der sich ein großer Raum befinden musste, denn meine Schritte hallten darin wider, und ich hörte noch andere Geräusche, das Schlurfen von Füßen, das Atmen von Menschen. Ich merkte, dass wir nicht allein waren.

»Hier entlang«, sagte die Frau, fasste mich am Arm und führte mich, weg von den Geräuschen der anderen.

Schließlich blieben wir stehen, und die Frau sagte: »Wenn ich Ihnen die Augenbinde abnehme, sehen Sie die Gegenstände, die Ihnen jemand über uns hat zukommen lassen. Einige fehlen, wie Sie bemerken werden; sie waren der Preis für die Lieferung, der Absender weiß davon.«

»In Ordnung«, sagte ich.

»Bitte nehmen Sie sich Zeit, alles genau durchzusehen«, fuhr die Frau fort. »Es kommt dann jemand, der Sie zurückbegleitet.«

Ich war desorientiert, und in dem unterirdischen Raum herrschte nur Dämmerlicht, deswegen brauchte ich eine Weile, um zu erfassen, was ich sah. Ich stand zwischen zwei Reihen langer, leerer Metallregale, die glatt und sauber aussahen, als pflege sie jemand und staube sie regelmäßig ab. Dennoch erinnerten sie mich an die Krypta eines Grabmals, das wir uns in einem der Hundert Kapitel aus der Geschichte angesehen hatten. Mauernischen waren

mit Knochen gefüllt und Steinsarkophage mit Menschenreliefs verziert gewesen. *So viel Tod*, hatte der Kommentar der Gesellschaft gelautet, *ohne die Hoffnung auf ein späteres, neues Leben. Damals wurden noch keine Gewebeproben konserviert*.

In der Mitte des Regals vor mir entdeckte ich ein großes, in dicke Plastikfolie gewickeltes Paket. Als ich eine Ecke der Folie löste, kam darunter Papier zum Vorschein. *Die Gedichte, die ich aus den Canyons gerettet hatte.* Von den Seiten schien ein Geruch nach Wasser, Staub und Sandstein aufzusteigen.

Ky! Er hat es geschafft, sie mir zu schicken!

Ich legte eine Hand auf die Seiten, atmete tief ein und hielt die Luft an. *Auch er hat sie berührt.*

Ich fühlte mich an das Ufer des Flusses zurückversetzt. Der Strom rauschte, Schnee fiel, wir verabschiedeten uns, ich stieg ins Boot, wir legten ab, und er rannte am Ufer entlang. Den ganzen Fluss hinunter hatte er dieses Bündel mit sich getragen.

Ich sah mir die Gedichte an, blätterte jede Seite um, und als ich so allein zwischen den kalten Metallregalen stand, sehnte ich mich so sehr nach seiner Nähe. Ich sehnte mich nach seinen Händen auf meinem Rücken, nach seinen Lippen, die Gedichte auf meine

hauchten. Ich wünschte mir, die Weite zwischen uns wäre schon überbrückt und jede Distanz überwunden.

Eine Gestalt erschien am Ende des Ganges. Ich presste die Papiere an meine Brust und wich ein paar Schritte zurück.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte die Gestalt, und ich erkannte, dass es die Frau war, die mich hierhergeführt hatte. Sie kam näher und richtete dabei den Lichtkegel ihrer Taschenlampe auf den Boden, um mich nicht zu blenden. »Hatten Sie genug Zeit, sich alles anzusehen?«

»Ja«, antwortete ich. »Es scheint alles da zu sein, bis auf drei Gedichte, von denen ich annehme, dass sie der

erwähnte Preis für die Lieferung waren.«

»Richtig«, sagte die Frau. »Wenn Sie alles haben, können Sie jetzt gehen. Treten Sie zwischen den Regalen hervor und durchqueren Sie den Raum. Es gibt nur einen Ausgang. Gehen Sie die Treppe wieder hinauf, so kommen Sie hinaus.«

Keine Augenbinde diesmal? »Aber dann sehe ich doch, wo der Eingang liegt«, erwiderte ich, »und könnte wiederkommen.«

Sie lächelte. »Richtig.« Ihr Blick blieb an den Gedichten haften. »Sie können hier Handel treiben, wenn Sie möchten. Mit einem Schatz wie diesem

sollten Sie nicht ins Museum gehen.«

»Wäre ich dann eine Archivistin?«, fragte ich.

»Nein«, entgegnete sie, »eine Händlerin.«

Ich zögerte, und sie fuhr fort. »Wir Archivisten arbeiten mit den Händlern zusammen, unterscheiden uns aber von ihnen. Wir haben eine besondere Ausbildung und können Fälschungen erkennen, die normalen Händlern niemals auffallen würden.« Sie schwieg, und ich nickte, um anzudeuten, dass ich die Bedeutung ihrer Erklärung verstanden hatte. »Wer nur mit Händlern Geschäfte treibt, hat keine Garantien für die Echtheit der Ware. Wir Archivisten sind die Einzigen, die das einschlägige

Wissen und die Möglichkeiten zur Überprüfung besitzen, um sicherzustellen, dass Artefakte wirklich echt sind. Manche sagen, die Gilde der Archivisten sei älter als die Gesellschaft.«

Sie blickte die Gedichte und dann wieder mich an. »Manchmal geht wertlose Ware durch unsere Hände«, sagte sie. »Wie Ihre Gedichte zum Beispiel. Natürlich können Sie sie einzeln verkaufen, wenn Sie wollen, doch als Ganzes sind sie wesentlich wertvoller. Je größer die Sammlung, desto höher ist der Preis, den Sie erzielen können. Und wenn wir Potential in Ihnen sehen, könnten wir Ihnen

erlauben, in unserem Namen Transaktionen durchzuführen und einen Teil der Gebühr zu behalten.«

»Danke«, sagte ich. Dann dachte ich an das Thomas-Gedicht, von welchem Ky immer gehofft hatte, dass ich es einmal würde handeln können. »Was ist mit Gedichten, an die man sich erinnern kann?«

»Sie meinen ohne schriftliches Dokument, das die Echtheit sicherstellt?«, fragte sie.

»Ja.«

»Es gab eine Zeit, in der wir diese Art akzeptiert hätten, auch wenn der Wert geringer gewesen wäre«, erklärt sie. »Aber das haben wir aufgegeben.«

Ich hätte es mir schon denken können,

so wie der Archivist damals in Tana reagiert hatte, als ich versucht hatte, mit dem Tennyson-Gedicht zu handeln. Aber ich dachte, dass das Thomas-Gedicht vielleicht eine Ausnahme wäre, da niemand außer Ky und ich es kannte. Trotzdem hatte ich jetzt noch eine Fülle an Möglichkeiten, dank Ky.

»Sie können sie hier lagern«, schlug die Archivistin vor. »Gegen eine ganz geringe Gebühr.«

Instinktiv wich ich zurück und sagte: »Nein, danke. Ich finde schon ein anderes Versteck.«

Sie sah mich mit hochgezogenen Augenbrauen an und fragte: »Sind Sie sich gewiss, dass Ihr Versteck sicher

genug ist?«

Ich dachte an die Höhle, in der die Gedichte so lange verborgen gewesen waren, und die Puderdose, in der Großvater mein erstes Gedicht jahrelang versteckt hatte. Da wusste ich, wo ich meine Papiere verstecken würde.

Ich habe schon Geschriebenes verbrannt und vergraben, dachte ich, *aber noch nie etwas im Wasser versenkt*.

In gewisser Weise brachte mich Indie auf die Idee. Sie hatte immer vom Meer erzählt, und mehr noch hatte ich irgendwie ihre typische, konträre Art zu denken übernommen. Sie betrachtete die Dinge immer eher von der Seite aus oder auf dem Kopf stehend als geradeheraus,

und erkannte die Wahrheit oft aus diesen ungewöhnlichen, unbequemen Blickwinkeln heraus.

»Ich möchte jetzt gleich etwas eintauschen«, sagte ich zu der Archivistin, die mich enttäuscht ansah, als sei ich ein Kind, das drauf und dran war, all diese empfindlichen, wunderschönen Blätter gegen etwas Glänzendes und Falsches einzutauschen.

»Was brauchen Sie?«, fragte sie.

»Einen Behälter«, antwortete ich. »Feuerfest, luftdicht und wasserdicht. Haben Sie zufällig so etwas?«

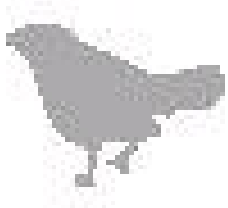
Ihr Gesichtsausdruck veränderte sich, sie sah mich fast anerkennend an. »Natürlich«, sagte sie. »Warten Sie hier,

es dauert nicht lange.« Und schon war sie wieder verschwunden.

Das war unser erstes Geschäft. Später erfuhr ich, wer diese Frau war, nämlich die führende Archivistin von Central City, die die Geschäfte beaufsichtigte und koordinierte, aber nicht oft selbst Handel trieb. Von Anfang an zeigte sie ein besonderes Interesse an den Gedichten, die Ky mir geschickt hatte, und ich habe seitdem immer wieder mit ihr zusammengearbeitet.

Als ich an jenem Abend wieder an die Oberfläche stieg, die Kiste voller Poesie in meinen kalten Händen, blieb ich einen Moment lang am Rand des Geländes stehen. Das Gras hob sich silbrig von dem grauschwarzen Schutt ab. Ich konnte

nichts weiter erkennen als die weißen Plastikplanen, die die anderen Löcher bedeckten und schützten, bis die unterbrochenen Restaurationsarbeiten wieder aufgenommen wurden. Ich fragte mich, was an dieser Stelle gestanden hatte und warum die Gesellschaft den Versuch aufgegeben hatte, es neu aufzubauen.



Und wie ging es weiter?, frage ich mich. *Wo habe ich die Gedichte hingebracht, nachdem ich sie bei den Archivisten abgeholt hatte?*

Zunächst entschlüpfen mir die Erinnerungen wie silbrige Fische im Fluss, doch dann gelingt es mir, sie festzuhalten.

Ich habe die Gedichte im See versteckt.

Obwohl man uns gewarnt hatte, der See sei tot, wagte ich mich hinein, weil ich Zeichen von Leben erkannte. Das Ufer sah genauso aus wie das der klaren, reinen Flüsse in den Canyons und nicht wie der, an dem Vick getötet worden war. An einer Stelle, an der eine warme Quelle sprudelte, sah ich Seegras, und in der Tiefe schwammen träge einige Fische, die den Winter dort unten verbrachten.

Ich kroch aus dem Gebüsch heraus, das bis ans Wasser wuchs, und vergrub die Kiste im Grund unter dem mittleren Steg, zwischen den Steinen im Flachwasser, wo der See ans Ufer grenzt.

Dann kehrt eine Erinnerung zurück, die nicht so weit zurückliegt.

Der See! Dort wollte Ky sich mit mir treffen!

Als ich den See erreiche, schalte ich die Taschenlampe ein, die ich im Gebüsch am Stadtrand versteckt habe, wo die Straßen enden und der Sumpf beginnt.

Ich glaube nicht, dass er schon da ist.

Immer, wenn ich an den See

zurückkehre, erfasst mich die Angst – angenommen, die Gedichte sind nicht mehr da? Doch dann atme ich tief durch, fasse mit beiden Händen ins Wasser, räume die Steine weg und hebe eine tropfende Kiste voller Poesie heraus.

Wenn ich Gedichte eintausche, dann meist als Gebühr für Nachrichten zwischen Ky und mir.

Da wir nicht wissen, durch wie viele Hände unsere Briefe wandern, verschlüsseln wir sie. Ich habe damit angefangen, indem ich meine erste Nachricht in einem selbst erfundenen Code verschickte, den ich mir in den langen Stunden vor dem Bildschirm ausgedacht hatte, wenn die Arbeit nicht meine volle Aufmerksamkeit erforderte.

Ky entschlüsselt den Code und verändert ihn leicht, wenn er mir antwortet. Mit jedem Mal entwickeln wir unser System weiter, so dass unsere Nachrichten immer schwieriger zu entziffern sind. Unser System ist zwar nicht perfekt – der Code kann mit geringer Mühe dechiffriert werden –, aber immerhin eine kleine Absicherung.

Je näher ich ans Wasser gelange, desto mehr fällt mir auf, dass irgendetwas nicht stimmt.

Ein dichter Schwarm von schwarzen Vögeln hat sich am Rande des ersten Stegs versammelt, und weiter am Ufer entlang hockt ein zweiter. Sie kreischen, rufen sich etwas zu und picken an

irgendetwas, das auf dem Boden liegt. Ich leuchte sie mit meiner Taschenlampe an.

Die Vögel flattern auf und beschimpfen mich lauthals. Ich bleibe wie angewurzelt stehen.

Tote Fische schwappen ans Ufer und hängen im Schilf, Bauch nach oben, glasige Augen. Ich muss daran denken, was Ky mir über Vick und dessen Tod erzählt hat, an den dunklen, verseuchten Strom draußen in den Äußeren Provinzen und an die anderen Flüsse in Richtung Feindesland, die die Gesellschaft vergiftet hatte.

Wer vergiftet die Gewässer der Gesellschaft?

Ich zittere ein wenig und schlage die

Arme noch enger um mich. Das Papier unter meinen Kleidern raschelt.

Unter all dem Tod sind irgendwo auf dem Grund des Sees meine Gedichte vergraben. Das Wasser ist noch eiskalt, obwohl der Frühling schon begonnen hat. Wenn ich die Gedichte jetzt schon heraushole, kann ich nicht sehr lange auf Ky warten.

Was, wenn er kommt und ich schon durchgefroren nach Hause gegangen bin?

Kapitel 6

Ky

Wir nähern uns Grandia. Es wird Zeit, Indie in meine Pläne einzuweihen.

Im Cockpit und auch im Frachtraum befinden sich Mikrophone, so dass sowohl unser Flottenkommandant als auch Caleb alles mithören können.

Deshalb muss ich Indie meine Botschaft schriftlich übermitteln. Ich hole ein geschwärztes Aststückchen und eine Speisesaal-Serviette aus meiner Jackentasche. Diese Dinge habe ich immer bei mir. Schließlich könnte sich jederzeit eine Gelegenheit bieten, Cassia zu schreiben.

Indie sieht mit hochgezogenen Augenbrauen zu mir herüber. Mit den Lippen formt sie stumm die Frage: »An wen schreibst du?«

Ich deute auf sie, und ihr Gesicht hellt sich auf.

Ich überlege, wie ich es am besten anstelle, sie zu überzeugen. *In den Canyons habe ich gesagt, wir sollten versuchen, alles hinter uns zu lassen.*

Weißt du noch? Lass es uns jetzt tun!

Sollte Indie bereit sein, mich zu begleiten, finden wir vielleicht einen Weg, Cassia zu holen und mit dem Schiff zu entkommen. Doch kaum habe ich das erste Wort geschrieben – *In* – erfüllt eine Stimme das Cockpit.

»Hier spricht Ihr Chefpilot.«

Seine Stimme kommt mir vertraut vor, obwohl ich sie noch nie zuvor gehört habe. Indie holt tief Luft, und ich stecke rasch Stöckchen und Papier ein, als könne uns der Chefpilot beobachten. Seine Stimme klingt voll und melodisch, angenehm und kräftig. Sie dringt aus dem Control Panel, aber die Übertragungsqualität ist viel besser als

sonst, so als stünde er unmittelbar neben uns.

»Ich bin zugleich der Steuermann der Erhebung.«

Indie und ich sehen einander an. Sie hat recht behalten, aber aus ihrem Gesicht spricht nicht etwa Triumph – nur tiefe Überzeugung.

»Bald werde ich zu den Bewohnern aller Provinzen sprechen«, fährt der Steuermann fort, »doch ihr als Vorreiter der Erhebung solltet als Erste von mir erfahren. Ihr seid hier, weil ihr euch für die Erhebung entschieden und euch um diese Rebellion verdient gemacht habt, doch auch wegen einer weiteren wichtigen Eigenschaft, die jedoch nicht euer Verdienst ist.«

Ich blicke hinüber zu Indie. Sie strahlt und sieht wunderschön aus. Sie glaubt an den Steuermann. Kann ich es auch, jetzt, nachdem ich seine Stimme gehört habe?

»Die rote Tablette wirkt bei euch nicht«, fährt der Steuermann fort. »Ihr besitzt Erinnerungen, die die Gesellschaft auslöschen wollte. Wie einige von euch seit langem vermuten, ist dies das Werk der Erhebung – wir haben dafür gesorgt, dass ihr gegen die Wirkung der roten Tablette resistent seid. Doch das ist nicht alles. Ihr seid außerdem immun gegen die Viren einer Krankheit, die zu diesem Zeitpunkt die Bevölkerung der Städte und Vororte aller Provinzen bedroht und heimsucht.«

Eine Krankheit? Davon höre ich zum ersten Mal! Das gefällt mir nicht. Was bedeutet das für Cassia?

»Einige von euch haben sicher schon von der Seuche gehört.«

Indie dreht sich zu mir um und sieht mich fragend an.

Ich will schon den Kopf schütteln, da fällt mir ein, dass ich vielleicht doch schon einmal davon gehört habe. *Die geheimnisvolle Krankheit, an der Elis Eltern gestorben sind!*

Eli, forme ich mit den Lippen, und Indie nickt.

»Die Gesellschaft hat die Seuche als Kampfmittel gegen den Feind entwickelt«, fährt der Steuermann fort.

»Sie hat die Gewässer im Feindgebiet teils vergiftet, teils mit Viren verseucht. Dadurch und durch die Luftangriffe wurde der Feind vollständig vernichtet. Doch die Gesellschaft gab vor, der Feind existiere noch, um ihn für die andauernden Verluste unter den Bewohnern der Äußeren Provinzen verantwortlich zu machen.

Einige von euch sind in den Lagern gewesen. Ihr wisst, dass die Gesellschaft plante, Aberrationen und Anomalien auszurotten. Euer Sterben und die Informationen, die sie daraus bezog, nutzte sie als eine letzte Datenbank des Todes.«

Stille. Wir alle wissen, dass er die Wahrheit sagt.

»Wir hätten euch gerne eher gerettet«, setzt der Steuermann seine Rede fort. »Aber wir waren noch nicht bereit. Wir mussten warten. Doch wir haben euch nicht vergessen.«

Ach, wirklich?, hätte ich am liebsten gerufen, und etwas von meiner alten Verbitterung gegenüber der Erhebung steigt wieder in mir auf. Ich umklammere die Armlehne meines Sitzes und starre grimmig hinaus in die Nacht.

»Als die Gesellschaft damals das Virus als Kampfmittel entwickelte«, ertönt die Stimme des Steuermannes, »gab es Einwände vonseiten der Wissenschaftler. Sie befürchteten, dass trotz aller Sicherheitsvorkehrungen das

verdunstende Wasser aus den vergifteten Flüssen das Virus noch in sich tragen und diesen mit dem Regen in unser Gebiet bringen könnte. Daraus entwickelte sich ein Konflikt zwischen den Wissenschaftlern der Gesellschaft, und viele von ihnen schlossen sich heimlich der Erhebung an. Einige Wissenschaftler entwickelten ein Medikament, das resistent gegen die Wirkung der roten Tablette und gegen die Seuche macht. Anfangs hatten wir jedoch nicht die Mittel, es allen zu verabreichen, und mussten eine Auswahl treffen. Und ihr wart die Auserwählten!«

»Er hat uns auserwählt!«, flüstert Indie.

»Ihr könnt euch an alles erinnern, was

euch die Gesellschaft vergessen machen wollte, und ihr seid immun gegen den Erreger der Seuche. Wir haben euch zweifach geschützt.« Der Steuermann hält inne. »Ihr habt von Anfang an gewusst, dass ihr für den wichtigsten Einsatz überhaupt ausgebildet wurdet, nämlich die Erhebung anzuführen. Doch ihr wusstet nicht genau, woraus eure Ladung bestehen würde: Ihr bringt das Heilmittel!«, verkündet er. »Eskortiert von den Kampfschiffen bringen die Frachtschiffe in diesem Moment Heilmittel in die am schlimmsten betroffenen Städte – Central, Grandia, Oria und Arcadia.«

Central gehört zu den am

schlimmsten betroffenen Städten. Ob Cassia krank ist? Wir haben nie herausgefunden, ob die rote Tablette bei ihr wirkt oder nicht. Ich glaube nicht, dass sie resistent dagegen ist.

Warum ist die Seuche bloß an so vielen Orten gleichzeitig ausgebrochen? Die größten Städte sollen alle zugleich betroffen sein? Hätte die Seuche sich nicht allmählich verbreiten müssen, anstatt überall zeitgleich aufzuflammen?

Das ist eine Frage für Xander. Ich wünschte, ich könnte ihn erreichen.

Indie wirft mir einen Seitenblick zu. »Nein!«, sagt sie, denn sie kann meine Gedanken lesen. Sie weiß, dass ich um jeden Preis zu Cassia will.

Sie hat recht. Genau das will ich. Und

wenn es nur um mich ginge, würde ich es riskieren und versuchen, vor der Erhebung zu fliehen.

Doch es geht nicht nur um mich.

»Viele von euch«, fährt der Steuermann fort, »fliegen im Team mit einer bekannten Person, und das nicht ohne Grund. Denen unter euch, die noch Freunde und Angehörige innerhalb der Gesellschaft haben, muss es schwerfallen, nicht zuerst ihnen das Heilmittel zu bringen. Doch wir dürfen den Erfolg unserer Mission nicht gefährden, weshalb wir jeden abschießen müssen, der vom vorgegebenen Kurs abweicht.«

Eine kluge Taktik. Man hat mich mit

dem einzigen Menschen im Lager eingeteilt, an dem mir wirklich etwas liegt. Was beweist, dass Zuneigung verletzlich macht. Doch obwohl ich das seit Jahren weiß, kann ich mich nicht vollständig abschotten.

»Wir haben eine ausreichende Menge des Heilmittels, aber keine Reserven. Bitte vergeudet nichts davon – es haben sich viele dafür aufgeopfert.«

Diese perfekt ausgeklügelte Strategie – die Bildung der Teams, die Produktion einer exakt berechneten Menge des Heilmittels … »Das klingt doch verdächtig nach der Gesellschaft«, sage ich laut.

»Wir haben nichts mit der Gesellschaft zu tun«, sagt der

Steuermann. »Aber bevor wir die Menschen befreien können, müssen wir sie zuerst retten.«

Indie und ich starren uns an. Hat der Steuermann mir gerade geantwortet? Indie schlägt die Hand vor den Mund, und ich muss seltsamerweise ein Lachen unterdrücken.

»Die Gesellschaft hat Barrikaden und Mauern errichtet, um die Krankheit unter Kontrolle zu halten«, fährt der Steuermann fort. »Man hat die Infizierten in Krankenhäusern und – aus Platzmangel – schließlich sogar in Regierungsgebäuden isoliert.

Die letzten paar Tage haben einen Wendepunkt gebracht. Wir haben die

Bestätigung erhalten, dass die Anzahl der Kranken ein kritisches Maß erreicht hat. Heute Abend sind in der ganzen Gesellschaft die Paarungsbankette gescheitert, von Camas bis nach Central und darüber hinaus. Bis zuletzt hat die Gesellschaft versucht, die Daten zu rekonfigurieren, aber sie konnte nicht Schritt halten. Es war nicht schwer, die Paarungen zu sabotieren. Die Silberetuis enthielten keine Mikrochips, und die Bildschirme, die die Partner zeigen sollten, blieben in sämtlichen Provinzen leer.

Heute Abend haben viele Leute die rote Tablette eingenommen, aber nicht alle werden das Geschehene vergessen. Das Paarungsbankett ist das zentrale

Ereignis der Gesellschaft, auf dem alle anderen basieren. Sein Scheitern beweist die Unfähigkeit der Gesellschaft, für ihre Bürger zu sorgen. Selbst diejenigen, die die Ereignisse dieses Abends vergessen haben, werden schon bald feststellen, dass sie keinen Partner haben und irgendetwas ganz und gar nicht stimmt. Sie werden erkennen, dass viel zu viele ihrer Freunde, Verwandten und Bekannten auf Nimmerwiedersehen hinter den Barrikaden verschwunden sind. Die Gesellschaft stirbt, und unsere Zeit ist gekommen.

Die Erhebung ist für alle da.« Der Steuermann senkt seine Stimme ein

wenig, als er den Slogan wiederholt, er spricht tiefer, emotionaler. »Aber *ihr* seid die Vorreiter! *Ihr* werdet die anderen retten!«

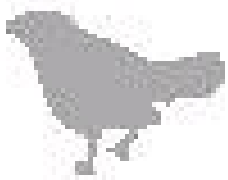
Wir warten. Doch er scheint seine Ansprache beendet zu haben. Ohne seine Stimme fehlt etwas im Schiff.

»Wir werden sie retten«, sagt Indie. »Sie alle. Kannst du dir das vorstellen?«

»Ich muss daran glauben«, erwidere ich. Denn wenn ich nicht an die Erhebung und ihr Heilmittel glauben würde, welche Hoffnung gäbe es da für Cassia?

»Du brauchst dir keine Sorgen um sie zu machen«, sagt Indie. »Sie gehört zur Erhebung. Man wird sich schon um sie kümmern.«

Ich hoffe, Indie hat recht. Cassia wollte sich der Erhebung anschließen, und deshalb wollte ich es auch. Doch sobald ich mich absetzen kann, werde ich Cassia suchen, und dann werden wir all das hinter uns lassen – die Gesellschaft, die Erhebung, den Steuermann, die Seuche.



Von oben gesehen scheint es, als wäre die Rebellion schwarz und die Gesellschaft weiß – schwarze Nacht und weiße Mauern rund um das Zentrum von Grandia City.

Indie geht in den Sinkflug.

»Sie machen den Anfang«, befiehlt unser Kommandeur. »Zeigen Sie den anderen, wie es geht!« Indie soll das Schiff innerhalb der Barrikaden auf der Straße vor der Stadthalle landen. Das wird eng …

Der Boden kommt näher. Näher. Näher. Näher. Die Erde rast auf uns zu. Von irgendwoher beobachtet uns der Steuermann.

Schwarze Luftschiffe, weiße Marmorgebäude.

Sanft setzt das Luftschiff auf. Eine perfekte Landung. Ich beobachte ihren Gesichtsausdruck, in dem sich zurückgehaltener Triumph

widerspiegelt. Als das Schiff steht, sieht sie mich an. Dann lächelt sie voller Freude und betätigt die Entriegelung der Türen des Luftschiffes.

»Piloten, Sie bleiben in den Schiffen«, befiehlt der Kommandeur. »Kopiloten und Boten, Sie laden die Heilmittel aus.«

Ich gehe in den Bauch des Schiffes, wo Caleb mehrere Kisten aus dem Frachtraum wuchtet. Wir schultern jeder zwei davon.

»Geh vor«, sagt er, und ich ducke mich durch die Tür und renne los, sobald ich die Treppe hinunter bin. Die Erhebung hat einen Weg durch die Menschenmenge gebahnt und freigehalten, so dass ich ungehindert den

Eingang des medizinischen Zentrums erreiche. Man hört praktisch nichts außer dem Dröhnen der Kriegsschiffe über uns, die uns schützen sollen. Ich halte den Kopf gesenkt, sehe aber aus den Augenwinkeln, wie schwarz gekleidete Offiziere der Erhebung die weiß gekleideten Funktionäre der Gesellschaft zurückdrängen.

Nicht stehenbleiben! So lautet nicht nur der Befehl meiner Vorgesetzten, sondern auch meine eigene Maxime. Ich laufe weiter, auch, als aus den Terminals im medizinischen Zentrum Gesang ertönt.

Da ich die Stimme des Steuermannes inzwischen kenne, weiß ich, dass er der

Sänger ist. Und ich kenne das Lied. Die Hymne der Gesellschaft. Durch die Art, wie der Steuermann sie interpretiert, wird sie nun zum Requiem – ein Lied für die Toten.

Ich bin zurück in den Äußeren Provinzen. Meine Hände sind schwarz, die Felsen sind rot. Vick und ich arbeiten an einer Methode, wie wir die nutzlosen Waffen schussbereit machen können. Die anderen Lockvögel sammeln Schießpulver, um uns zu helfen. Bei der Arbeit singen sie die Hymne der Gesellschaft. Es ist das einzige Lied, das sie kennen.

»Hier entlang«, sagt eine Frau im Schwarz der Erhebung. Caleb und ich folgen ihr an endlosen Reihen von

Kranken vorbei, die in der Eingangshalle des medizinischen Zentrums reglos auf Feldbetten liegen. Sie öffnet die Tür zu einem Lagerraum und winkt uns hinein.

»Stellen Sie die Kisten auf den Tisch«, sagt sie, und wir gehorchen.

Die Offizierin der Erhebung scannt die Kisten mit ihrem Datenpod, bis ein Piepton ertönt. Sie gibt einen Code ein, um die Kisten zu öffnen. Als die komprimierte Luft aus dem Inneren entweicht, ertönt ein Zischen. Der Deckel öffnet sich.

Im Inneren der Kiste lagern rote Glasröhrchen mit dem Heilmittel, eines neben dem anderen.

»Wunderbar«, sagt die Frau. Dann sieht sie Caleb und mich an und sagt: »Holen Sie jetzt bitte den Rest. Ich sage meinen Leuten, dass sie Ihnen helfen sollen.«

Auf dem Rückweg riskiere ich einen Blick auf einen der Patienten. Leere Augen, vollkommen reglos.

Das Gesicht des Mannes ist ausdruckslos und unbewegt. Steckt in dieser Hülle noch Leben? Wie versunken ist er? Oder nimmt er alles wahr und ist in seinem Körper gefangen?

Mir läuft es eiskalt den Rücken hinunter. Ich kann das nicht ertragen. Ich muss weiter.

Lieber würde ich sterben, als in

diesen Zustand zu geraten.

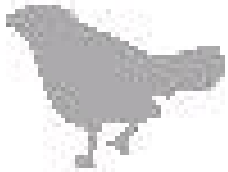
Zum ersten Mal regt sich in mir ein Anflug von Loyalität gegenüber der Erhebung. Wenn sie mich vor diesem Schicksal bewahrt hat, bin ich ihr möglicherweise doch etwas schuldig. Vielleicht nicht gleich mein ganzes restliches Leben, aber ein paar Medikamententransporte. Nachdem ich die Kranken mit eigenen Augen gesehen habe, könnte ich nicht verantworten, dass die Lieferung unterbrochen wird und sie das einzige Heilmittel, was ihnen hilft, nicht bekommen.

Meine Gedanken überschlagen sich. Die Erhebung sollte die Airtrains unter ihre Kontrolle bringen und das Heilmittel auch auf diesem Weg

verteilen. Sie sollte die Logistik fähigen Leuten übertragen, um möglichst viele Kranke zu erreichen. Vielleicht ist das Cassias Aufgabe.

Und diese hier ist meine.

Ich habe mich verändert, seitdem ich in die Canyons geflüchtet bin und die Lockvögel dem sicheren Tod überlassen habe. Ich habe mich aufgrund all dessen verändert, was ich seitdem erlebt habe, und auch wegen Cassia. Ich kann nicht noch einmal andere Menschen im Stich lassen. Ich muss das Heilmittel überbringen, auch wenn es bedeutet, dass ich Cassia nicht so bald wiedersehen kann, wie ich es gerne möchte.



Zurück auf dem Schiff, gleite ich in den Sitz des Kopiloten, während Caleb durch die Tür hinter mir einsteigt.

»Moment mal!«, sagt Indie. »Was hast du denn da?«

Caleb hält noch eine Kiste in den Händen.

»Hier werden alle Heilmittelvorräte gebraucht!«, wendet Indie ein.

»Aber diese Kiste sollen wir wieder mit zurückbringen«, erwidert Caleb und hält uns die Kiste hin, was aber gar nichts beweist. Sie sieht genauso aus wie alle anderen, die wir eben ausgeladen haben. »Das gehört zu

unserem Auftrag.«

»Davon weiß ich aber nichts«, entgegnet Indie misstrauisch.

»Warum solltest du?«, erwidert Caleb in leicht herablassendem Ton. »Du bist die Pilotin, keine Botin.«

»Indie«, meldet sich unser Kommandeur. »Klarmachen zum Start!«

»Die Mannschaft ist komplett«, antwortet Indie, »aber wir haben zusätzliche Fracht an Bord. Unser Bote hat eine Kiste mit zurückgebracht.«

»Das ist in Ordnung«, sagt der Kommandeur. »Sonst noch irgendwelche Probleme?«

»Nein«, erwidert Indie, »wir sind alle bereit.« Sie blickt zu mir, und ich zucke mit den Schultern. Man will uns offenbar

über Calebs zweiten Auftrag im Unklaren lassen.

Wir warten, bis die anderen Schiffe von der Straße vor der Stadthalle abgehoben haben. Der Computer gibt uns die neuen Zielkoordinaten an, doch ich überlasse es Indie, den Papierausdruck entgegenzunehmen.

»Wohin als Nächstes?«, frage ich Indie, obwohl ich zu wissen glaube, wohin die Reise geht.

»Zurück nach Camas. Neues Heilmittel laden.«

»Und dann?«

»Wieder hierher zurück. Das ist vorerst unsere Transportroute.« Ihre Stimme klingt mitleidig. »Eine andere

Mannschaft übernimmt die Transporte nach Central.«

»Das will ich hoffen«, sage ich. Ist mir doch egal, wenn der Steuermann mithört. Ich will es sogar. Warum nicht? Vor langer Zeit haben die Menschen laut ausgesprochen, was sie sich wünschten, in der Hoffnung, es zu bekommen. Das nannte man Beten.

Cassia besitzt sogar etwas Greifbares, mit dem sie sich manchen Wunsch erfüllen kann – die Gedichte aus den Canyons. Bisher hat sie nur einige wenige verbraucht, um Nachrichten mit mir auszutauschen. Es müssten noch genügend übrig sein, um zu bekommen, was sie braucht, vielleicht reichen sie sogar für das Heilmittel. Cassia weiß,

wie man handelt.

Indie beschleunigt, und wir gleiten immer schneller über die Startbahn. Dann steigen wir auf.

Die weißen und schwarzen Gestalten am Boden werden immer kleiner. Bald darauf verschwinden auch die Gebäude, und schließlich bleibt nichts mehr.

Noch immer habe ich im Ohr, wie der Steuermann die Hymne der Gesellschaft gesungen hat.

Ich hebe ein Grab aus für Vick. Den ganzen Tag über redet er mit mir. Ich weiß, das muss bedeuten, dass ich verrückt bin, aber ich kann mich nicht dagegen wehren.

Er redet mit mir, während Eli und

ich die Giftbomben aus dem Wasser holen. Wieder und wieder erzählt mir Vick von Laney, dem Mädchen, das er geliebt hat. Ich stelle mir vor, wie er sich in eine Anomalie verliebte. Wie er Laney seine Gefühle gestand. Wie er die Regenbogenforelle im Fluss schwimmen sah und mit ihren Eltern redete. Wie er seinen Vertrag mit ihr feierte. Wie er lächelnd ihre Hand nahm und der Gesellschaft zum Trotz sein Recht auf Glück einforderte. Wie er zurückkehrte und sie nicht mehr da war.

Wird es mir auch so ergehen, wenn ich mich endlich auf die Suche nach Cassia machen kann?

Cassia hat mich verändert. Sie hat

mich zu einem besseren Menschen gemacht. Doch jetzt ist sie schwerer zu erreichen als je zuvor.

Indie bringt uns höher hinauf.

Manche glauben, die Sterne würden hier oben näher erscheinen.

Stimmt nicht.

Hier oben erkennt man erst, wie fern sie wirklich sind. Unerreichbar fern.

Kapitel 7

Xander

Irgendetwas geschieht dort draußen. Doch da die Quarantänekabinen schalldicht sind, ist nur der dünne, müde Klang der Hundert Lieder zu hören.

Durch die Wände meiner Kabine sehe ich, wie Funktionäre und Wachen auf die

Miniterminals in ihren Händen und auf die größeren Terminals starren, die in der Halle aufgestellt sind. Sekundenlang sind alle wie gelähmt, während sie den Nachrichten aus ihren Terminals lauschen, dann regen sich die Ersten wieder. Einer tritt an eine Kabine heran, gibt einen Code ein und befreit den Insassen, der sofort dem Ausgang zustrebt. Eine Wache versucht ihn aufzuhalten, bevor er flüchten kann, doch genau in dem Moment fliegen die Türen der Stadthalle auf, und Gestalten in den schwarzen Uniformen der Erhebung stürmen herein.

Die Erhebung hat begonnen. Der Steuermann spricht, doch ich kann nichts hören.

Die Wache lässt eine zweite Person frei, die ebenfalls auf den Ausgang zugeht. Die Kämpfer der Erhebung halten andere zurück, damit sie ungehindert passieren kann. Verwirrt blicken einige Arbeiter auf. Die meisten ergeben sich mit erhobenen Händen, als sie die Truppen der Erhebung erblicken.

Bald bin ich an der Reihe.

Jetzt macht schon!

Ein Offizier der Erhebung erscheint vor meiner Kabine und fragt: »Xander Carrow?« Ich nicke. Er hält ein Miniterminal hoch, vergleicht mein Gesicht mit dem Bild der Gesellschaft von mir und gibt einen Code auf der Tastatur der Kabine ein. Die Tür gleitet

beiseite, und ich bin frei.

Die Stimme des Steuermannes ertönt aus den Terminals. »Diese Rebellion«, sagt er, »ist anders als andere. Sie wird damit beginnen und enden, dass wir euch retten und nicht euer Blut vergießen.«

Ich schließe die Augen, nur für eine Sekunde.

Die Stimme des Steuermannes klingt so, wie sie sollte.

Er ist es. Die Erhebung hat begonnen.

Ich wünschte, Cassia und ich würden diesen Neubeginn gemeinsam erleben.

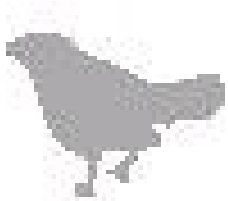
Ich mache mich auf den Weg zum Ausgang. Ich muss jetzt nur die Grünfläche überqueren, um hinüber zum medizinischen Zentrum zu gelangen. Doch ich halte inne. Funktionärin Lei ist

noch immer in ihrer Kabine gefangen. Niemand hat sie befreit.

Sie sieht mich an.

Hat man sie vergessen? Einen Augenblick lang bleibe ich vor ihrer Tür stehen. Doch sie schüttelt den Kopf. *Nicht!*

»Los, weiter!«, fordert mich einer der Wachleute auf und zeigt zur Tür. Ich muss gehen. Die Erhebung duldet keinen Aufschub.



Draußen herrscht das blanke Chaos. Die Erhebung hat den Weg von der

Stadthalle zum medizinischen Zentrum freigemacht und muss ständig Widerstand leistende Funktionäre zurückdrängen. Ein Kampfschiff donnert über uns hinweg. Ich bin nicht sicher, ob es unseres ist, bis es eine Salve von Warnschüssen auf eine freie Stelle nahe der Barrikade abfeuert. Mit lautem Geschrei weicht die Menge zurück.

Die Erhebung hat im Laufe der Jahre das Militär unterwandert, hauptsächlich in Camas, wo die meisten Truppen stationiert sind. Hier sind daher keine größeren Probleme zu erwarten, doch weiter im Zentrum der Gesellschaft ist mit mehr Widerstand zu rechnen. Da aus den Terminals jedoch nichts als die Stimme des Steuermannes ertönt, werden

ihm die Menschen sicherlich bald folgen.

Ein weiteres Kampfschiff zieht über uns hinweg, der Geleitschutz für eine schwerere Maschine, die zur Landung ansetzt. Die Tür des medizinischen Zentrums wird von der Erhebung bewacht. Sie muss das Innere bereits gesichert haben. »Xander Carrow, Arzt«, melde ich mich bei einer der Wachen, die mit einem Blick auf ihr Miniterminal meine Identität überprüft. Schwarz gekleidete Boten eilen vom Landeplatz herbei, wo das Schiff aufgesetzt hat. Sie tragen Kisten mit medizinischen Symbolen.

Bringen sie das, was ich vermute?

Das Heilmittel?

Die Wache winkt mich durch und sagt: »Ärzte bitte im Büro auf der Hauptebene melden.«

Im Inneren höre ich wieder die Stimme des Steuermannes, die aus allen Terminals im Gebäude schallt. Er singt die Hymne der Gesellschaft. *Wie das wohl wäre?*, frage ich mich. *Ein Lied nur im Kopf zu hören und es dann genauso herauszusingen?*

Zwei Offiziere zerren einen Funktionär an mir vorbei. Schluchzend drückt er die Hand aufs Herz und bewegt die Lippen zu den Worten der Hymne. Er tut mir leid. Ich wünschte für ihn, er wüsste, dass dies nicht das Ende der

Welt bedeutet, obwohl er das in diesem Moment sicher glaubt.

Im Büro händigt man mir eine schwarze Uniform aus, und ich ziehe mich mitten auf dem Flur um, genau wie alle anderen. Ich krempele die Ärmel hoch, denn jetzt geht es an die Arbeit. Meine weiße Funktionärsuniform werfe ich in den nächsten Müllverbrenner. Ich werde sie niemals mehr tragen.

»Wir teilen die Patienten in Gruppen von jeweils einhundert auf«, erklärt mir der diensthabende Chefarzt lächelnd. »Wie der Steuermann bereits erklärt hat, werden einige alte Mechanismen der Gesellschaft in Kraft bleiben, vorübergehend jedenfalls.« Er zeigt auf

die Reihen der Kranken, die die Rebellen der Erhebung als die *Versunkenen* bezeichnen. Sie sind so weit entfernt, dass man das Gefühl hat, sie würden nie wieder die Oberfläche erreichen. »Sie werden ihre Pflege und die korrekte Verabreichung des Heilmittels überwachen. Sobald die Ersten genesen sind und das medizinische Zentrum verlassen, werden Ihnen neue Patienten zugewiesen.«

Die Terminals schweigen. Inzwischen werden Bilder von reglosen Kranken in Central übertragen.

Central! Da ist Cassia! Erstmals überkommt mich Sorge um sie. Angenommen, sie hat sich nicht der

Erhebung angeschlossen und sieht diese Bilder? Hat sie Angst?

Und ich war mir so sicher, dass Funktionärin Lei zur Erhebung gehört!

Könnte ich mich auch in Cassia getäuscht haben?

Nein. Sie hat es mir bei unserem letzten Gespräch über Terminal ganz deutlich zu verstehen gegeben. Zwar konnte sie es nicht aussprechen, aber ich habe es ihrer Stimme angehört. Ich habe ein gutes Gehör für Zwischentöne und weiß genau, dass sie den Schritt gewagt hat.

»Wir warten noch auf weitere Krankenschwestern und Medics«, informiert mich der Chefarzt. »Sind Sie bereit, bis dahin das Heilmittel selbst zu

verabreichen?«

Das ist der Unterschied zur Gesellschaft, und an dieser Stelle verwischen bereits die Grenzen. Die Gesellschaft hätte es niemals zugelassen, dass ich nach meiner Beförderung zum Arzt derart einfache Arbeiten durchführe.

»Natürlich«, antworte ich.

Ich desinfiziere meine Hände und nehme ein Röhrchen aus einer Kiste. Eine Krankenschwester neben mir folgt meinem Bespiel. »Sie sehen wunderschön aus«, sagt sie, als sie die Röhrchen betrachtet, und sie hat recht.

Ich packe eine Infusionsnadel aus und schließe den Tropf an die Vene eines

Patienten an. Die Stimme des Steuermannes ertönt aus den Terminals im medizinischen Zentrum, und ich lächle, weil seine Worte so genau zur Situation passen: »Die Gesellschaft ist krank«, wiederholt er noch einmal seine Botschaft, »doch wir haben das Heilmittel.«

Kapitel 8

Cassia

Ich kann hier nicht länger warten. Ich zittere vor Kälte am ganzen Körper.

Wo ist er?

Ich wünschte, ich könnte mich daran erinnern, was heute Abend geschehen ist. Konnte die Erhebung erfolgreich die

Daten manipulieren? Habe ich getan, was von mir erwartet wurde?

Einen Augenblick lang regt sich trotz der Kälte Ärger in mir. Ich habe nie darum gebeten, hier in Central zu sein, sondern wollte, dass mich die Erhebung nach Camas schickt, so wie Ky und Indie. Doch man sagte mir, ich sei nicht zum Fliegen geeignet, sondern nur zum Sortieren.

Aber das macht mir nichts aus. Ich bin mit der Erhebung verbunden, aber nicht durch sie definiert. Ich besitze meine Gedichte und verstehe es, mit ihnen zu handeln. Vielleicht ist es an der Zeit, sie dazu zu verwenden, mir einen Weg fort von hier zu erkaufen. Ich habe lange genug gewartet.

Ich blicke hinunter auf die kleinen, gegeneinanderschwappenden Fischleichen. Ihre glänzenden, toten Augen, ihre schleimigen Schuppen und der Gestank jagen mir einen Schauder über den Rücken. Ich werde sie berühren, wenn ich ins Wasser greife, um die Kiste herauszuholen. Ihr Geruch ist so stark, dass ich ihr verrottendes Fleisch beinahe schmecken kann und bestimmt hinterher selbst danach stinken werde.

Schau nicht hin! Bring es hinter dich!

Ich klemme die Taschenlampe unter dem Steg fest, schäle die Seiten mit den Gedichten von meinen Armen und lege

sie auf den Boden. Ich ziehe die Ärmel über meine Hände, um sie ein wenig vor dem Wasser zu schützen. Dann wate ich hinaus und versuche, die toten Fische an meinen Beinen nicht zu spüren, dieses stetige Schwappen kleiner Leichen in einem See, der bis vor kurzem noch ein sicherer Ort war. Ich hoffe, dass mich meine Kleider vor dem schützen, was auch immer in diesem Wasser lauern mag.

Der Gestank ist penetrant. Ich muss den Atem anhalten, als ich meine Hände ins Wasser tauche, und mir wird übel bei den Berührungen mit Schuppen, Flossen, Augen und Schwänzen.

Die Kiste ist noch da, und ich ziehe sie so schnell ich kann tropfend aus dem

Wasser. Fische schlagen gegen meine Hände und werden beim Waten gegen meine Schienbeine gedrückt. Die kleinen Leichen weichen auseinander und schließen sich hinter mir wieder zusammen.

Ich trage die Kiste über die Wiese, weg vom See, und hocke mich für einen Moment in den Schutz des dichten Gebüschs. Vorsichtig, um nicht die Seiten zu betropfen, die ich vorhin hier abgelegt habe, wische ich mir die Hände an einem trockenen Hemdzipfel ab.

Würde ich den Wert dieser zarten Seiten zu schätzen wissen, wenn ich nicht den Ort gesehen hätte, an denen sie verborgen waren? Wenn ich nicht Hunter

vor Augen hätte, der nach einem Vers für den Grabstein seiner Tochter sucht? Vielleicht trage ich die Gedichte deshalb auf der Haut. Nicht nur, um sie zu verstecken, sondern auch, um sie zu spüren, um mich an das zu erinnern, was ich bei mir trage.

Ich stelle mir vor, mir ein Gewand aus Wörtern zu machen, in überlappenden Schichten wie Fischschuppen. Jede Seite würde mich schützen, jeder Absatz, jeder Satz meinen Bewegungen folgen.

Doch ihre Schuppen konnten die Fische letztendlich nicht schützen, und als ich den Deckel öffne, entdecke ich, was ich eigentlich längst hätte bemerken müssen, als ich die Kiste hochhob, wenn

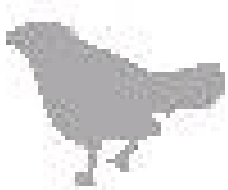
mich die vielen kleinen Leichen nicht zu sehr abgelenkt hätten.

Die Kiste ist leer.

Jemand hat meine Gedichte gestohlen.

Jemand hat meine Gedichte gestohlen, Ky ist nicht gekommen, und es ist kalt.

Ich weiß, es ist zu spät, aber ich wünschte, ich wäre heute Abend nicht hierhergekommen. Dann wüsste ich, was ich alles verloren habe.



Als ich mich der Stadt nähere und zu den Wohnhäusern aufblicke, stelle ich fest, dass nicht nur mit dem See etwas nicht

stimmt.

Obwohl schon tiefe Nacht herrscht, schläft die Stadt nicht.

Die Lichter haben eine seltsame Farbe – eher Blau als Golden –, und es dauert einen Moment, bis ich den Grund dafür erkenne. In allen Wohnungen sind die Terminals eingeschaltet. Ich habe schon öfter erlebt, dass Sendungen gesellschaftsweit ausgestrahlt wurden, an Winterabenden, wenn die Sonne früh untergeht und wir auch nach Einbruch der Dunkelheit noch eine Weile wach sind.

Doch noch nie haben die Terminals so spät gesendet.

Jedenfalls kann ich mich nicht daran erinnern.

Was kann so wichtig sein, dass die Gesellschaft alle weckt?

Ich durchquere die Grünflächen, die jetzt in kaltem Blau und Grau daliegen, gelange zu meinem Apartmentkomplex, gebe meinen Nummerncode ein und schlüpfe durch die schwere Metalltür. Die Gesellschaft wird meine späte Ankunft registrieren, und man wird mich zur Rede stellen. Gelegentlich für eine Stunde spurlos zu verschwinden ist schon eine ernste Sache, die halbe Nacht aber eine schwerwiegende Übertretung. Man könnte alles Mögliche angestellt haben.

Geräuschlos wie ein Airtrain gleitet der Aufzug hinauf in mein Stockwerk,

das siebzehnte. Der Flur liegt verlassen da. Die Türen sind solide, so dass kein Licht hindurchschimmert, doch als ich meine Wohnung betrete, erwartet mich in der Diele wie immer das Terminal.

Unwillkürlich schlage ich die Hand vor den Mund, um einen Schrei des Entsetzens zu ersticken.

Trotz meiner Erlebnisse in den Canyons erschüttert mich der Anblick bis ins Mark.

Über den Bildschirm flimmern Bilder von Leichen, grauenvoller als die verbrannten, zerstreuten, blau geäderten Toten auf dem Berggipfel, schlimmer als die Reihen der Gräber in der Siedlung, neben denen Hunter seine Tochter liebevoll zur Ruhe bettete. Allein die

Anzahl ist furchtbar, unfassbar. Die Kamera fährt die Reihen hinauf und hinunter, so dass wir genau sehen können, wie viele Tote es sind. Auf und ab, auf und ab.

Warum starren wir alle hin wie gebannt?

Weil sie die Gesichter zeigen. Die Kamera hält bei jeder Person lange genug inne, um schmerzliches Erkennen oder Erleichterung in uns zu wecken. Dann fährt sie weiter und schürt unsere Angst.

Eine neue Erinnerung steigt in mir auf: an die Gewebeproben in der Höhle, die uns Hunter gezeigt hat.

Ist das die Erklärung? Hat man eine

neue Methode gefunden, uns zu lagern?

Plötzlich erkenne ich, dass die Menschen auf dem Bildschirm gar nicht tot sind, sondern nur unnatürlich still und reglos daliegen. Ihre Augen sind geöffnet und blicken ins Leere, doch ihr Brustkorb hebt und senkt sich. Ihre Haut wirkt merkwürdig fahl und bläulich.

Sie sind nicht tot, aber ihr Zustand erscheint mir fast genauso schlimm. Sie sind wach und doch nicht wach. Unter uns und doch weit weg. Anwesend, aber unerreichbar.

Jede Person ist über einen durchsichtigen Schlauch im Arm mit einem Plastikbeutel verbunden. Führt der Schlauch durch ihr gesamtes Gefäßsystem? Sind sie statt von Adern

von Plastik durchzogen? Ist das ein neuer Plan der Gesellschaft? Erst nehmen sie uns unsere Erinnerungen, dann saugen sie unser Blut aus, bis wir nur noch aus dünner Haut und leeren Augen bestehen, eine Hülle dessen, was wir einst gewesen sind?

Ich denke an Indies leeres Wespennest, das sie in den Canyons gefunden und die ganze Zeit mitgeschleppt hat, die runden, papierartigen Kammern, die einst summende, stechende Tiere und ihr geschäftiges, kurzes Leben beherbergten.

Unwillkürlich hefte ich den Blick auf die starren, leblosen Augen in den Gesichtern der Patienten. Die Kranken

scheinen keine Schmerzen zu haben, scheinen überhaupt nichts zu spüren.

Jetzt ändert sich die Perspektive, es scheint, als würden wir durch die Terminals an den Wänden des Gebäudes hinunterschauen, in dem diese Menschen untergebracht sind. Trotz des veränderten Blickwinkels können wir alle Kranken erkennen.

Mann, Frau, Kind, Kind, Frau, Mann, Mann, Kind.

In endloser Folge.

Wie lange zeigen die Terminals bereits diese Bilder? Die ganze Nacht? Seit wann genau?

Plötzlich entdecke ich das Gesicht eines Mannes mit braunen Haaren.

Den kenne ich doch!, denke ich

schockiert. *Ich habe mit ihm zusammengearbeitet, hier in Central! Befinden sich diese Leute in Central?*

Gnadenlos laufen die Bilder weiter, Bilder von Menschen, die ihre Augen nicht schließen können. Im Gegensatz zu mir. Und das tue ich. Ich kann es nicht mehr mit ansehen. Ich möchte weglaufen und drehe mich zur Tür.

In dem Moment ertönt eine Männerstimme, voll, melodisch und deutlich.

»Die Gesellschaft ist krank«, sagt er, »und wir haben das Heilmittel.«

Langsam drehe ich mich wieder um. Doch man sieht kein Gesicht, sondern hört nur die Stimme. Das Terminal zeigt

weiterhin nur die reglosen Kranken.

»Die Erhebung ist gekommen«, verkündet er, »und ich bin der Steuermann.«

In meiner winzigen Diele hallen die Worte von den Wänden wider, ihr Echo kommt von allen Seiten, von jeder Oberfläche im Raum.

Steuermann.

Steuermann.

Steuermann.

Monatelang habe ich mich gefragt, wie es sein würde, die Stimme des Steuermannes zu hören.

Ich dachte, ich würde Angst, Überraschung, Glück, Aufregung, Besorgnis empfinden.

Ich hätte nicht gedacht, dass es so wie

jetzt sein würde.

Ich bin enttäuscht.

So tief, dass mir fast das Herz bricht. Mit dem Handrücken wische ich mir die Tränen aus den Augen.

Bis zu diesem Moment wusste ich nicht, dass ich erwartet hatte, die Stimme des Steuermannes wiederzuerkennen. *Habe ich gedacht, er würde wie Großvater klingen? Habe ich geglaubt, der Steuermann wäre ein bisschen wie er?*

»Wir nennen diese Krankheit die Seuche«, fährt der Steuermann fort. »Die Gesellschaft hat sie erschaffen und die Gewässer des Feindes damit kontaminiert.«

Der Steuermann streut seine Worte in die Stille aus wie sorgfältig ausgewählte Samen, legt sie in vorbereitete Löcher wie Blumenzwiebeln. *Die Erhebung hat diese Hohlräume geschaffen*, geht es mir durch den Kopf, *und füllt sie jetzt aus. Dies ist der Moment ihrer Machtergreifung.*

Auf dem Terminal ist jetzt zu sehen, wie jemand die Stufen zur zentralen Stadthalle emporsteigt. Trotz der nächtlichen Stunde kann man alles klar und deutlich erkennen, und obwohl das Gebäude nicht durch Festbeleuchtung erhellt wird, erinnern mich die Marmorstufen und die einladend geöffneten Türen an mein

Paarungsbankett. Vor nicht einmal einem Jahr bin ich solche Stufen in Oria hinaufgeschritten. Doch was geht jetzt in diesen Hallen überall in der Gesellschaft vor sich?

Die Kamera folgt der Person hinein.

»Der Feind ist geschlagen«, spricht der Steuermann. »Doch die Seuche, die die Gesellschaft dem Feind geschickt hat, hat überlebt und auf uns übergegriffen. Seht euch an, was in der Hauptstadt der Gesellschaft, in Central, geschieht. Hier ist die Seuche zuerst aufgetreten. Die Krankenhäuser sind überfüllt, Patienten müssen in Verwaltungsgebäude und Wohnhäuser ausgelagert werden.«

Die Festhalle ist bis in den letzten

Winkel mit Kranken gefüllt.

Dann geht unser Blick wieder hinaus, und man schaut von oben auf die weiße Begrenzungsmauer, die die Stadthalle umgibt.

»Solche Barrikaden wurden mittlerweile in allen Provinzen errichtet«, erzählt der Steuermann. »Die Gesellschaft hat versucht, die Ausbreitung der Seuche zu verhindern, doch es ist ihr nicht gelungen. Es sind so viele erkrankt, dass die Gesellschaft ihre wichtigsten Anlässe nicht mehr feiern kann. Heute Abend sind die Paarungsbankette gescheitert. Einige von euch werden das bereits erfahren haben.«

Ich trete ans Fenster und sehe Bewegung.

Die Erhebung ist hier, sie verbirgt sich nicht länger. Ihre Schiffe fliegen über uns hinweg, ihre schwarzen Uniformen sind mitten unter uns. Wie viele Kämpfer sind bereits gelandet? Wie viele verdeckte Mitglieder haben sich lediglich andere Kleidung angezogen? Wie tief und gründlich hat die Erhebung Central infiltriert? Warum weiß ich so wenig darüber, was gerade vor sich geht? Liegt es daran, dass mir die Gesellschaft meine Erinnerungen genommen hat, oder hat mich die Erhebung nicht ausreichend informiert?

»Als die Seuche entwickelt wurde«,

fährt der Steuermann fort, »haben manche unter uns diesen Lauf der Dinge vorausgesehen. Daher konnten wir einige von euch rechtzeitig immunisieren. Für alle anderen haben wir ein Heilmittel.«

Die Stimme des Steuermannes wird jetzt gefühlvoller, überzeugender, intensiver. Sie ertönt voller und füllt unsere innere Leere und unsere Herzen aus. »Das Gute am System der Gesellschaft, das Positive unserer Lebensweise, möchten wir bewahren. Wir wollen nicht alles aufgeben, was ihr durch harte Arbeit erschaffen habt. Nur das, was am alten System krank war, wollen wir eliminieren.

Diese Rebellion«, spricht der

Steuermann weiter, »ist anders als alle anderen im Laufe der Geschichte. Sie wird damit beginnen und damit enden, dass wir euch retten und nicht euer Blut vergießen.«

Ich weiche zur Tür zurück. Ich möchte loslaufen. Ich muss versuchen, Ky zu finden. Vielleicht ist er deswegen heute Abend nicht zum See gekommen. Weil er sich nicht absetzen konnte. Aber er könnte sich jetzt trotzdem noch irgendwo hier in Central aufhalten.

»Wir bedauern zutiefst«, fährt der Steuermann fort, »dass wir nicht einschreiten konnten, bevor es Todesfälle gab. Bisher war die Gesellschaft stärker als wir. Doch jetzt

können wir euch *alle* retten!«

Eine Person in schwarzer Uniform kommt ins Bild. Sie öffnet eine Kiste, die mit kleinen roten Röhrchen gefüllt ist.

Wie die Röhrchen in der Höhle, denke ich wieder, *nur, dass sie leuchtend blau waren*.

»Das ist das Heilmittel«, sagt der Pilot. »Jetzt haben wir endlich genug für alle.«

Der Mann auf dem Terminal greift in die Kiste, holt ein Röhrchen heraus und zieht den Verschluss ab. Darunter steckt eine Nadel. Mit den geübten, ruhigen Gesten eines Medics steckt er die Nadel in einen Schlauch. Mir stockt der Atem.

»Obwohl diese Krankheit nicht

dramatisch aussieht«, fährt der Steuermann fort, »ist sie gefährlich. Ohne Behandlung schreitet der körperliche Verfall rasch fort. Die Patienten dehydrieren und sterben. Jeder könnte infiziert sein. Wir können euch heilen, aber nur, wenn wir euch erreichen! Flieht nicht!«

Der Bildschirm wird dunkel, doch der Ton läuft weiter.

Bestimmt wurde dieser Steuermann aus vielerlei Gründen ausgewählt, aber einer davon war sicher seine Stimme.

Denn als er anfängt zu singen, vergesse ich alles um mich herum.

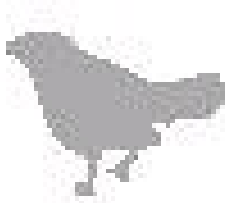
Er stimmt die Hymne der Gesellschaft an, ein Lied, das mich schon mein ganzes

Leben lang begleitet hat, bis in die Canyons hinein, ein Lied, das ich niemals vergessen werde.

Der Steuermann singt es getragen und traurig.

Die Gesellschaft stirbt, ist bereits tot.

Tränen strömen mir über die Wangen. Gegen meinen Willen weine ich um die Gesellschaft, betrauere ihr Ende. Das Ende eines Systems, das viele von uns lange Zeit beschützt hat.



Die Erhebung hat mir aufgetragen zu warten.

Doch ich bin nicht länger bereit dazu.

Ich ertaste mir den Weg durch den unterirdischen Gang. Grünes Moos zerbröselt unter meinen Fingern, und ich wundere mich darüber, wie üppig und schnell die Pflanzen hier unter der Erde wachsen. Seltsamerweise begegne ich hier unten nie anderen Menschen, die kommen oder gehen. Dennoch begleitet mich ständig die Angst, ich könnte Haut statt Gestein berühren.

Ich konnte Ky nicht finden, daher will ich die Archivisten fragen, was sie wissen. Egal, ob sie die Gesellschaft oder die Erhebung unterstützen – sie sind in erster Linie ihrer Berufung treu.

Heute haben sich ausnahmsweise

nicht alle zwischen ihre Regale zurückgezogen, um im Stillen ihre Geschäfte abzuwickeln. Stattdessen haben sich Archivisten und Händler im großen Hauptraum zusammengefunden und diskutieren in Grüppchen miteinander. Die größte Gruppe hat sich natürlich um die Chefarchivistin gebildet. Bestimmt muss ich lange warten, bis ich sie sprechen kann. Doch zu meiner Überraschung löst sie sich aus der Gruppe, sobald sie mich sieht, und kommt auf mich zu.

»Stimmt das mit der Seuche?«, frage ich sie.

»Diese Information ist ziemlich wertvoll«, antwortet sie lächelnd. »Ich sollte ein Gedicht dafür verlangen.«

»Aber meine Gedichte sind alle weg!«

Entsetzt fragt sie: »O nein! Wie ist das denn passiert?«

»Jemand hat sie gestohlen.«

Mitfühlend sieht sie mich an und reicht mir ein Stück Papier, einen geringelten weißen Streifen aus einem der illegalen Terminals der Archivisten. Als ich mich im Raum umblicke, sehe ich, dass viele andere auch so ein Stück Papier in der Hand halten.

»Sie sind nicht die Einzige, die wissen möchte, ob das mit der Seuche wirklich stimmt«, sagt die Archivistin. »Doch es ist wirklich wahr.«

»Nein!«, stöhne ich.

»Wir haben schon mit einer Seuche gerechnet, bevor die Barriere errichtet wurde«, fährt sie fort. »Lange Zeit konnte die Gesellschaft die Krankheit kontrollieren, aber inzwischen breitet sie sich rasend schnell aus.«

»Woher wissen Sie das?«, frage ich. »Von der Erhebung?«

Lächelnd antwortet sie: »Wir erhalten unsere Informationen sowohl von der Gesellschaft als auch von der Erhebung. Doch wir Archivisten haben gelernt, beiden zu misstrauen.« Sie zeigt auf das Stück Papier in meiner Hand. »Wir haben einen Code für Zeiten wie diese, den wir schon seit langer Zeit benutzen, um einander vor ansteckenden

Krankheiten zu warnen. Diese Zeilen stammen aus einem sehr alten Gedicht.«

Ich lese, was auf dem Zettel steht.

Sogar der Doktor selbst muss gehen,
Und alles Sein, das muss verwehen.
Die Seuche tobt mit Todessinn,
Nun raffet sie auch mich dahin.

Fest umklammere ich das Stück Papier. »Wer ist der Doktor?«, will ich wissen.

»›Doktor‹ ist eine alte Bezeichnung für ›Medic‹. Aber es meint hier niemanden im Besonderen«, antwortet sie. »Es geht um den Begriff *Seuche*.«

Bei dem Wort »Medic« muss ich

sofort an Xander denken.

Mit schief zur Seite geneigtem Kopf fragt sie: »Warum fragen Sie? Wer sollte denn Ihrer Meinung nach mit dem Doktor gemeint sein?«

»Der Anführer der Gesellschaft«, antworte ich ausweichend. Obwohl ich mit ihr Geschäfte gemacht habe, sträube ich mich dagegen, der Chefarchivistin von Xander oder Ky zu erzählen.

Lächelnd erwidert sie: »Es gibt keinen Anführer der Gesellschaft. Funktionärskomitees aus verschiedenen Behörden haben das Sagen. Das müssten Sie doch inzwischen herausgefunden haben.«

Sie hat recht. Ich habe es mir gedacht. Aber es ist seltsam, meine Vermutung

bestätigt zu hören. »Aber irgendwo in den Archiven muss es doch Informationen über die Seuche geben!«, bohre ich nach.

»Allerdings«, erwidert die Archivistin. »Überall ist von verschiedenen Seuchen die Rede, in der Literatur, in den Geschichtsbüchern, sogar in der Poesie, wie du siehst. Und es ist immer dasselbe: Die Infizierten sterben, bis ein Heilmittel gefunden wird.«

»Würden Sie es mir sagen, wenn meine Gedichte irgendwo auftauchen?«, bitte ich die Archivistin. »Wenn jemand sie in den Handel bringt?«

Ich kenne die Antwort bereits, aber

trotzdem schmerzt es, sie zu hören. »Nein«, sagt sie. »Unsere Aufgabe besteht allein darin, die als Handelsware angebotenen Objekte als Originale zu identifizieren und die Handelswege zu verfolgen. Niemand muss uns Rechenschaft über die Herkunft seiner Ware ablegen.«

Ich weiß das natürlich. Schließlich hätte ich sonst ebenfalls erklären müssen, woher meine Gedichte stammten. In gewisser Weise habe ich sie ja auch gestohlen.

»Ich könnte Gedichte schreiben«, schlage ich vor. »Ich habe schon oft darüber nachgedacht …«

Die Chefarchivistin unterbricht mich. »Dafür gibt es keinen Markt«, sagt sie

nüchtern. »Wir handeln mit alten Sachen von etabliertem Wert und neuen Gegenständen, deren Wert sich von selbst erschließt.«

»Augenblick«, sage ich, während die Idee mehr und mehr von mir Besitz ergreift und mich wagemutig macht. Ich kann nicht anders, denn ich stelle mir vor, wie wir alle zusammenkommen, um Handel zu treiben. In meiner Phantasie spielt sich die Szene in einer Stadthalle ab, im großen Kuppelsaal. Doch diesmal tragen wir keine Festkleider, sondern halten bunte Bilder in den Händen oder geschriebene Texte, oder wir summen leise neue Melodien, ohne Furcht, ertappt zu werden, bereit für die Frage:

Was für ein Lied singst du da?

»Angenommen«, beginne ich, »wir eröffneten einen neuen Markt, auf dem wir mit Werten handeln, die wir *selbst* neuerschaffen haben? Vielleicht malt jemand ein Bild, das mir gefällt, und dafür möchte ein anderer ein Gedicht von mir haben. Oder …«

Die Archivistin schüttelt den Kopf und wiederholt: »Für so etwas gibt es keinen Markt. Aber das mit Ihren Gedichten tut mir wirklich leid.« In ihren Worten schwingt das Bedauern einer echten Kennerin mit. Sie weiß, was diese Gedichte wert waren. Sie hat das Papier gesehen und den Hauch von Stein und Staub gerochen, der ihnen anhaftete.

»Ja, mir auch«, sage ich. Dabei ist mein Verlust viel schlimmer, persönlicher und schmerzlicher. Mit den Gedichten wurde mir zugleich jede Möglichkeit genommen, mit Ky in Verbindung zu treten. Sie waren die einzige Sicherheit, die ich besessen habe, falls ich aufhörte, an die Erhebung zu glauben, oder die Lage außer Kontrolle geriete. Jetzt kann ich im äußersten Notfall auf nichts zurückgreifen und habe keine Möglichkeit, mir den Weg zu Ky oder zu meiner Familie zu erkaufen. Mir ist kaum etwas geblieben, und selbst das Gedicht von Dylan Thomas, das kein anderer kennt, würde ohne das

Originaldokument auch nicht annähernd dafür ausreichen, um mir eine Flucht zu ermöglichen.

»Immerhin sind noch zwei Objekte unterwegs zu dir«, gibt die Archivistin zu bedenken. »Wenn sie angekommen sind, kannst du sie sofort in Besitz nehmen, denn du hast ja bereits den vollen Preis dafür bezahlt.«

Natürlich! Das Ende des Gedichts *Dich hab ich nicht erreicht* und Großvaters Mikrochip! Hoffentlich kommen sie überhaupt noch an!

»Sie können auch weiter für uns Handel treiben«, schlägt die Archivistin vor, »solange Sie sich als vertrauenswürdig erweisen.«

»Vielen Dank«, sage ich. Wenigstens

etwas. Zwar ist die Bezahlung gering, aber vielleicht kann ich etwas ansparen.

»Einiges verliert nie seinen Wert, egal, wer an der Macht ist«, fügt die Archivistin hinzu. »Anderes schon. Die Währung wird sich verändern.« Sie lächelt. »Es ist jedes Mal sehr interessant, das zu beobachten.«

Zweiter Teil
Die Poetin

Kapitel 9

Xander

»Ich sterbe«, sagt der Patient zu mir. Er öffnet die Augen. »Es ist gar nicht schlimm.«

»Nein, Sie sterben nicht«, versichere ich ihm und nehme eine Ampulle mit dem Gegenmittel aus meinem Koffer. So

etwas habe ich in den letzten Wochen immer häufiger erlebt. Die Infizierten kennen inzwischen die Symptome der Krankheit und wenden sich oft schon an uns, bevor sie bettlägerig werden. »Und das Rot hier ist übrigens nur die Farbe der Ampulle, nicht des Impfstoffs. Er wirkt sehr schnell, Sie werden es merken.« Der Mann ist schon alt, und als ich ihm beruhigend die Hand tätschele, fühlt sich seine Haut dünn und pergamentartig an. In der Gesellschaft hätte er wahrscheinlich nur noch wenige Jahre zu leben gehabt, doch wer weiß? Vielleicht bleibt ihm noch viel Zeit. Doch dafür müssen wir ihn erst einmal vor der Seuche retten.

»Versprechen Sie mir das?«, fragt er.

»Geben Sie mir Ihr Wort als Arzt!«

Ich gebe ihm mein Versprechen.

Ich schließe ihn an den Apparat an, der seine Vitalfunktionen misst und Alarm auslöst, falls sein Herzschlag oder seine Atmung aussetzen. Dann nehme ich mir den nächsten Patienten vor. Wir können nur Schritt halten, wenn wir ununterbrochen durcharbeiten.

Die Seuche ist früher ausgebrochen, als die Erhebung erwartet hatte. Zwar hat die Übernahme der Gesellschaft im Allgemeinen gut funktioniert, aber leider nicht völlig reibungslos. Die Leute haben die Erhebung akzeptiert, weil sie ihnen Heilung versprochen hat, und darauf beruht im Augenblick ihre

Loyalität. Dennoch gibt es noch immer Sympathisanten der Gesellschaft und viele, die einfach nur zutiefst verängstigt sind von den momentanen Ereignissen. Sie trauen niemandem, und das wollen wir ändern. Je mehr Kranke wir heilen können, desto besser. Dann werden alle einsehen, dass wir gekommen sind, um ihnen zu helfen.

»Carrow!«, ertönt die Stimme des Chefarztes über mein Miniterminal. »Im Konferenzsaal versammelt sich eine neue Gruppe und wartet auf Ihre Willkommensansprache.«

»Bin schon unterwegs«, antworte ich. Die Willkommensansprachen zu halten, ist Teil meiner Aufgabe. Danach ist meine Schicht zu Ende, und man wird

mich nur im Notfall rufen. Auf dem Weg hinaus nicke ich den diensthabenden Krankenschwestern zu. »Bis morgen.«

Ich schließe mich den anderen an, die zum Konferenzsaal streben. Nach ein paar Schritten spricht mich jemand an. »Carrow!« Zahlreiche Gestalten in Schwarz hasten durch den Flur, und es dauert einen Moment, bis ich entdecke, wer mich gerufen hat. Dann sehe ich sie.

»Funktionärin Lei!«, rutscht es mir heraus, obwohl es jetzt nur noch »Lei« heißt. Die Erhebung hat alle Titel abgeschafft, und wir verwenden nur noch die Nachnamen. Es ist schon zwei Monate her, seit ich sie zum letzten Mal gesehen habe, kurz nach Ausbruch der

Seuche. Da steckte sie noch in einer Quarantänekabine. Doch sie musste nicht mehr lange aushalten, denn die Erhebung ließ alle gehen, sobald die Städte und Vororte gesichert waren. Dennoch: Ich bin einfach fortgegangen und habe sie dort zurückgelassen.

Ich setze zu einer Entschuldigung an, doch sie winkt ab und sagt: »Sie haben getan, was Sie tun mussten. Schön, Sie zu sehen.«

»Ich freue mich auch. Besonders, weil wir uns hier begegnen. Sie haben sich also auch der Erhebung angeschlossen?«

»Ja, aber ich befürchte, ich brauche Ihre Hilfe, um hier bleiben zu können.«

»Was kann ich für Sie tun?«

»Ich habe gehofft, dass Sie für mich

bürgen würden«, sagt sie. »Wenn nicht, kann ich nicht bleiben.«

Jedes Mitglied der Erhebung kann nur für drei andere bürgen. Natürlich möchten wir, dass irgendwann alle dazugehören, doch im Augenblick müssen wir vorsichtig sein. Eine Bürgschaft darf man nicht auf die leichte Schulter nehmen. Ich wollte meine drei Optionen für meine Eltern aufsparen und für Cassia, falls ich mich geirrt habe und sie sich nicht der Erhebung angeschlossen hat. Wenn sich derjenige, für den man gebürgt hat, als Verräter entpuppt, wird gegen den Bürgen genauso ermittelt wie gegen den Verräter selbst. Inwieweit kann ich Lei trauen?

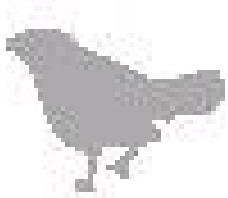
Als ich Lei fragen will, ob niemand sonst für sie bürgen könnte, sehe ich am angespannten Zug um ihren Mund und ihrer Haltung – noch aufrechter als gewöhnlich –, dass es niemanden sonst gibt. Sie sieht mich unverwandt an. Ich hatte ganz vergessen, dass wir fast gleich groß sind.

»Natürlich«, sage ich. Mir bleiben noch zwei Bürgschaften übrig. Falls ich mich wirklich in Cassias Fall geirrt haben sollte, kann mein Bruder Tannen für meinen Vater oder meine Mutter eintreten. Das hat er wahrscheinlich sowieso vor. Wieder einmal wünschte ich, ich hätte zu Hause mit ihm über die Erhebung gesprochen. Meine Eltern

haben sich ihr zwar nicht angeschlossen, aber ich weiß, was sie sich für meinen Bruder und mich gewünscht hätten.

Lei legt die Hand auf meinen Arm, ganz kurz nur. »Danke.« Ihre schöne Stimme klingt aufrichtig bewegt und ein wenig überrascht. Sie hat nicht damit gerechnet, dass ich es tun würde.

»Gern geschehen«, antworte ich.



»Sie sind hier«, beginne ich meine Ansprache an die Neuankömmlinge, »weil Sie die drei wichtigsten Anforderungskriterien für die Arbeit im

medizinischen Zentrum erfüllen. Sie haben eine medizinische Ausbildung, Sie sind resistent gegen die Seuche, und Sie haben sich der Erhebung angeschlossen.«

Ich halte inne, warte, bis Ruhe im Saal herrscht, und fahre fort.

»Sie sind Teil dieser Rebellion. Vielleicht haben Sie von der Erhebung erst durch die Rede des Steuermannes erfahren oder glauben nur an sie, weil sie das Heilmittel gegen die Seuche hat und Sie geimpft werden wollen. Das soll natürlich kein Vorwurf sein – wir sind dankbar für Ihre Unterstützung. Unsere erste Priorität besteht darin, die Menschen vor der Seuche zu retten.«

Ich blicke die Gesichter der Zuhörer

freundlich an, und die meisten erwidern mein Lächeln. Sie sind froh, wieder etwas zu tun und bei der Bekämpfung der Seuche helfen zu können. Viele brennen förmlich darauf, sich ans Werk zu machen.

Plötzlich ruft eine Frau dazwischen: »Warum impfen Sie – ich meine *wir* – dann nicht großflächig die Bevölkerung, bevor sich die Seuche weiter ausbreitet? Warum warten wir überhaupt, bis die Leute erkranken?«

Ein Offizier der Erhebung bewegt sich auf sie zu, doch ich hebe die Hand. Die Erhebung hat mich mit allen Informationen versorgt, die ich zur Beantwortung einer solchen Frage

brauche. Außerdem ist es eine gute Frage.

»Sie möchten wissen, warum wir nur das Heilmittel, aber nicht den Impfstoff in ausreichender Menge gelagert haben, richtig?«, frage ich zurück.

»Ja«, sagt sie. »Es wäre doch einfacher und effektiver, die Bevölkerung zu immunisieren, damit sich die Seuche nicht weiter ausbreiten kann.«

»Der Erhebung standen leider nur begrenzte Mittel zur Verfügung«, antworte ich, »und es wurde beschlossen, sich lieber auf eine ausreichende Produktion des Heilmittels zu konzentrieren. Es gab keine Möglichkeit, die Bevölkerung vor der

Bedrohung durch eine Seuche zu warnen, ohne Panik auszulösen. Außerdem wollte die Erhebung niemanden ohne dessen Einverständnis impfen. Wir sind nicht die Gesellschaft.«

»Aber Sie – wir – haben die Babys geimpft«, wendet die Frau ein. »Ohne ihr Einverständnis.«

»Richtig«, erwidere ich. »Weil die Erhebung die Immunisierung der Säuglinge für so wichtig hielt, dass sie einige ihrer Ressourcen dafür einsetzte. Wie Sie alle wissen, sind die Kleinsten am meisten durch Krankheiten gefährdet, und manchmal kann ihnen nicht einmal das richtige Heilmittel helfen. Daher wurde in diesem Fall entschieden, sie

ohne ihre Erlaubnis zu impfen. Aufgrund dessen ist kein Kind unter zwei Jahren erkrankt.« Ich lasse diese Worte auf die Versammlung wirken. »Nach der Machtergreifung konnte die Erhebung zusätzliche Ressourcen in die Produktion des Impfstoffs investieren. Auf diese Weise werden wir irgendwann alle retten können.«

Die Frau nickt, offenbar zufrieden.

Natürlich gibt es noch einen anderen Grund, warum wir die Bevölkerung nicht ohne ihr Wissen immunisiert haben, doch diesen können wir wohl kaum öffentlich verkünden: Hätten wir die Leute heimlich vor der Seuche gerettet, hätte niemand gewusst, wem sie es zu verdanken hätten, ja, sie hätten

nicht einmal gewusst, dass sie überhaupt gerettet worden waren. Doch sie mussten es wissen. Sie mussten die Bedrohung spüren, um für ihre Rettung dankbar sein zu können.

Die Erhebung musste also in Kauf nehmen, dass ein Teil der Bevölkerung erkrankte. Doch die meisten Revolutionen fordern weit mehr Todesopfer.

So ist es viel besser.

»Ich muss Sie auch daran erinnern«, fahre ich fort, »dass Sie hier sind, weil Mitglieder der Erhebung für Sie gebürgt haben. Bitte enttäuschen Sie ihr und unser Vertrauen nicht, indem Sie unsere Arbeit sabotieren. Wir versuchen

Menschenleben zu retten!«

Ich weiß nicht, ob Lei anwesend ist, und bin froh darüber. Ich spreche alle an, nicht nur sie.

»Und jetzt komme ich zu den grundlegenden Hilfsmaßnahmen. Einzelheiten über Ihre speziellen Aufgaben und Ihre Schichtpläne erfahren Sie nach dieser Versammlung. Einige von Ihnen werden sofort mit der Arbeit beginnen, andere können sich erst noch etwas ausruhen und fangen später an.«

Ich gehe die wichtigsten Schritte durch, wiederhole für die zukünftigen Mitarbeiter die grundlegenden Desinfektionstechniken und erinnere sie an das regelmäßige Händewaschen und die routinemäßige, gründliche Reinigung

aller Oberflächen und Geräte. Dies ist umso wichtiger, da das Virus durch Tröpfchen-und Schmierinfektion übertragen werden kann. Außerdem erkläre ich ihnen die Aufnahmeformalitäten und die Regeln für die Erstuntersuchung. Ich erzähle, dass es nicht genügend Druckschutzmatratzen gibt, so dass wir einige Patienten von Hand drehen müssen, und beschreibe die Wundsauger, mit denen wir Verletzungen schließen und Infektionen abwehren.

Es herrscht absolute Ruhe, als ich zu dem Punkt komme, der alle am meisten interessiert: das Heilmittel.

»Die Verabreichung des Heilmittels

funktioniert im Grunde genommen genauso, wie Sie es während der Ansprache des Steuermannes auf den Terminals gesehen haben«, sage ich. »Nebenwirkungen treten so gut wie nie auf, doch wenn, dann innerhalb der ersten halben Stunde nach Behandlungsbeginn.«

»Mit welchen Nebenwirkungen müssen wir rechnen?«, fragt einer der Zuhörer.

»Atemstillstand«, antworte ich. »Die Patienten müssen intubiert und für kurze Zeit künstlich beatmet werden. Das Heilmittel wirkt aber trotzdem. Die Intubation darf natürlich nur ein Medic vornehmen.«

»Haben Sie so einen Fall schon

einmal miterlebt?«, fragt der Mann.

»Bisher dreimal«, antworte ich. »Und ich arbeite seit dem Tag der Machtübernahme hier im medizinischen Zentrum.« Einerseits kommt es mir vor, als sei es gestern gewesen, andererseits, als hätte ich mein ganzes Leben hier verbracht.

»Wie lange dauert es, bis das Heilmittel wirkt?«, ruft ein anderer Zuhörer dazwischen.

»Häufig sind die Patienten schon nach drei, vier Tagen wieder gesund«, antworte ich. »Am sechsten Tag werden sie in die Reha-Abteilung verlegt und bleiben dort noch für ein paar Tage, ehe sie wieder zu Familie und Freunden

zurückkehren. Das Heilmittel ist hochwirksam.«

Erstaunen im Publikum. Natürlich haben sie erlebt, dass Erkrankte geheilt wurden und das medizinische Zentrum wieder verlassen konnten, aber sie haben nicht gewusst, wie schnell das Heilmittel wirkt.

»Damit komme ich zum Ende«, schließe ich und lächle in die Menge. »Willkommen bei der Erhebung.«

Applaus, vereinzelter Jubel. Im Saal herrscht große Aufregung. Alle sind froh, endlich etwas unternehmen zu können, anstatt tatenlos außerhalb der Barrikaden herumzusitzen. Das kann ich gut nachvollziehen. Wenn ich die Kranken heile, weiß ich, dass ich das

Richtige tue.

Ich starre an die Decke des Schlafsaals und höre die anderen atmen. Irgendwo dort draußen im medizinischen Zentrum behandelt Lei die Patienten. Ich bin froh, dass sie jetzt auch zur Erhebung gehört; sie wird sich gut um die Versunkenen kümmern. Ich frage mich, warum sie nicht schon früher beigetreten ist. Vielleicht wusste sie einfach nicht Bescheid. Schließlich hat niemand je offen über die Erhebung gesprochen.

Ich bin mir sicher, dass sich mein Bruder Tannen ihr angeschlossen hat. Sobald er von der Rebellion erfahren hätte, wäre ihm genau wie mir klar

gewesen, dass wir Verantwortung übernehmen und uns daran beteiligen sollten. Da er ebenfalls nicht auf die rote Tablette reagiert, ist er perfekt dazu geeignet.

Warum Ky sich nicht von Anfang an der Erhebung angeschlossen hat, schon damals, als man uns zum ersten Mal fragte, ist mir immer ein Rätsel gewesen. Die Erhebung hätte ihm helfen können. Aber er hat abgelehnt und mir nie gesagt warum.

Schon bevor Cassia zu den Äußeren Provinzen aufgebrochen ist, um Ky zu suchen, war spürbar, dass sie zu etwas Großem in der Lage war. Ich denke zum Beispiel an jenen Tag im Schwimmbad, als sie sich endlich traute, ins Wasser zu

springen: Sie zauderte keine Sekunde. Daher hätte es mich nicht überraschen sollen, dass sie sich so in Ky verliebte, wie ich mir gewünscht hätte, dass sie mich liebt: vollkommen.

Nur einmal habe ich erwogen, aus der Erhebung auszutreten, nämlich als ich mit Cassia gepaart wurde. Monatelang spielte ich ein doppeltes Spiel: Ich tat, was die Erhebung von mir verlangte, funktionierte andererseits aber gesellschaftskonform, damit ich mit Cassia gepaart bleiben konnte. Doch schon bald erkannte ich, dass ich mir wünschte, Cassia würde mich von sich aus wählen. In gewisser Weise ist die Tatsache, dass wir miteinander gepaart

wurden, zu meinem Nachteil geworden. Wie kann sie mich lieben, wenn die Gesellschaft ihr vorschreiben wollte, dass sie mich lieben sollte?

Nachdem mir Cassia gebeichtet hatte, dass sie sich in Ky verliebt hatte, wusste ich genau: Wenn er fortginge, würde auch sie es tun. Sie würde springen. Und es war klar, dass die Gesellschaft ihn nicht auf ewig in der Ahornsiedlung bleiben ließe, sondern ihn von dort aus an einen gefährlichen Ort schicken würde.

Ich musste ihr etwas mit auf den Weg geben, etwas, das ihr helfen und sie an mich erinnern würde.

Daher druckte ich das Bild vom Terminal aus und sammelte die

Neorosenblätter im Blumenbeet. Doch diese beiden Dinge würden sie an die Vergangenheit erinnern, und das reichte mir nicht. Ich wollte ihr etwas geben, das ihr in Zukunft helfen und sie an mich erinnern würde.

Irgendwie war es Ironie des Schicksals, dass Ky mir von den Archivisten erzählte. Ohne ihn hätte ich nicht gewusst, wie man handelt.

Ich brauchte den Archivisten nur das silberne Etui meines Paarungsballs zu geben. Im Gegenzug erhielt ich einen Ausdruck aus ihren Terminals: alle Informationen von meinem Mikrochip, zusammen mit einigen Änderungen und Ergänzungen, die ich selbst hinzugefügt

hatte.

Lieblingsfarbe: Rot.

Muss seiner Partnerin ein Geheimnis erzählen, wenn er sie wiedersieht.

Das war vergleichsweise einfach. An die Tabletten zu kommen, war weit schwieriger. Mir war nicht richtig klar, was die Archivisten von mir verlangten, als ich mich mit dem Geschäft einverstanden erklärte.

Aber es war die Sache wert. Die blauen Tabletten haben Cassia gerettet. Sie hat es mir selbst am Terminal gesagt: *Das Bbeilau hat irgendetwas.*

Ich drehe mich auf die Seite und starre die Wand an.

Am Abend des Paarungsballs, als ich zusammen mit meinen Eltern und meinem

Bruder an der Airtrain-Haltestelle stand, hoffte ich, Cassia und ich würden zusammen im selben Zug fahren. Damit wir noch einmal beieinander sein konnten wie bisher, ehe sich alles veränderte. Und dann kam sie die Treppe herauf, die Röcke ihres grünen Ballkleids gerafft. Zuerst sah ich ihren Scheitel, dann Hals, Schultern, Arme und die grüne Seide auf ihrer Haut. Sie blickte auf, und ich sah ihr in die Augen.

Ich kannte sie damals, und ich kenne sie jetzt. Ich bin mir dessen fast sicher.

Kapitel 10

Cassia

Ich eile an der weißen Barrikade entlang, die inzwischen bis auf das Gelände rund um das Museum erweitert wurde. Bevor die Erhebung die Fenster des Museums zunagelte, waren die gesprungenen und zersplitterten Gläser

sichtbar gewesen. Nach der ersten Ansprache des Steuermannes in jener Nacht haben die Leute versucht einzubrechen. Keine Ahnung, was sie dort stehlen wollten. Die meisten von uns wissen schon lange, dass sich im Museum nichts Wertvolles befindet. Die Archivisten waren da schon lange fort, denn sie wissen genau, wann sie untertauchen müssen.

In diesen Wochen nach der Machtergreifung der Erhebung sind wir reicher und ärmer zugleich geworden.

Jeden Tag komme ich spät von der Arbeit nach Hause, weil ich Handel treibe. Zwar mahnt mich manchmal eine Wache der Erhebung, nicht mehr nach Einbruch der Dunkelheit unterwegs zu

sein, aber man erhält keine Verwarnung oder Strafe. Ich bin also etwas freier als früher. Inzwischen wissen wir auch mehr über die Seuche und die Erhebung. Wir haben erfahren, dass die Erhebung schon vor Jahren manche Babys gleich nach der Geburt sowohl gegen die Wirkung der roten Tablette als auch gegen die Seuche immunisiert hat. Daher können sich Xander und Ky auch nach der Einnahme einer roten Tablette an alles erinnern, während wir anderen alles vergessen haben. Es bedeutet aber auch, dass die Erhebung mich damals nicht ausgewählt hat.

Wir leben in größerer Unsicherheit als früher. Was wird als Nächstes

geschehen?

Der Steuermann hat verkündet, die Erhebung werde uns alle retten, aber man bräuchte unsere Hilfe. Wir dürfen unseren Wohnort nicht verlassen, damit sich die Seuche nicht weiter ausbreitet und alle Kräfte darauf ausgerichtet bleiben, die Kranken zu heilen. Die Eindämmung der Seuche habe oberste Priorität, um einen wahren Neuanfang zu ermöglichen. Ich bin inzwischen gegen die Krankheit geimpft, ebenso wie die meisten anderen Mitglieder der Erhebung, und schon bald werden wir alle so oder so dagegen geschützt sein. Dann, das hat der Steuermann versprochen, können wir wahrhaft mit den Veränderungen beginnen.

Wenn der Steuermann spricht, klingt seine Stimme so vertrauenerweckend wie am ersten Tag, als wir sie über die Terminals hörten. Jetzt, wo wir ihn auch sehen können, fällt es uns schwer, den Blick von seinen blauen Augen abzuwenden, aus denen große Überzeugung spricht. »Die Erhebung ist für alle da«, sagt er, und ich weiß, dass er es ernst meint.

Ich weiß, dass es meinen Eltern und meinem Bruder gutgeht, ich habe kurz am Terminal mit ihnen gesprochen. Bram ist anfangs an der Seuche erkrankt, hat sich aber wieder erholt, wie es die Erhebung versprochen hat. Meine Eltern wurden in Quarantäne geschickt und geimpft.

Leider kann ich mit Bram nicht darüber sprechen, wie es war, als er die Seuche hatte – wir sind vorsichtig, lächeln und tauschen die gleichen Gemeinplätze aus wie zu Zeiten der Gesellschaft. Wir sind nicht sicher, wer uns jetzt zuhört.

Ich möchte mich endlich unterhalten, *ohne* dass mich irgendjemand belauscht!

Die Erhebung hat bisher nur die Kommunikation zwischen Verwandten ermöglicht. Partnerschaften, die nicht von einem Vertrag bekräftigt worden sind, wurden offiziell gelöst, und es gibt keine Möglichkeit, etwas über den Aufenthalt von Freunden zu erfahren. »Was ist wichtiger«, hat der Steuermann gefragt, »Energie in die Kommunikationswege zu investieren

oder dafür, Menschenleben zu retten?«

Daher konnte ich Xander bisher noch nicht fragen, worin sein Geheimnis besteht, von dem er mir auf dem kleinen Papierschnipsel erzählt hat, den ich in den Canyons bei mir getragen habe. Manchmal habe ich schon vermutet, seine Zugehörigkeit zur Erhebung sei das Geheimnis gewesen. Dann wieder bin ich mir nicht so sicher.

Man kann sich gut vorstellen, wie sich die Patienten fühlen, die Xander behandelt. Er beugt sich zu ihnen hinunter und hört ihnen zu. Er nimmt ihre Hände. Spricht so aufrichtig und sanft mit ihnen wie mit mir, als er mir damals in den Canyons im Traum erschien und

mich aufforderte, die Augen zu öffnen. Schon seine Anwesenheit muss eine heilende Wirkung auf die Patienten haben.

Nachdem das Ausmaß der Seuche bekannt wurde, habe ich sowohl Xander als auch Ky eine Nachricht geschickt, dass es mir gutgeht. Die Botschaften haben mich mehr gekostet, als ich mir nach dem Diebstahl meiner Gedichte aus dem See leisten konnte, aber ich wollte unbedingt, dass die beiden Bescheid wissen, damit sie sich keine Sorgen machen.

Von keinem habe ich bisher gehört – kein Wort, weder von Hand geschrieben noch ausgedruckt, nicht die kleinste Nachricht. Die Objekte, die ich gegen

Großvaters Gedicht eingetauscht habe, sind auch noch nicht eingetroffen, weder die letzte Strophe von *Dich hab ich nicht erreicht* noch Großvaters Mikrochip. Dabei warte ich schon so lange darauf!

Manchmal befürchte ich, Großvaters Mikrochip könnte sich noch in der Hand eines Händlers befinden, der irgendwo an einem fernen Ort versunken liegt. Denn Bram hätte ihn mir geschickt, da bin ich mir ganz sicher.

Als ich in der Provinz Tana gearbeitet habe, bevor ich in die Canyons flüchtete, war es Bram, der mich durch seine Nachricht dazu brachte, mir den Mikrochip unbedingt noch mal ansehen

zu wollen. Bram hatte sich ihn angeschaut und mir erzählt, was er unter anderem entdeckt hat:

Ganz am Ende hat Großvater seine liebsten Erinnerungen aufgelistet, jede davon galt einem von uns. Seine Lieblingserinnerung an mich war das erste Wort, das ich gesprochen habe – »mehr«. Seine Lieblingserinnerung an dich war eine, die er den »Tag im roten Garten« nannte.

Damals in Tana dachte ich, Großvater wäre ein kleiner Fehler unterlaufen, und er hätte »Tage im roten Garten« gemeint, im Plural, jene Tage im Frühling, Sommer und Herbst, die wir draußen vor seinem Apartmenthaus verbrachten.

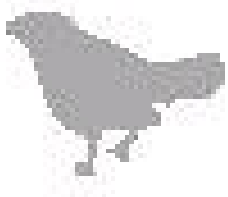
In letzter Zeit erscheint mir das jedoch

immer unwahrscheinlicher. Großvater war klug und vorsichtig. Wenn er schrieb: *Tag im roten Garten*, im Singular, sei seine liebste Erinnerung an mich, meinte er einen besonderen Tag. Einen, an den ich mich nicht erinnern kann.

Hat die Gesellschaft mich an jenem Tag gezwungen, die rote Tablette zu schlucken?

Großvater hat immer an mich geglaubt. Er hat mir eingeschärft, die grüne Tablette nicht zu nehmen, weil ich sie nicht bräuchte. Außerdem hat er mir die beiden Gedichte geschenkt, *Geh nicht gelassen* von Dylan Thomas und *Überqueren der Barre* von Tennyson, in

dem der Steuermann vorkommt. Ich weiß nicht, welches mir als Wegweiser dienen sollte, doch er hat mir beide anvertraut.



Am Museum werde ich bereits von einer Frau erwartet. Einsam steht sie da, an diesem von Regenwolken überschatteten Frühlingsnachmittag.

»Ich möchte mehr über die glorreiche Geschichte von Central erfahren«, spricht sie mich an. Sie hat ein erschöpft wirkendes, aber interessantes Gesicht. Ich würde sie wiedererkennen, wenn ich

ihr noch einmal begegnete, und irgendetwas an ihr erinnert mich an meine Mutter. Hoffnungsvoll und zugleich ängstlich sieht sie mich an, typisch für jemanden, der zum ersten Mal hierherkommt. Das Wissen über die Existenz der Archivisten hat sich mittlerweile verbreitet.

»Ich bin keine Archivistin«, sage ich zu der Frau, »bin aber befugt, in ihrem Auftrag mit Ihnen zu handeln.« Diejenigen von uns, die mit den Archivisten Geschäfte machen dürfen, sind verpflichtet, ein schmales rotes Armband am Handgelenk zu tragen, mit dem wir uns gegenüber den Kunden legitimieren können. Die illegalen Händler ohne das Armband

verschwinden meist schnell wieder; jedenfalls lassen sie sich nicht am Treffpunkt vor dem Museum blicken. Die Leute, die hierherkommen, verlangen Sicherheit und Ehrlichkeit. Ich lächle die Frau an, um sie zu beruhigen, und gehe einen Schritt auf sie zu, damit sie das Armband besser sehen kann.

»Halt!«, sagt sie, und ich bleibe wie angewurzelt stehen.

»Entschuldigung«, sagt sie, »aber Sie wären beinahe auf das da getreten.« Sie zeigt auf eine Stelle am Boden.

Im Schlamm steht ein Buchstabe, den ich nicht geschrieben habe. Mein Herz macht einen Sprung. »Haben Sie das geschrieben?«, frage ich.

»Nein«, antwortet sie. »Sehen Sie das auch?«

»Ja«, sage ich. »Sieht aus wie ein E.«

In den Canyons habe ich mir dauernd eingebildet, meinen Namen zu lesen oder zumindest den Anfangsbuchstaben zu erkennen, obwohl ich ihn erst an dem Baum wirklich entdeckte, in den Ky ihn geritzt hatte. Aber hier steht unverkennbar ein Buchstabe im Schlamm, eingegraben mit kräftigen, energischen Strichen, als hätte die Person, die ihn hinterlassen hat, damit eine gewisse Absicht, ein Ziel auszudrücken.

Eli, denke ich unwillkürlich, obwohl er meines Wissens nach nie schreiben

gelernt hat. Eli ist auch gar nicht hier, obwohl Central seine Heimatstadt ist. Er ist weit fort in den Äußeren Provinzen, wahrscheinlich inzwischen in den Bergen.

Meine Bemühungen sind also nicht umsonst, denke ich bei mir. *Bestimmt ergreifen bald noch andere die Initiative.*

»Da kann jemand schreiben!«, sagt die Frau bewundernd.

»Das ist doch ganz leicht«, erwidere ich. »Man hat doch die Buchstaben vor Augen.«

Verständnislos schüttelt sie den Kopf.

»Ich habe das nicht geschrieben, aber ich kann schreiben«, fahre ich fort. »Sehen Sie sich die Buchstaben einfach

genau an und zeichnen Sie sie von Hand nach. Alles, was man braucht, ist ein bisschen Übung.«

Die Frau wirkt bedrückt und hat dunkle Schatten unter den Augen. Ihre Hände zittern nicht, aber aus ihrer Haltung spricht mühsame Beherrschung, Anspannung und Trauer.

»Geht es Ihnen nicht gut?«, frage ich sie.

Sie lächelt und gibt mir die Antwort, die uns die Gesellschaft vorgeschrieben hat. »Doch, natürlich geht es mir gut.«

Ich richte den Blick auf die Kuppel der Stadthalle und warte. Wenn sie mir etwas sagen will, kann sie es jetzt tun. Ich habe Ky und die Archivisten

sorgfältig beobachtet und von ihnen gelernt, dass ruhiges Abwarten oft die Verschlossenen zum Reden bringt.

»Ich bin wegen meines Sohnes gekommen«, sagt die Frau leise. »Seitdem die Seuche ausgebrochen ist, kann er nicht mehr einschlafen. Ich sage ihm immer wieder, dass wir ja jetzt das Heilmittel haben, aber er hat so große Angst davor, krank zu werden, dass er die ganze Nacht wach bleibt. Er ist inzwischen geimpft, fürchtet sich aber immer noch.«

»Wie schrecklich.«

»Wir sind so müde«, fährt die Frau fort. »Ich brauche grüne Tabletten, so viele, wie man hierfür bekommen kann.« Sie hält mir einen Ring mit einem roten

Stein hin. Wo sie ihn wohl herhat? Ich bin nicht befugt, danach zu fragen. Wenn er echt ist, ist er sehr wertvoll. »Er hat so große Angst! Wir wissen nicht mehr, was wir machen sollen.«

Sie hält mir den Ring hin, und ich nehme ihn. So etwas erleben wir immer öfter, seitdem die Erhebung die Tabletten und ihre Behälter eingesammelt hat, die wir von der Gesellschaft erhalten haben. Zwar bin ich froh, dass die blauen und roten Tabletten aus dem Verkehr gezogen wurden, aber ich weiß, dass manche Leute die grüne Tablette brauchen und darunter leiden, dass sie sie nicht mehr bekommen. Sogar meine Mutter hat

einmal eine genommen.

Ich denke an sie und daran, wie sie sich über mein Bett gebeugt hat, wenn ich nicht einschlafen konnte. Der Gedanke versetzt mir einen schmerzlichen Stich und erinnert mich daran, wie sie mir Pflanzen beschrieben hat, damit ich zur Ruhe kam. *Königin Annes Spitze*, sagte sie dann zum Beispiel langsam und sanft. *Die wilde Möhre. Die Wurzel kann man essen, wenn sie noch jung ist. Die Blüte ist weiß und zart wie Spitze. Wunderhübsch. Wie lauter kleine Sterne.*

Einmal hat die Gesellschaft sie in andere Provinzen geschickt, damit sie Felder mit unerlaubten Anbauprodukten

untersucht, die möglicherweise als Nahrung dienen konnten. Man befürchtete, dies sei Teil einer Rebellion. Meine Mutter erzählte mir, in Grandia habe sie ein ganzes Feld mit Königin Annes Spitze entdeckt und in der anderen Provinz eines mit noch viel hübscheren weißen Blumen. Meine Mutter redete mit den Bauern, die die Felder angepflanzt hatten, und las die Furcht vor der Entdeckung in ihren Augen. Dennoch meldete sie sie der Gesellschaft, wie es ihre Pflicht war, um ihre Familie nicht zu gefährden. Die Gesellschaft ließ ihr die Erinnerung daran – diese Tat sollte sie nicht vergessen.

Meine Mutter hat ihr Leben lang Pflanzen gezüchtet. Könnte der Tag im roten Garten auf Großvaters Mikrochip etwas mit ihr zu tun haben?

Der Frühlingswind pfeift mir um die Ohren und weht die letzten braunen Blätter von den Zweigen der Büsche. Er zerrt an meinen Kleidern, und ich stelle mir vor, wie er sie mir vom Leib reißt, so dass die letzten meiner Gedichte hinaus in die Welt flattern würden. Ich spüre, dass es an der Zeit ist, mich nicht mehr so sehr an gewisse Dinge zu klammern.

Die Frau hat sich umgedreht und blickt jetzt hinüber zum See, dieser langgestreckten, unter vereinzelten

Sonnenstrahlen glitzernden Wasseroberfläche.

Wasser, Fluss, Stein, Sonne.

Vielleicht hat Kys Mutter ihm ein Lied davon vorgesungen, während sie draußen in den Äußeren Provinzen die Steine mit Wasser bemalte.

Ich drücke der Frau den Ring wieder in die Hand und sage: »Geben Sie ihm nicht die Tabletten. Noch nicht. Versuchen Sie erst einmal, ihn zu beruhigen, indem Sie ihm etwas vorsingen.«

»Was denn?«, fragt sie mich ehrlich überrascht, dann weiten sich ihre Augen. »Ja, das könnte ich! Ich habe Musik in mir, seit ich denken kann!« Sie klingt fast euphorisch. »Aber ich weiß nur

Melodien, keine Texte.«

Was hätte Hunter in der Siedlung der Farmer seiner verstorbenen Tochter Sarah vorgesungen? Sie hat an etwas geglaubt, an das er nicht glaubte. Was hätte er singen können, um die Kluft zwischen Glauben und Nichtglauben zu überwinden? Was würde Ky singen? Ich denke an alle Orte, an denen wir zusammen gewesen sind und an alles, was wir gesehen haben:

Wind unter Bäumen, über Hügelkamm,
Über die Grenze, die niemand sehen kann.

Als ich mit der Mutter des schlaflosen Kindes vor dem Museum stehe, frage ich mich wieder einmal, wie es Sisyphus ergangen ist, als er den Gipfel des Berges erreichte – sah er dort jemanden? Gab es eine verstohlene Berührung, bevor er sich am Fuß des Berges wiederfand, um den Stein erneut hinaufzuwälzen? Lächelte er im Stillen, als er seine Mühsal wieder auf sich nahm?

Ich habe noch nie ein Lied geschrieben, aber ich habe einmal ein Gedicht begonnen, das ich nie zu Ende gebracht habe. Es war für Ky und begann mit den Worten:

Ich steige ins Dunkel für dich
Wartest du in den Sternen auf mich?

»Augenblick«, sage ich, ziehe ein angekohltes Holzstäbchen aus dem Ärmel und löse ein Stück Papier von meinem Handgelenk.

Ich schreibe sorgfältig. Noch nie sind mir Worte so leicht zugeflogen, aber ich darf auch keinen Fehler machen, sonst müsste ich mir erst bei den Archivisten neues Papier besorgen. Ich habe das Gedicht jetzt vollständig im Kopf und schreibe schnell, weil ich befürchte, ich könnte den Faden verlieren.

Ich habe immer angenommen, mein erstes Gedicht würde für Ky sein.

Irgendwie stimmt das jedoch sogar. Es ist etwas zwischen uns beiden, aber dennoch können wir es mit anderen teilen. Es geht um all die Orte, die einen bewegen, und darum, jemanden zu finden, den man liebt.

Neorosen, alte Rosen, Spitzen, weiß und rein.
Wasser, Flüsse, weite Seen und Sonnenschein.

Winde wehen unter Bäumen, über jeden Hügelkamm.
Weithin jenseits aller Grenzen, die man sehen kann.

Ich steige ins Dunkel für dich.

Der ursprüngliche Anfang des Gedichtes für Ky steht jetzt am Ende. Ich habe ein Werk begonnen und zu Ende geführt. Nach kurzem Zögern setze ich meinen Namen ans Ende der Seite, als Autorin.

»Hier, bitte«, sage ich. »Sie können den Text mit Ihrer Melodie unterlegen, dann haben Sie ein eigenes Lied.« Dabei wird mir klar, dass Schreiben tatsächlich in einem Zusammenspiel zwischen denjenigen besteht, die die Worte schenken, und denen, die sie annehmen, die eine Bedeutung darin erkennen oder sie mit Musik unterlegen, oder aber sie beiseitelegen, weil sie

nicht das Erwünschte bieten.

Die Frau nimmt das Blatt zunächst nicht an. Sie glaubt, sie müsse mich dafür bezahlen.

Eine weitere Erkenntnis trifft mich: Die Idee, die ich für das Handeln mit neuen Dingen hatte, war vollkommen falsch.

»Bitte, ich schenke es Ihnen für Ihren Sohn«, erkläre ich. »Es stammt von mir. Nicht von den Archivisten. Und ich möchte kein Geschäft damit machen.«

»Danke«, sagt die Frau überrascht und erfreut. »Das ist sehr nett von Ihnen.« Sie folgt meinem Beispiel und schiebt das Stück Papier in ihren Ärmel. »Aber wenn es nicht wirkt …«

»Dann kommen Sie wieder, und ich

besorge Ihnen die grünen Tabletten.«

Nachdem ich die Frau zurückgelassen habe, mache ich mich auf den Weg zum Versteck der Archivisten, um zu fragen, ob sie mehr Arbeit für mich haben und ob meine Tauschobjekte eingetroffen sind. Nach dem Diebstahl meiner Gedichte habe ich meine Kiste in die Obhut der Chefarchivistin gegeben. Alle unsere persönlichen Wertgegenstände werden in einem Hinterzimmer aufbewahrt, zu dem ich bisher keinen Zutritt hatte und für das nur wenige Archivisten einen Schlüssel besitzen.

Man bringt mir meine Kiste, und ich schaue hinein. Einst barg sie Gedichte

von unschätzbarem Wert; jetzt liegen ein Essensbehälter, eine Rolle Terminalpapier, ein Paar zur Gesellschaftsuniform gehörende Schuhe, ein weißes Funktionärsuniformhemd und das rote Seidenkleid darin, das ich bei dem ersten Wiedersehen mit Ky tragen wollte. Die Gedichte, die mir noch geblieben sind, trage ich immer bei mir. Insgesamt gesehen keine spektakuläre Sammlung, aber immerhin ein Anfang. Schließlich arbeite ich erst seit ein paar Wochen daran. Entweder wird mir die Erhebung ermöglichen, meine Familie und meinen Freund wiederzusehen, oder ich werde einen Weg finden, es allein zu schaffen.

»Es ist alles da«, sage ich zu dem

Archivisten, der mir die Schachtel gegeben hat. »Vielen Dank. Soll ich heute noch ein Geschäft für Sie abschließen?«

»Nein«, erwidert er. »Aber natürlich können Sie wie immer vor dem Museum warten, ob jemand auf Sie zukommt.«

Ich nicke. Wenn ich die Frau nicht dazu überredet hätte, keine grünen Tabletten zu kaufen, wäre meine Sammlung jetzt um ein Objekt reicher.

Ich reiße einen langen Papierstreifen von einer Rolle ab und wickle ihn mir um den Arm. »Ich bin fertig«, sage ich zu dem Archivisten. »Vielen Dank.«

Auf meinem Weg nach draußen begegne ich der Chefarchivistin, und

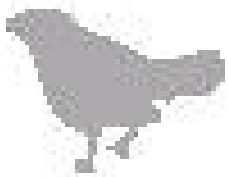
unsere Blicke treffen sich. Sie schüttelt den Kopf. *Noch nicht*. Mein Gedicht und der Mikrochip sind immer noch nicht angekommen.

Manchmal frage ich mich, ob nicht die Chefarchivistin anstelle des Steuermannes am Ruder sein und uns in die Wasser unserer eigenen Wünsche und Bedürfnisse lenken sollte. Sie könnte uns dabei helfen, in kleinen, mit persönlichen Wertgegenständen beladenen Booten loszurudern. Solchen Gegenständen, die wir unbedingt dazu brauchen, unser wahres, echtes Leben zu beginnen.

Unmöglich erscheint mir das nicht.

Welcher Ort wäre besser dazu geeignet, eine Rebellion anzuzetteln, als

dieses unterirdische Versteck?



Ich steige die Treppe hinauf an die Oberfläche, rieche frisches Gras und kühle Abenddämmerung.

Zurück in der Stadt, bin ich mir auf einmal nicht mehr sicher, dass ich es wagen werde. Ich habe mich so lange Zeit an dieses Gedicht geklammert! Vielleicht vergeude und verschenke ich zu viel.

Andererseits bereue ich am meisten, anderen bisher nicht mehr gegeben zu haben. Meine Gedichte habe ich zu lange

für mich behalten, und sie wurden gestohlen, und nie habe ich Xander, Bram oder sonst irgendjemandem das Schreiben beigebracht. Warum ist mir das nie in den Sinn gekommen? Bram und Xander sind so klug, sie können es von selbst lernen, aber manchmal ist es besser, wenn einem am Anfang jemand hilft.

Ich schleiche hinaus in die Dunkelheit und wickle das zusammengerollte Papier von meinem Handgelenk. Ich lege es auf einer der glatten, kühlen Metallbänke im Park aus und beginne, mit meinem Holzkohlestift das Papier zu beschreiben. Die Stifte sind ganz leicht herzustellen: Man muss nur das Ende eines Stöckchens in den Müllverbrenner

halten. Als ich fertig bin, habe ich schwarze, kalte Hände, aber ein feuerrotes, warmes Herz.

Der Baum streckt mir seine Äste entgegen wie Arme, und ich drapiere den langen Papierstreifen darüber. Sanft bewegen sich die Zweige im Wind, und es scheint, als wiegten sie die Worte behutsam wie eine Mutter ihr kleines Kind. So behutsam, wie Hunter seine Tochter in den Armen hielt, als er sie zu ihrem Grab in den Canyons trug.

Im weißen Licht der Straßenlaternen erscheint mir der Park wie ein kühnes Phantasiegebilde oder ein Bild aus tiefen Träumen. Wenn ich aufwache, ist alles weg: die Papierbäume, die weiße

Nacht. Meine dunklen Worte, die auf Leser warten.

Ich weiß, dass Ky verstehen wird, warum ich das tun musste, warum nichts anderes genügt hätte.

Geh nicht gelassen in die gute Nacht,
Brenn, Alter, rase, wenn die Dämmerung lauert.

Selbst wenn ein Sympathisant der Gesellschaft sie abreißt, muss er dabei unwillkürlich die Worte lesen. Selbst wenn er das Papier verbrennt, werden sie auf dem Weg zum Feuer durch seine Finger geglitten sein. Ich werde die

Worte mit anderen teilen, egal wie.

Wer seines schwachen Tuns rühmt künftige Pracht
Im Sinken, hätt nur grünes Blühn gedauert,
Im Sterbelicht ist doppelt zornentfacht.

Auf wie viele Männer und Frauen überall auf der Welt das zutrifft! Am Ende hadern wir damit, wie schön und aufregend das Leben hätte sein können, wenn wir nur mutiger gewesen wären.

Früher wäre es auch mir so ergangen.

Ich wickle mehr Papier ab und lese die Zeile:

Wer jagt und preist der fliehenden Sonne Macht
Und lernt zu spät, dass er nur sie betrauert,
Geht nicht gelassen in die gute Nacht.

Ich webe das Papier in einem weiten Kreis durch die Zweige. Auf und ab. Ich gehe in die Knie und recke dann die Arme weit über den Kopf, wie die tanzenden Mädchen auf der Höhlenzeichnung in den Canyons. In einem bestimmten Rhythmus, einem genauen Takt.

Tanze ich?

Kapitel 11

Ky

»Springst du heute auch?«, fragt mich einer der anderen Piloten. Unsere Einheit marschiert den Weg am Fluss entlang, der sich quer durch Camas windet. An einer Stelle – flussabwärts nahe der Stadthalle und der Barrikade –

fließt er mehrere Stromschnellen hinunter. Ein Reiher streift neben uns die Wasseroberfläche.

»Nein«, erwidere ich und versuche, dabei nicht allzu gereizt zu klingen. »Was soll das eigentlich?«

»Das ist ein Zeichen unserer Zusammengehörigkeit«, antwortet der Fragende. Ich drehe mich um und sehe ihn ein wenig genauer an.

»Arbeiten wir nicht alle für die Erhebung?«, frage ich. »Reicht das nicht an Zusammengehörigkeit?«

Der andere Pilot sagt nichts mehr und beschleunigt seine Schritte, so dass ich allein am Ende unserer Gruppe zurückbleibe. Wir haben ein paar Stunden freibekommen, und alle wollten

in die Stadt gehen. Viele von uns empfinden es noch immer als gefährlich und aufregend, frei durch die Straßen einer Stadt zu schlendern, die bis vor kurzem noch im Bann der Gesellschaft stand, obwohl die Erhebung inzwischen seit Wochen in Camas regiert. Wie erwartet, war Camas am leichtesten zu erobern und fiel als Erstes. Hier leben und arbeiten zahlreiche Aufständische.

Indie lässt sich zurückfallen und gesellt sich zu mir. »Du solltest mitspringen«, rät sie mir. »Die anderen machen es auch alle.«

Einige der anderen haben bereits begonnen, ins Wasser zu springen. Obwohl der kalendarische Frühling

eingesetzt hat, ist der von Gebirgswasser gespeiste Fluss eiskalt. Ich habe nicht vor hineinzuspringen. Ich bin kein Feigling, aber auch nicht blöd. Das hier ist nicht das sichere, beheizte Schwimmbecken in der Ahornsiedlung. Nach dem Sisyphus-Fluss und dem Tod von Vick habe ich Gewässern gegenüber ein gesundes Misstrauen entwickelt.

Viele Leute schlendern heute am Fluss entlang. Die Sonne wärmt unsere Rücken. Die Erhebung hat alle gebeten, vorerst ihre von der Gesellschaft zugewiesenen Berufe weiter auszuüben, bis die Seuche vollständig unter Kontrolle ist, daher sind viele Leute bei der Arbeit. Dennoch kommen Kindergärtnerinnen mit den Kleinen an

den Fluss und erlauben ihnen, Steine hineinzuwerfen, und Arbeiter mit ihren Essensbehältern genießen die neue Freiheit, ihr Mittagessen dort zu verzehren, wo sie wollen. All diese Leute müssen gegen das Virus der Seuche immun oder bereits von ihr geheilt worden sein, um sich so ungehindert bewegen zu können. Sie sind wie wir. Sie wissen, dass ihnen nichts geschehen kann.

Ich blicke hinüber zur Schutzmauer, die ebenfalls in Flussnähe aufragt. Obwohl die Erhebung jetzt fest im Sattel sitzt, ist unsere Bewegungsfreiheit noch immer eingeschränkt. Weder Medics noch sonst irgendjemand, der für sie

arbeitet, kann hinaus. Der Kampf gegen die Seuche beherrscht ihr ganzes Leben.

Cassia hat mir erzählt, dass Xander in Camas stationiert ist. Seltsam, dass er vielleicht jenseits dieser Mauer im medizinischen Zentrum arbeitet. Wir sind uns hier in Camas noch nie begegnet, obwohl er, genau wie ich, schon seit Monaten hier sein muss. Schade, ich hätte ihn gerne getroffen und mit ihm geredet. Es würde mich interessieren, wie er über die Erhebung denkt und ob sich in seinen Augen alles so entwickelt, wie er es sich erhofft hat.

Ob er Cassia noch immer liebt? Ganz bestimmt.

Seit dem Ausbruch der Seuche habe ich nichts mehr von ihr gehört, doch

inzwischen sind alle geimpft, die noch nicht immunisiert waren. Sie müsste also gesund sein, so oder so, aber ich wünschte, ich könnte sicher sein.

Ich habe ihr geschrieben, sobald ich konnte, und ihr gesagt, wie leid es mir tut, dass ich unsere Verabredung am See an jenem Abend nicht einhalten konnte. Ich habe gefragt, ob es ihr gutgeht, und ihr gesagt, dass ich sie liebe.

Für den Brief habe ich vier meiner Pilotenmahlzeiten ausgegeben, aber er war es wert. Allerdings kann ich das nicht zu oft tun, ohne dass es auffällt.

Nichts von Cassia zu hören, macht mich wahnsinnig. Jedes Mal, wenn ich mit dem Schiff unterwegs bin, gerate ich

in die Versuchung, mich einfach abzusetzen und alles zu riskieren, um nach ihr zu suchen. Doch selbst wenn es mir gelänge, ein Schiff zu stehlen, würde mich die Erhebung abschießen. *Tot wirst du ihr nichts nützen*, erinnere ich mich.

Andererseits nütze ich ihr auch lebendig nicht besonders viel. Ich weiß nicht, wie lange ich es noch aushalte, bis ich es eines Tages riskiere, mich zu ihr durchzuschlagen.

»Warum willst du denn nicht springen?«, bohrt Indie weiter. »Du kannst doch schwimmen.«

»Und was ist mit dir?«, erwidere ich. »Machst du mit?«

»Vielleicht«, antwortet sie. Noch immer wirkt sie auf die anderen ein

wenig furchteinflößend, aber allmählich respektieren sie sie. Kein Wunder, wenn man sie einmal hat fliegen sehen.

Ich setze schon zu einer Erwiderung an, als ich ein bekanntes Gesicht in der Menge entdecke. Es ist eine Händlerin, die mir schon öfter Briefe von Cassia überbracht hat. Ich habe sie schon lange nicht mehr gesehen. Ob sie heute etwas für mich hat?

Die Geschäfte mit den Archivisten wickeln wir inzwischen anders ab als früher. Da die Erhebung alle Museen geschlossen hat, weil sie angeblich nichts als Propaganda zu bieten hatten, müssen wir vor den Museen warten, um Kontakte zu knüpfen, oder uns in der

Öffentlichkeit treffen.

Die Übergabe geschieht schnell, wie immer. Mit gleichgültigem, kühlem Blick geht sie an mir vorbei, und wir stoßen leicht zusammen, wie es im Gedränge manchmal geschieht. Ich bin mir sicher, dass ein Außenstehender nichts Ungewöhnliches bemerken würde, doch sie steckt mir etwas zu – eine Nachricht. »Entschuldigung«, sagt sie und sieht mich kurz an. »Ich bin ein bisschen spät dran.«

Sie lässt es aussehen, als habe sie mich gestreift, weil sie in Eile ist, doch in Wahrheit will sie mir mitteilen, dass die Nachricht lange gebraucht hat, um zu mir zu gelangen. Wahrscheinlich war sie zwischenzeitlich an der Seuche erkrankt.

Wie ist es ihr gelungen, das Stück Papier zu behalten? Hat es irgendjemand gelesen, während sie versunken war?

Mein Herz schlägt Haken wie ein Kaninchen draußen auf der Ebene. Die Nachricht muss von Cassia stammen! Außer ihr hat mir noch niemand eine Nachricht zukommen lassen. Ich wünschte, ich könnte sie auf der Stelle lesen, doch ich muss warten, bis ich unbeobachtet bin.

»Wenn du überallhin könntest, wohin würdest du fliegen?«, fragt Indie.

»Ich glaube, die Frage kannst du dir selbst beantworten«, entgegne ich und stecke das Blatt Papier in die Tasche.

»Nach Central, oder?«, fragt Indie.

»Du würdest nach Central fliegen.«

»Dorthin, wo Cassia ist.«

Caleb blickt sich zu uns um, und ich frage mich, ob er die Übergabe beobachtet hat. Ich bezweifle es. Die Händlerin war schnell. Ich werde aus Caleb nicht schlau. Er ist der Einzige, der Kisten mit zurück ins Schiff bringt, wenn wir das Heilmittel ausgeliefert haben. Der Kommandeur bestätigt jedes Mal, das habe seine Richtigkeit, aber ich glaube, es steckt mehr dahinter, als wir erfahren. Außerdem befürchte ich, dass Caleb unserem Team hinzugefügt wurde, um einen von uns zu beobachten. Noch weiß ich nicht, wen, aber ich werde es herausfinden. Vielleicht uns beide.

»Und du?«, frage ich Indie gespielt

leichtherzig. »Wo würdest du hinfliegen, wenn du es dir aussuchen könntest? Zurück nach Sonoma?«

»Natürlich nicht!«, antwortet sie, als sei das eine dämliche Frage. »Ich würde nicht in meine alte Heimat zurückkehren, sondern irgendwo hinfliegen, wo ich noch nie zuvor gewesen bin.«

Fest umschließe ich das Stück Papier in meiner Tasche. Cassia hat mir einmal erzählt, dass sie ihre Gedichte und Papiervorräte unter ihrer Kleidung auf der Haut mit sich herumträgt. Der Brief ist alles, was ich von ihr habe.

Indie beobachtet mich. Und plötzlich sagt sie, wie so oft, etwas Beunruhigendes. Unerwartetes. Sie neigt

sich näher zu mir und spricht so leise, dass die anderen sie nicht hören können. »Was ich dich die ganze Zeit schon fragen wollte: Warum hast du keines der Gewebeprobenröhrchen aus der Höhle mitgenommen? Ich habe beobachtet, dass Cassia und Eli jeweils eines genommen haben, du aber nicht.«

Indie hat recht. Ich habe kein Röhrchen mitgenommen. Cassia dagegen nahm das ihres Großvaters, Eli das von Vick. Später vertrauten beide ihre Röhrchen meiner Obhut an. Ich habe sie in einem Baum neben dem Fluss verborgen, der zum Lager der Erhebung führte.

»Ich brauchte keines«, antworte ich Indie.

Wir bleiben stehen. Die anderen aus unserer Gruppe rufen und schreien. Sie haben den Platz gefunden, von dem aus sie in den Fluss springen wollen, oberhalb einer tiefen Stelle jenseits der Stromschnellen. Auch die anderen Staffelmitglieder sind dort hineingesprungen, und die Stelle liegt nahe genug am Weg, dass man sie von dort aus beobachten kann.

»Kommt schon!«, ruft mir Connor, einer der anderen Piloten, zu und blickt Indie und mich an. »Oder habt ihr etwa Angst?«

Ich lasse mich nicht zu einer Antwort provozieren. Connor ist kompetent und arrogant, aber kleingeistig. Er hält sich

für einen Anführer, ist es aber nicht.

»Nein«, erwidert Indie und zieht sich prompt bis auf die enganliegende Unterwäsche aus, die wir alle tragen. Sie rennt los und springt ins Wasser. Alle jubeln, als sie untertaucht. Ich halte die Luft an bei der Vorstellung, wie kalt es sein muss.

Dann denke ich an Cassia an jenem Tag vor langer Zeit in Oria, als sie in das warme blaue Schwimmbecken sprang.

Indie taucht auf, nass, lachend und zitternd.

Trotz ihrer Schönheit und diesem gewissen wilden Flackern in ihren Augen sehne ich mich nach Cassia.

Indie sieht es mir an. Das Leuchten in

ihren Augen erlischt. Sie wendet den Blick von mir ab, hievt sich ans Ufer, greift nach ihrer Uniform und klatscht sich mit den anderen ab. Jemand anderes springt ins Wasser, und die anderen jubeln wieder.

Indie zittert und drückt das Wasser aus ihren langen Haaren.

Ich muss damit aufhören. Ich muss Indie nicht auf dieselbe Weise lieben wie Cassia, aber ich darf nicht immer an Cassia denken, wenn ich Indie ansehe. Das hat sie nicht verdient. Schließlich weiß ich, wie es ist, wenn die Leute durch einen hindurchsehen oder, schlimmer noch, einen als einen anderen wahrnehmen als den, der man

wirklich ist.

Eine Luftschiffformation fliegt über uns hinweg, und wir blicken automatisch hinauf, ein Reflex, jetzt, da wir selbst so viel Zeit dort oben verbringen.

Indie klettert auf einen Felsbrocken am Ufer und sieht den anderen beim Springen zu. Sie legt den Kopf in den Nacken und schließt die Augen. So erinnert sie mich an eine der kleinen Eidechsen in den Äußeren Provinzen. Sie wirken träge, aber wenn man sie fangen will, huschen sie davon, schnell wie ein Blitz aus dem Wüstenhimmel kurz vor einem Sommergewitter.

Ich klettere zu ihr hinauf und beobachte den Fluss und all das, was auf ihm vorüberschwimmt – Vögel und

Treibgut aus den Bergen. Man könnte ein Dutzend Boote aus dem Krempel bauen, der innerhalb von ein, zwei Stunden an einem vorbeizieht, besonders im Frühling.

»Bin mal gespannt, ob die einen von euch je allein fliegen lassen«, höhnt Connor, natürlich so laut, dass alle es mitbekommen. Er nähert sich uns, will uns einschüchtern. Er ist muskulös und hochgewachsen, bestimmt einen Meter neunzig. Ich bin zehn Zentimeter kleiner, aber viel schneller, also lasse ich mich nicht aus der Ruhe bringen. Er würde Indie und mich nie erwischen. »Der Steuermann lässt euch immer nur zusammen fliegen, als würde er glauben,

keiner von euch könnte es ohne den anderen.«

Indie lacht laut. »Das ist doch absurd«, sagt sie. »Der Steuermann weiß, dass ich alleine fliegen kann.«

»Vielleicht«, fährt Connor fort, und es ist so leicht, die schmutzige Anspielung vorauszuahnen, die er uns an den Kopf werfen will, »fliegt ihr deswegen immer zusammen, weil ihr …«

»Weil wir die Besten sind«, fällt Indie ihm ins Wort. »Ist doch klar, oder?«

Connor lacht, noch immer tropfend von seinem Sprung ins Wasser. Wie ein begossener Pudel steht er da in seiner nassen Uniform, ganz im Gegensatz zu Indies blendender Erscheinung. »Ganz

schön eingebildet, was?«, höhnt er. »Du hältst dich wohl schon für die Nachfolgerin des Steuermanns, was?« Mit einem Blick über die Schulter will er sich vergewissern, dass die anderen über diese lächerliche Vorstellung grinsen. Aber keiner verzieht eine Miene.

»Natürlich«, erwidert Indie, als sei allein schon die Frage lächerlich.

»Das hoffen wir doch alle«, sagt ein Mädchen namens Rae. »Warum nicht? Wir dürfen doch jetzt träumen.«

»Im Gegensatz zu dir«, sagt Indie zu Connor. »Du musst dir einen anderen Traum suchen, denn du bist nicht gut genug, um Steuermann zu werden. Und

das wirst du auch nie sein.«

»Ach ja?«, fragt er und lehnt sich mit fiesem Grinsen zu ihr hinüber. »Und woher willst du das wissen?«

»Weil ich mit dir geflogen bin«, antwortet sie. Connor lacht auf und setzt zu einer Erwiderung an, aber Indie lässt ihn nicht zu Wort kommen. »Du denkst immer nur an dich – wie es aussieht, was du tust, und wer gerade hinschaut.«

Connor wendet sich von ihr ab. Über die Schulter hinweg wirft er Indie Beleidigungen zu – was er mit ihr machen würde, wenn sie nicht verrückt wäre. Ich will ihm nachgehen.

»Lass ihn«, mahnt Indie vollkommen ungerührt. »Der zählt doch gar nicht.« Stimmt, aber trotzdem würde ich ihr

gerne klarmachen, wie gefährlich es sein kann, sich so wenig um Leute wie Connor zu scheren. Doch was würde es schon nützen? Sie hört ja ohnehin nicht auf mich.

Der Spaß ist vorbei. Die meisten machen sich auf den Weg zurück ins Lager, um trockene Kleider anzuziehen. Einige der Piloten und Boten zittern vor Kälte, als sie an uns vorbeigehen. Fast alle sind in den Fluss gesprungen.

Im Gehen flicht Indie ihr langes nasses Haar. »Was wäre, wenn du einen beliebigen Verstorbenen wieder zum Leben erwecken könntest?«, nimmt sie den Faden von eben wieder auf. »Und sag jetzt nicht Cassia«, wendet sie leicht

ungeduldig ein. »Um die geht es ausnahmsweise mal nicht, die lebt ja noch.«

Ich bin erleichtert, dass Indie das sagt, obwohl sie es natürlich nicht mit Sicherheit wissen kann. Doch immerhin hat mir Cassia eine Nachricht geschickt, was ebenfalls beruhigend ist. Wieder umfasse ich das Stück Papier und lächle.

»Wen ich von den Toten erwecken würde?«, frage ich Indie. »Warum willst du das wissen?«

Indie presst die Lippen zusammen. Im ersten Moment glaube ich, sie wolle mir nicht antworten, doch dann sagt sie: »Weil inzwischen alles möglich ist.«

»Du glaubst also, die Erhebung würde schaffen, was der Gesellschaft nie

gelungen ist?«, frage ich, atemlos bei der Vorstellung. »Du glaubst, die Erhebung könne Verstorbene wieder zum Leben erwecken?«

»Bis jetzt noch nicht«, erwidert sie. »Aber angenommen, es ginge irgendwann? Meinst du nicht, dass der Steuermann das anstrebt? Denk doch nur an die alten Geschichten und Lieder über ihn, in denen es heißt, dass er uns errettet. Vielleicht sind damit nicht nur die Gesellschaft und die Seuche gemeint, sondern sogar der Tod …«

»Nein«, entgegne ich leise. »Du hast doch die Gewebeproben in der Höhle gesehen. Wie sollte man daraus jemanden zum Leben erwecken? Und

selbst wenn man aus den Zellen einen Menschen klonen könnte, der dem Verstorbenen sehr ähnlich wäre, dann wäre es doch nie er selbst. Man kann niemanden zurückholen, das ist unmöglich. Verstehst du?«

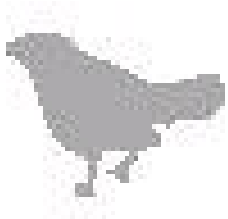
Bockig schüttelt Indie den Kopf.

In dem Moment versetzt mir jemand von hinten einen Stoß, so dass ich das Gleichgewicht verliere und in Richtung Fluss stolpere. Ich kann gerade noch den Brief in meiner Tasche fest umklammern, bevor ich ins Wasser falle. Ich recke die Faust so hoch wie möglich und stoße mich so schnell ich kann vom Grund des Flusses ab.

Das Papier ist dennoch nass geworden.

Die anderen halten meine hochgereckte Faust für eine Art Triumphzeichen, jubeln, schreien und strecken ebenfalls die Fäuste in die Luft. Ich kann nur noch gute Miene zum bösen Spiel machen, rufe: »Es lebe die Erhebung!«, und alle folgen meinem Beispiel.

Ich weiß genau, dass mich Connor gestoßen hat. Mit verschränkten Armen steht er am Ufer und beobachtet mich.



Auch unser Lager liegt nahe am Camas-Fluss, und sobald die anderen in der

Kaserne verschwunden sind, um sich umzuziehen, laufe ich hinunter zu den flachen Steinen am Ufer und falte schon unterwegs das Blatt Papier auseinander. *Wenn er ihren Brief an mich ruiniert hat …*

Tatsächlich ist ein Teil der Nachricht ganz am Ende so durchnässt, dass die Zeilen unleserlich geworden sind. Ich befürchte schon das Schlimmste, doch der Rest des Briefs in Cassias vertrauter Handschrift ist noch erkennbar. Sie hat wie immer unseren Code leicht abgeändert, aber ich kann ihn schnell entziffern.

> *Es geht mir gut, aber meine Gedichte wurden größtenteils gestohlen.*
> *Mach Dir also keine Sorgen, wenn Du nicht*

mehr ganz so oft von mir hörst. Ich werde einen Weg finden, so bald wie möglich zu Dir zu kommen. Ich habe schon einen Plan! Ky, ich weiß, dass Du Dich auf die Suche nach mir machen willst, um mich zu retten. Aber vertrau mir: Ich weiß mir selbst zu helfen.

Der Frühling naht. Das spüre ich. Hier ist alles in Ordnung, also so wie immer. Ich sortiere und warte. Wo immer ich kann, hinterlasse ich selbstgeschriebene Buchstaben.

Ich hatte recht. Dieser Brief ist alt. Die Seuche hat einige Vorgänge beschleunigt, andere hingegen verlangsamt. Die Handelswege sind nicht mehr so verlässlich wie früher. Vor wie vielen Wochen hat sie mir geschrieben? Eine Woche nach Ausbruch der Seuche? Zwei? Hat sie

meine Nachricht je erhalten oder steckt der Brief noch in der Tasche eines Händlers, der versunken im medizinischen Zentrum lag?

Manchmal hadere ich damit, dass wir erneut nur bruchstückhaft voneinander erfahren, doch dann wieder schätze ich mich glücklich, dass wir uns wenigstens schreiben können. Dieses Geschenk – das erste von vielen, die ich von Dir bekommen habe – bedeutet mir jeden Tag mehr. Wir können wenigstens miteinander in Verbindung bleiben, bis wir uns wiedersehen.
Ich liebe Dich, Ky.

So beenden wir immer unsere Briefe. Aber diesmal folgt noch mehr.

Ich konnte es mir nicht leisten, zwei getrennte Briefe nach Camas zu schicken. Ich habe Dich noch nie darum gebeten und immer versucht, mit Dir und Xander auf

getrennten Wegen zu kommunizieren. Doch könntest Du diesmal dafür sorgen, dass auch Xander diesen Brief erhält? Der nächste Teil ist für ihn bestimmt, und er ist sehr wichtig.

Die Nachricht an Xander hat Cassia mit einem einfachen Zahlencode verschlüsselt. Leider verschwimmen die Zeichen am Seitenende, wo das Papier bei meinem Sturz in den Fluss ins Wasser getaucht wurde, zu welligen Holzkohlestreifen.

Ich gerate in Versuchung, auch diesen Code zu entziffern. Ich könnte es, wenn ich wollte. Cassia weiß das, aber sie geht davon aus, dass sie mir vertrauen kann.

Das kann sie. Nie werde ich den

Blick vergessen, mit dem sie mich in dem kleinen Haus in den Canyons angesehen hat, als sie erkannte, dass ich die Landkarte der Erhebung vor ihr verborgen hatte. Damals habe ich mir vorgenommen, mich nie mehr von meiner Angst zu solchen Täuschungsmanövern verleiten zu lassen. Ich wollte nie mehr so sein und diesen Teil meiner Persönlichkeit abstreifen. Jetzt bin ich ein Mensch, der zu vertrauen gelernt hat und dem man vertrauen kann.

Ich muss einen Weg finden, Xander diesen Brief zukommen zu lassen, auch wenn er unvollständig ist und auch wenn er mich womöglich verdächtigen könnte, daran schuld zu sein, dass ein Teil der

Botschaft verlorengegangen ist.

Ich beschwere die Blätter mit einem kleinen Stein auf dem Felsen, so dass der Wind sie trocknen kann. Das wird nicht lange dauern. Hoffentlich fällt den anderen mein Fehlen nicht auf.

Als ich mich umdrehe, sehe ich Indie über die Steine balancieren. Sie hat eine trockene Uniform angezogen und setzt sich neben mich. Ich halte die Seiten mit einer Hand an der Ecke fest, damit der Wind sie auf keinen Fall wegweht. Ausnahmsweise sagt Indie nichts und stellt keine Fragen.

Stattdessen tue ich es. »Worin besteht dein Geheimnis?«, frage ich sie.

Sie sieht mich mit schief geneigtem

Kopf fragend an.

»Wie schaffst du es, so perfekt zu fliegen?«, frage ich. »Zum Beispiel, als beim letzten Mal das Fahrgestell blockiert hat und du trotzdem das Schiff einwandfrei gelandet hast.« Wir sind mit der Unterseite über den Asphalt gerutscht, dass die Funken stoben, doch Indie ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

»Ich bin eben gut im räumlichen Denken«, erwidert sie. »Ich kann mir immer ganz genau vorstellen, wie sich Gegenstände, Räume, Flächen und Entfernungen zueinander verhalten. So etwas sehe ich auf den ersten Blick.«

Das stimmt. Sie hatte seit jeher ein gutes Auge für Proportionen und

Positionen, wenn es um konkrete Objekte ging. Sie hat das Wespennest mit sich herumgetragen, weil sein Aufbau sie faszinierte. Wie sie die Steilwände der Canyons erkletterte, sah so leicht aus. Doch ihr exzellentes räumliches Vorstellungsvermögen allein – auch wenn es für sie nur praktische Intuition ist – reicht als Erklärung für ihre Flugkunst und ihre schnelle Auffassungsgabe nicht aus. Ich bin auch nicht schlecht, aber ein Stümper im Vergleich zu Indie.

»Ich kann eben Bewegungsabläufe voraussehen«, erklärt Indie. »Von Natur aus.«

Sie zeigt auf einen Reiher, der über

das Wasser segelt. Er fliegt mit weit ausgebreiteten Flügeln den Fluss entlang, so lange wie möglich einer Luftströmung folgend. Ich sehe Indie an und spüre einen schmerzlichen Stich – als sei sie der Vogel und genauso einsam wie er. Sie kann voraussehen, wie sich Objekte im Raum verhalten, aber nur wenige Menschen verstehen sie. Sie ist der einsamste Mensch, den ich je gekannt habe.

Ob das immer schon so gewesen ist?

»Indie«, frage ich, »hast du ein Röhrchen aus der Höhle mitgenommen?«

»Natürlich«, antwortet sie.

»Eins oder mehrere?«

»Nur eins.«

»Von wem?«

»Ist doch egal.«

»Wo hast du es versteckt?«

»Ich habe es nicht lange gehabt. Es ist ins Wasser gefallen, als wir den Fluss hinunter zum Lager der Erhebung gefahren sind.«

Sie erzählt mir nicht die ganze Wahrheit. Ich weiß nicht genau, an welcher Stelle sich die Lüge eingeschlichen hat, aber man kann Indie unmöglich zum Reden bringen, wenn sie etwas für sich behalten will.

»Du und Hunter, ihr wart die Einzigen, die kein Röhrchen mitgenommen haben«, sagt Indie.

Stimmt. Weil Hunter und ich die Wahrheit über den Tod akzeptieren.

»Ich habe Tote gesehen«, sage ich zu Indie. »Genau wie du. Man kann Verstorbene nicht wieder zum Leben erwecken.«

Wir sind aber am Leben. Hier und jetzt. Wir haben viel zu verlieren.

Ich wechsle das Thema. »Angenommen, man wollte irgendwie die Barrikade überwinden«, sage ich. »Meinst du, das ist unmöglich?«

»Natürlich nicht«, erwidert sie, genau, wie ich erwartet habe. »Da gibt es die verschiedensten Möglichkeiten.«

»Zum Beispiel?«, frage ich und kann das Grinsen nicht unterdrücken.

»Drüberklettern«, antwortet Indie.

»Aber dabei sieht man uns doch«,

entgegne ich.

»Nicht, wenn wir schnell genug sind«, meint Indie. »Wir können aber auch fliegen.«

»Dabei würde man uns garantiert erwischen.«

»Nicht, wenn wir im Auftrag des Steuermanns unterwegs wären«, erwidert Indie.

Kapitel 12

Xander

Im medizinischen Zentrum herrscht jedes Mal Aufregung, wenn das Heilmittel geliefert wird, nicht zuletzt, weil dies eine der wenigen Gelegenheiten ist, bei denen wir Leuten von außerhalb der Barrikade begegnen. Zwar herrscht ein

ständiges Kommen und Gehen von Personal und Patienten, doch die Piloten und Boten sind insofern etwas anderes, als sie nichts mit dem medizinischen Zentrum, ja oft nicht einmal etwas mit Camas zu tun haben.

Außerdem besteht die Chance, den Steuermann zu sehen. Es heißt, er würde einige der für Camas City bestimmten Heilmittellieferungen höchstpersönlich überbringen. Offenbar ist eine Landung innerhalb unserer Mauern derart schwierig, dass nur die besten Piloten sie meistern können.

Das erste Luftschiff sinkt vom Himmel herunter auf die als Landebahn dienende Straße. Der Pilot bringt die Maschine nur wenige Meter vor den Marmorstufen

zur Stadthalle zum Stehen.

»Wahnsinn, wie machen die das nur?«, wundert sich eine Ärztin kopfschüttelnd.

»Ist mir auch schleierhaft«, stimme ich zu. Die Maschine wendet und rollt langsam auf uns zu. Ob ich irgendwann einmal die Gelegenheit haben werde, mit einem Luftschiff zu fliegen? Es gibt so vieles, auf das wir uns freuen können, wenn die Seuche erst einmal besiegt ist.

Wir Ärzte öffnen die Kisten im Lagerraum und scannen die Ampullen mit unseren Miniterminals. *Biep. Biep. Biep.* Eine Kiste nach der anderen wird von den Mitarbeitern der Erhebung

herbeigeschleppt.

Nachdem ich die Ampullen in der ersten Kiste fertiggescannt habe, hält mir jemand eine neue hin.

»Danke«, sage ich, will sie annehmen und blicke auf.

Es ist Ky!

»Carrow«, sagt er.

»Markham«, sage ich. Seltsam, ihn mit seinem Nachnamen anzusprechen. »Du hast dich also auch der Erhebung angeschlossen.«

»Natürlich«, antwortet er. »Schon vor langer Zeit.« Dabei grinst er, weil wir beide wissen, dass das eine Lüge ist. Ich hätte tausend drängende Fragen an ihn, aber uns bleibt keine Zeit. Wir dürfen die Lieferung nicht unterbrechen.

Auf einmal erscheint mir das nicht mehr als das Wichtigste auf der Welt. Ich will von ihm wissen, wie es ihr geht und wo sie steckt und ob er etwas von ihr gehört hat.

»Schön, dich zu sehen«, sagt Ky.

»Ja, ich freue mich auch«, antworte ich. Und das meine ich ehrlich. Ky streckt mir seine Hand hin. Ich schlage ein, drücke zu und spüre, wie er mir ein gefaltetes Stück Papier übergibt.

»Das ist von ihr«, sagt er so leise, dass die anderen es nicht hören können. Bevor uns jemand ermahnen kann weiterzuarbeiten, geht er schon zur Tür. Als er weg ist, lasse ich den Blick über die anderen Heilmittellieferanten

schweifen und entdecke, dass mich ein rothaariges Mädchen beobachtet.

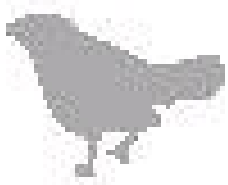
»Du kennst mich nicht«, sagt sie.

»Nein«, bestätige ich.

Sie mustert mich mit schräg geneigtem Kopf. »Ich heiße Indie«, sagt sie und lächelt. Dadurch erstrahlt ihre Schönheit, und ich erwidere ihr Lächeln. Dann ist auch sie verschwunden.

Verstohlen lasse ich das Stück Papier in meiner Jackentasche verschwinden. Ky kehrt nicht mehr zurück, jedenfalls sehe ich ihn nicht noch einmal. Unwillkürlich erinnert mich die Situation an damals im Freizeitzentrum zu Hause, als er im Spiel absichtlich verlor und ich der Einzige war, der es wusste. Jetzt teilen wir ein weiteres

Geheimnis. Was steht in der Nachricht? Ich brenne darauf, sie zu lesen, aber meine Schicht ist noch nicht vorüber. Wir haben so viel zu tun, dass keine Zeit für irgendetwas anderes bleibt.



Ky und ich waren praktisch seit seiner Ankunft in unserer Siedlung miteinander befreundet. Anfangs war ich neidisch auf ihn. Ich forderte ihn heraus, rote Tabletten zu stehlen, und er tat es. Danach respektierten wir einander.

Mir fällt eine andere Situation ein, als Ky und ich ungefähr dreizehn Jahre alt

waren. Wir waren beide in Cassia verliebt. Wir standen in der Nähe ihres Hauses und unterhielten uns. Beide taten wir so, als interessierten wir uns für das, was der andere sagte, aber in Wirklichkeit warteten wir nur darauf, dass sie hinauskam.

Irgendwann gaben wir das Theaterspiel auf. »Sie kommt nicht«, sagte ich.

»Vielleicht ist sie zu Besuch bei ihrem Großvater«, meinte Ky.

Ich nickte.

»Irgendwann kommt sie auf jeden Fall wieder«, sagte Ky. »Deswegen weiß ich gar nicht, warum es so schlimm ist, dass sie im Moment nicht da ist.«

Da wusste ich, dass wir beide

dasselbe fühlten. Ich wusste, dass er Cassia liebte, vielleicht nicht auf dieselbe Art und Weise, aber genauso sehr wie ich. Nämlich: bedingungslos. Hundertprozentig.

Die Gesellschaft behauptete, dass es solche Absolutheiten nicht gäbe, aber weder Ky noch ich scherten uns darum. Auch das schätzte ich an ihm, und ich bewunderte, dass er nie jammerte oder sich über irgendetwas aufregte, obwohl es in unserer Siedlung nicht leicht für ihn gewesen sein muss. Die meisten betrachteten ihn nur als Ersatz für einen anderen.

Dieses Rätsel habe ich bis heute nicht gelöst: Was ist *wirklich* mit Matthew

Markham geschehen? Die Gesellschaft hat behauptet, er sei ermordet worden, aber das glaube ich nicht.

In jener Nacht, als Patrick Markham im Schlafanzug die Straße auf und ab wanderte, ging mein Vater hinaus und überredete ihn, ins Haus zurückzukehren, bevor jemand die Funktionäre rief.

»Er war völlig außer sich«, flüsterte mein Vater draußen auf der Treppe meiner Mutter zu, nachdem er Patrick nach Hause gebracht hatte. Ich horchte an der Tür. »Er hat Behauptungen geäußert, die einfach nicht stimmen können.«

»Was hat er gesagt?«, fragte meine Mutter.

Mein Vater antwortete zunächst nicht,

doch als ich schon glaubte, er würde ihr nichts erzählen, sagte er: »Patrick hat ständig wiederholt: *Wie konnte ich das nur tun?*«

Meine Mutter seufzte tief. Ich auch. Beide drehten sich um und sahen mich durch die Fliegengittertür. »Geh wieder ins Bett, Xander«, sagte meine Mutter. »Mach dir keine Sorgen. Patrick ist jetzt zu Hause.«

Mein Vater hat den Funktionären nichts von dem berichtet, was Patrick gesagt hat, und die Nachbarn gingen davon aus, dass Patrick in jener Nacht auf der Straße herumgelaufen war, weil er um seinen Sohn trauerte – dafür brauchte man keinem von uns eine rote

Tablette zu verabreichen. Außerdem erinnerte sein Kummer uns alle daran, wie wichtig es war, Anomalien von ihren Mitmenschen fernzuhalten.

Doch ich weiß noch, was mein Vater meiner Mutter zuflüsterte, als sie zusammen den Flur entlanggingen. Er sagte: »Ich habe Patrick angesehen, dass ihn nicht nur seine Trauer gequält hat.«

»Was denn noch?«

»Schuldgefühle«, meinte mein Vater.

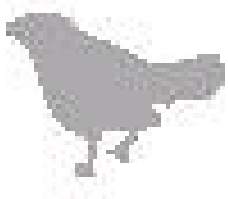
»Weil das Unglück an seinem Arbeitsplatz geschehen ist?«, fragte meine Mutter. »Das sollte er sich nicht zum Vorwurf machen. Er konnte es doch nicht ahnen.«

»Nein, es war anders«, erwiderte mein Vater. »So, als habe er das Ganze

irgendwie verursacht.«

Sie gingen in ihr Zimmer, und ich konnte nichts mehr verstehen.

Ich glaube nicht, dass Patrick seinen Sohn getötet hat. Aber irgendetwas ist damals geschehen, das ich bis heute nicht enträtselt habe.



Als meine Schicht endlich zu Ende ist, gehe ich hinaus in den kleinen Hof, der zu jedem Flügel des medizinischen Zentrums gehört. Ich habe Glück: Außer mir halten sich dort nur ein Mann und eine Frau auf, die in ein Gespräch

vertieft sind. Ich ziehe mich auf die andere Seite des Hofs zurück, um sie nicht zu stören, und wende ihnen den Rücken zu, so dass sie nicht sehen können, wie ich den Brief auseinanderfalte.

Zunächst starre ich einfach nur Cassias Schrift an.

Sie ist wunderschön. Ich wünschte, ich könnte auch schreiben. Ich wünschte, sie hätte es mir beigebracht. Ein Anflug von Bitterkeit steigt in mir auf, als wäre sie mir mit einer Spritze direkt ins Blut injiziert worden. Doch ich bin geübt darin, dieses Gefühl zu überwinden, weil ich weiß, dass es mir nicht guttut. Ich habe so oft mit der Verbitterung darüber zu kämpfen, dass ich sie

verloren habe, aber das ändert dennoch nichts an der Tatsache, dass es so ist. Außerdem möchte ich mich nicht zu einem vergrämten Typen entwickeln, so jemand wollte ich nie sein.

Im Nu habe ich den Code entziffert, einen einfachen Zahlenschlüssel, wie wir ihn schon als Kinder gelernt haben, als die Gesellschaft uns auf unsere Sortierfähigkeiten testete. Ob schon jemand vor mir den Brief gelesen hat? Ky vielleicht?

Xander, schreibt Cassia, Du sollst wissen, dass es mir gutgeht, aber mir liegt vor allem Folgendes auf dem Herzen: Schluck niemals eine blaue Tablette! Ich weiß, dass die Erhebung die Tabletten eingesammelt hat, aber falls Dir noch blaue in die Hände fallen, vernichte sie sofort! Sie sind tödlich!

Wie bitte? Ich lese die Sätze noch einmal. Das kann doch nicht wahr sein! Die blauen Tabletten sollten uns doch in Notsituationen retten. Die Erhebung hätte uns doch aufgeklärt, wenn das nicht so wäre, oder? Oder etwa nicht? Weiß die Erhebung von der Wirkung der blauen Tabletten? Allerdings, wie ich aus dem nächsten Satz erfahre.

> *Bei der Erhebung scheint allgemein bekannt zu sein, dass die blauen Tabletten giftig sind, aber ich wollte keinesfalls das Risiko eingehen, dass auch Du es selbst herausfinden müsstest. Ich habe versucht, Dir das über Terminal mitzuteilen, und dachte, Du hättest mich verstanden, aber dann war ich mir doch nicht mehr sicher und habe mir Sorgen gemacht. Die Gesellschaft hat behauptet, die blauen Tabletten wären lebensrettend, aber das war eine Lüge.*

Stattdessen wirken sie lähmend. Wenn man nicht rechtzeitig gefunden wird, bedeutet es den sicheren Tod. In den Canyons habe ich jemanden daran sterben sehen.

Sie hat es also mit eigenen Augen gesehen, daher weiß sie es so genau.

Das Blau hat irgendetwas. Sie hat versucht, es mir zu verstehen zu geben. Mir wird schlecht. *Warum hat mich niemand von der Erhebung darüber aufgeklärt?* Die Tabletten hätten sie töten können! Und es wäre meine Schuld gewesen! Wie konnte mir nur ein so großer Fehler unterlaufen?

Das Paar auf dem Hof redet jetzt lauter. Ich wende ihnen weiterhin den Rücken zu und lese fieberhaft weiter. Der nächste Satz erleichtert mich ein

wenig: Sie hat sich tatsächlich der Erhebung angeschlossen, wenigstens darin habe ich mich nicht geirrt.

Ich bin Mitglied der Erhebung.
Auch das habe ich Dir zu sagen versucht.
Ich hätte Dir früher schreiben sollen, aber Du bist Funktionär, und ich wollte Dich nicht in Schwierigkeiten bringen. Schließlich kennst Du meine Schrift auch gar nicht. Woher hättest Du wissen sollen, dass die Nachricht wirklich von mir stammte, auch wenn die Archivisten es behauptet hätten? Endlich ist mir aber eingefallen, wie ich Dir eine Nachricht zukommen lassen könnte, nämlich durch Ky. Er kennt meine Handschrift und kann Dir bestätigen, dass der Brief wirklich von mir kommt.
Ich weiß, dass Du in der Erhebung bist, ich habe verstanden, was du versucht hast, mir über Terminal zu erklären. Ich hätte es wissen müssen – Du warst immer der Erste von uns, der die richtigen Entscheidungen

getroffen hat.
Mich beschäftigt noch etwas, das ich Dir am liebsten persönlich gesagt hätte, anstatt es Dir in einem Brief zu schreiben. Gerne hätte ich unter vier Augen mit Dir darüber geredet! Doch ich habe mich anders entschieden, weil ich nicht weiß, wie lange es noch dauert, bis wir uns wiedersehen.
Ich weiß, dass Du mich liebst. Ich liebe Dich auch und werde Dich immer lieben, aber ...

An dieser Stelle endet der Brief. Der Rest ist unleserlich, weil das Papier nass geworden ist. Mich packt die Wut. Warum ist er ausgerechnet an der wichtigsten Stelle verdorben worden? Was wollte sie mir sagen? Sie hat gesagt, sie würde mich immer lieben, *aber* ...

Irgendwie wünschte ich, das letzte kleine Wort wäre ebenfalls ausgelöscht

worden.

Was ist passiert? Ist der Brief versehentlich nass geworden? Oder hat Ky ihn absichtlich ruiniert? Früher hat er immer fair gespielt, hoffentlich auch jetzt.

Ich falte den Brief wieder zusammen und stecke ihn in die Jackentasche. Während ich ihn gelesen habe, ist die Dämmerung hereingebrochen. Jenseits der Barrikade muss die Sonne am Horizont versunken sein. Die Hoftür wird geöffnet, und Lei tritt heraus, gerade, als die anderen beiden hineingehen.

»Carrow«, sagt sie. »Ich habe gehofft, dich hier zu finden.«

»Kann ich dir irgendwie helfen?«, frage ich. Ich habe Lei schon seit mehreren Tagen nicht gesehen. Da sie sich nicht von Anfang an der Erhebung angeschlossen hatte, arbeitet sie nicht als Medic, sondern als medizinische Assistentin. Sie wird immer dort eingesetzt, wo sie am meisten gebraucht wird.

»Nein«, erwidert sie. »Alles in Ordnung. Es macht mir Spaß, mit den Patienten zu arbeiten. Und wie geht es dir?«

»Auch gut.«

Lei mustert mich eingehend, und ich lese dieselbe Frage in ihren Augen, die sie in meinen gelesen haben muss, als

ich mich entscheiden musste, ob ich für sie bürgen sollte oder nicht. Sie fragt sich, ob sie mir vertrauen kann, und ob ich wirklich der bin, für den sie mich hält.

Schließlich sagt sie: »Ich wollte dich nach dem roten Mal auf dem Rücken der Patienten fragen. Was ist das?«

»Eine kleine Nervenentzündung«, antworte ich. »Sie tritt an den Dermatomen im Rücken-oder Nackenbereich auf, wenn das Virus aktiviert wird.« Ich zögere, ihr mehr darüber zu erzählen, doch da sie jetzt der Erhebung angehört, kann ich ganz offen sprechen. »Wir haben den Auftrag erhalten, speziell auf dieses Mal zu achten, weil es ein sicheres Anzeichen

für die Seuche ist.«

»Also bekommen es nur die Patienten, die tatsächlich erkrankt sind.«

»Richtig. In abgetöteter Form, wie im Impfstoff, führt das Virus zu keinen signifikanten Symptomen. Bei einer Infektion mit dem lebenden Virus werden dagegen die Nerven betroffen, und das kleine rote Mal entsteht.«

»Ist dir in letzter Zeit irgendetwas Ungewöhnliches aufgefallen?«, fragt sie. »Irgendwelche Variationen im typischen Krankheitsbild?« Sie versucht, die Seuche von Grund auf zu verstehen, und verlässt sich nicht auf die Informationen der Erhebung. Ich sollte mir Sorgen machen, weil ich doch für sie gebürgt

habe, aber das tue ich nicht.

»Nein, kaum«, antworte ich. »Ab und zu werden Patienten eingeliefert, die noch nicht ganz so tief versunken sind. Einer hat sogar mit mir geredet, während ich ihm das Heilmittel verabreicht habe.«

»Was hat er gesagt?«, fragt Lei.

»Er wollte mein Versprechen, dass er wieder gesund wird, und ich habe es ihm gegeben.«

Sie nickt, und mir fällt auf, wie erschöpft sie aussieht. »Hast du jetzt Ruhepause?«, frage ich sie.

»Nein, erst in ein paar Stunden«, erwidert sie. »Aber das macht mir nichts aus. Seitdem er weg ist, habe ich nicht mehr richtig geschlafen. Ich kann einfach

nicht mehr träumen. Vielleicht ist das am allerschlimmsten.«

Ich kann sie gut verstehen. »Du kannst dir nicht mal mehr im Traum ausmalen, er wäre noch da«, stelle ich fest. Ich dagegen kehre in meinen Träumen in frühere Zeiten zurück, als Cassia und ich noch in unserer alten Heimat lebten.

»Stimmt«, sagt Lei. »Das kann ich leider nicht.« Sie sieht mich an, und ich verstehe, was sie mir sagen will. *Ihr Partner ist fort, und nichts ist mehr so, wie es einmal war.*

Dann neigt sie sich nach vorn und legt mir zu meiner Überraschung eine Hand an die Wange, ganz kurz nur. Nach Cassia hat das niemand mehr getan, und

ich muss der Versuchung widerstehen, mich an sie zu schmiegen. »Du hast blaue Augen«, sagt sie und zieht ihre Hand zurück, »wie er.« Sie klingt einsam und voller Sehnsucht: nach ihm.

Kapitel 13

Cassia

Zunächst ist rund um das Museum niemand zu sehen, und ich knirsche vor Frustration mit den Zähnen. Wie soll ich mir den Weg aus Central heraus verdienen, wenn keiner Geschäfte macht? Ich brauche die Provisionen!

Ich mahne mich zur Geduld. Oft warten die Kunden eine Weile im Verborgenen, bis sie es wagen, mich anzusprechen. Bisher bin ich die einzige Händlerin hier, aber das wird nicht mehr lange so bleiben. Andere werden meinem Beispiel folgen.

Aus dem Augenwinkel heraus sehe ich eine Bewegung, und schon biegt eine junge Frau mit blonden Haaren und schönen Augen um die Ecke. In den hohlen Händen trägt sie etwas vor sich her. Unwillkürlich denke ich an Indie und ihr Wespennest, das sie so behutsam durch die Canyons transportiert hat.

Die junge Frau kommt auf mich zu und fragt: »Haben Sie einen Augenblick

Zeit?«

»Natürlich«, sage ich. Die alten Losungen, mit denen man nach der Geschichte der Gesellschaft fragen musste, sind längst passé. Wir brauchen sie nicht mehr.

Die Frau streckt mir ihre Hände hin, und darin sitzt ein winziger, grünbrauner Vogel.

Ich blinzele. Der Anblick ist so überraschend, dass ich den reglosen Vogel wortlos anstarre. Nur der Wind fährt ihm sanft durch die Federn.

Dieses Grün – das kenne ich doch?

»Ich habe ihn selbstgemacht«, sagt die junge Frau, »als Dank für das Lied, das Sie für meinen Bruder geschrieben haben. Hier, bitte!«

Sie reicht mir den winzigen Vogel, der aus Lehm geformt und dann getrocknet zu sein scheint. Schwer und erdig liegt er in meiner Hand. Die Federn aus zarten, fransigen Streifen grüner Seide bedecken nur die Flügel.

»Er ist wunderschön!«, sage ich. »Die Federn … sind das …«

»Sie sind aus der Stoffprobe meines Ballkleides, die mir die Gesellschaft einige Monate nach meiner Paarung geschickt hat«, erklärt das Mädchen. »Ich dachte mir, die brauche ich sowieso nicht mehr.«

Sie hat also auch Grün getragen.

»Sie dürfen den Vogel nicht zu fest halten«, rät sie, »sonst könnten Sie sich

schneiden.« Sie zieht mich aus dem Baumschatten hervor, und in der Sonne glitzern die nicht mit Federn bedeckten Teile des Vogels wie Sterne in der Sonne.

»Ich musste die Glasscheibe im Rahmen zerbrechen, um die Seide herauszuholen«, erklärt sie, »und da konnte ich das Glas ja auch gleich verwenden. Ich habe es fein zermahlen und den Vogel nach der Fertigstellung in den Splittern gerollt. Sie waren fast so fein wie Sandkörner.«

Ich schließe die Augen. Damals zu Hause habe ich etwas ganz Ähnliches getan. Ich erinnere mich noch an das laute Knacken, als ich die Scheibe zerbrach, um den Stoff für Ky

herauszuholen.

Der Vogel schimmert und scheint sich zu bewegen. Glitzer aus Glas, Federn aus Seide.

Das Tierchen wirkt so lebendig, dass ich es am liebsten in die Luft geworfen hätte, um zu sehen, ob es fliegen kann. Aber ich weiß, dass ich nur den dumpfen Aufprall von hartem Lehm hören und grünliche, zerstreute Fragmente sehen würde, wenn es auf dem Boden aufschlüge. Seine äußere Gestalt, die es a l s *Vogel, fliegendes Wesen* charakterisiert, wäre zerstört. Ich halte es also behutsam fest und lasse dieses Wissen in mir aufsteigen wie ein Lied.

Ich bin nicht die Einzige, die

schreibt.

Nicht die Einzige, die etwas erschafft.

Die Gesellschaft hat uns so vieles genommen, aber es kursieren noch immer Melodiefetzen und Gedichtverse, Andeutungen von Kunst. Dieses Phänomen ließ sich nie ganz unterdrücken. Wir haben all das wahrgenommen, manchmal ganz unbewusst, und viele sehnen sich bis heute danach, ihre latente Kreativität zu entfalten.

Wieder wird mir bewusst, dass wir nicht mit unserer Kunst handeln müssen – wir können sie einfach verschenken oder teilen. Einer könnte ein Gedicht mitbringen, ein anderer ein Gemälde.

Selbst wenn wir nichts mitnehmen würden, könnten wir uns alle bereichern, indem wir etwas Schönes ansehen oder wahren Geschichten zuhören.

Eine Brise bringt die grünen Vogelfedern zum Tanzen. »Er ist zu schön, um ihn für mich allein zu behalten«, sage ich.

»Genau das habe ich auch bei Ihrem Gedicht gedacht!«, sagt das Mädchen. »Am liebsten hätte ich es allen gezeigt!«

»Angenommen, wir fänden einen Weg, das zu tun?«, frage ich. »Wir könnten uns treffen und dabei das mitbringen, was wir erschaffen haben.«

Aber wo?

Als Erstes fällt mir das Museum ein.

Ich drehe mich um und schaue die verriegelten Türen an. Wenn wir nur einen Weg hinein finden würden! Im Museum gibt es Glasvitrinen und Strahler mit sanftem Licht. Sie sind zwar zerbrochen, aber vielleicht könnten wir sie reparieren. Ich stelle mir vor, wie ich die Glastüren einer Vitrine aufschiebe, meine Gedichte aufhänge, die Glastüren wieder schließe, zurücktrete und mir das Resultat ansehe.

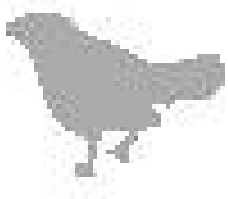
Ein Schaudern durchfährt mich. Nein. Das Museum ist nicht der passende Ort.

Als ich mich wieder umdrehe, mustert mich die junge Frau ernst und forschend und sagt dann: »Ich heiße Dalton Fuller.«

Wir Händlerinnen sollten zwar

eigentlich nicht unsere Namen preisgeben, aber schließlich mache ich keine Geschäfte mit ihr. »Und ich bin Cassia Reyes.«

»Ich weiß«, sagt Dalton. »Sie haben ihr Gedicht damit unterschrieben. Ich glaube, ich kenne einen guten Platz.«



»Hier kommt nie jemand hin«, erklärt sie, »wegen des Gestanks. Aber der lässt allmählich nach.«

Wir stehen am Rande des Sumpfs, der sich bis hinunter an den See erstreckt, sind aber weit genug entfernt, um nur das

Ufer zu erkennen und nicht das, was daran angespült wurde.

Die ganze Zeit denke ich darüber nach, warum all diese Fische sterben mussten, die gegen den Steg, meine Schienbeine und Hände schwappten – war es ein letzter Versuch der Gesellschaft, weitere Gewässer zu vergiften, wie in den Äußeren Provinzen und im Feindesgebiet? Aber warum sollte sie einen See auf eigenem Terrain verseuchen?

Im selben Maße, wie die Erhebung die Seuche in den Griff bekommt, verkleinert sie die Sperrzone. Ich habe gesehen, wie Luftschiffe Teile der Barrikade weggeschleppt und andere näher an das medizinische Zentrum

herangerückt haben. Einige größere Gebäude, die vorher innerhalb der Sperrzone standen, sind jetzt wieder frei zugänglich.

Die Erhebung lässt die unbenutzten Teile der Barrikade hinaus auf diese Brachfläche am See transportieren. Auseinandergenommen sehen die Bruchstücke der Mauer wie Kunstwerke aus – geschwungen und gigantisch, wie von Riesen fallengelassene Federn, die sich in Marmor verwandelt haben, wie bleiche Knochen, die sich aus der Erde erhoben haben und dann zu Stein wurden. Ein zerklüfteter Canyon mit Zwischenraum zum Hindurchspazieren.

»Ich habe das Gelände schon von

einer Airtrain-Haltestelle aus gesehen«, erkläre ich, »konnte mir aber nicht vorstellen, wie es aus der Nähe aussieht.«

An einer Stelle wurden zwei Teile näher beieinander heruntergelassen als die übrigen. Im Inneren ist eine Art langer Gang entstanden, der zwar nicht ganz, aber teilweise durch die konkav geschwungenen Mauern überdacht wird. Ich trete ein. Drinnen ist es kühl und dämmrig. Durch einen gleichmäßigen Deckenspalt fällt Licht von oben herein. Ich drücke die Hand gegen eines der Mauerteile und blicke hinauf.

»Es kann zwar hereinregnen«, sagt Dalton, »aber meiner Meinung nach sind wir hier drinnen dennoch so weit

geschützt, dass es funktionieren könnte.«

»Wir könnten die Bilder und Gedichte an die Wände hängen«, schlage ich vor, »und eine Art Podest für Gegenstände wie deinen Vogel errichten.«

Und wer singen kann, könnte uns hier etwas vortragen. Ich verharre einen Augenblick reglos und stelle mir vor, wie Musik von den Wänden widerhallt und über den verseuchten, stillen See schallt.

Natürlich muss ich weiterhin Handel treiben, um zu meiner Familie zu gelangen, und sortieren, um meinen Platz in der Erhebung zu behaupten, aber auch dies hier betrachte ich als neue, wichtige Aufgabe. Ich glaube, mein Großvater

würde mich verstehen.

Dritter Teil
Der Arzt

Kapitel 14

Xander

»Ich schicke Ihnen eine neue Gruppe von Patienten«, teilt mir der Chefarzt über mein Miniterminal mit.

»Gut«, antworte ich, »wir sind vorbereitet.« Wir haben inzwischen einige leere Betten. Drei Monate nach

Ausbruch der Seuche verbessert sich die Lage allmählich, hauptsächlich dank der forcierten Impfaktionen der Erhebung. Wissenschaftler, Piloten und Arbeiter, alle haben ihr Bestes gegeben, und wir haben Hunderttausende Menschenleben gerettet. Es ist eine Ehre, zur Erhebung zu gehören.

Ich gehe an die Türen und lasse die Sanitäter ein, die die Patienten herbeibringen. »Sieht so aus, als hätte es einen kleineren Ausbruch in den Vororten gegeben«, sagt einer der Ärzte, während er eine Transportliege hereinschiebt. Schweiß tropft ihm von der Stirn, und er sieht erschöpft aus. Das Team der Sanitäter bewundere ich mehr als irgendjemanden sonst, denn ihre

Arbeit ist körperlich sehr anstrengend. »Ich schätze, sie haben irgendwie ihre Impfung verpasst.«

»Sie können ihn gleich dort drüben hinlegen«, sage ich und deute auf ein leeres Bett. Die Sanitäter heben den Patienten von der Liege. Eine Krankenschwester zieht dem Neuzugang ein Nachthemd an. Plötzlich stößt sie einen Schreckensruf aus.

»Was ist denn?«, frage ich sie.

»Der Ausschlag!«, sagt die Schwester. Sie zeigt auf den Patienten, und ich sehe rote Streifen, die sich über seine Brust ziehen. »Bei ihm ist er sehr schlimm!«

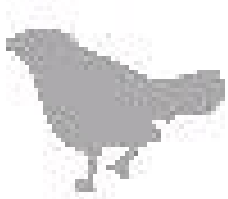
Während das rote Mal relativ häufig

vorkommt, sehen wir in seltenen Fällen auch einen heftigen Ausschlag, der sich über den ganzen Körper ausdehnt. »Wie sieht der Rücken aus?«, frage ich und helfe, den Patienten zu drehen. Der Ausschlag bedeckt auch den Rücken. Ich werfe einen Blick auf das Miniterminal an meinem Handgelenk, um eine Notiz über die Schwere des Falls einzugeben. »Sind die anderen auch in diesem Zustand?«

»Uns ist nichts aufgefallen«, antwortet der Sanitäter.

Während die übrigen Patienten eingeliefert werden, untersuche ich sie mit Unterstützung der Sanitäter. Keiner der Neuen hat den Ausschlag oder auch nur das rote Mal.

»Vielleicht hat es nichts zu bedeuten«, sage ich, »aber ich rufe mal lieber einen der Virologen.«



Wir brauchen nicht lange auf den Virologen zu warten. »Was gibt's?«, fragt er in selbstsicherem Ton. Ich habe bisher nicht oft mit ihm zu tun gehabt, aber ich kenne ihn vom Sehen, und er hat den Ruf, einer der besten Wissenschaftler der Erhebung zu sein. »Eine Mutation?«

»Sieht so aus«, bestätige ich. »Der akute viral verursachte Ausschlag, der

bisher gar nicht oder nur schwach und lokal begrenzt aufgetreten ist, hat sich in diesem Fall am ganzen Torso ausgebreitet.«

Der Virologe sieht mich überrascht an, als hätte er eine so fachkundige Beschreibung nicht von mir erwartet. Doch nachdem ich seit drei Monaten hier arbeite, kenne ich die richtigen Fachtermini und weiß vor allem, was sie bedeuten.

Vorschriftsmäßig haben wir alle bereits Handschuhe und Schutzmasken angelegt. Der Virologe nimmt eine Ampulle des Heilmittels aus einer Schachtel. »Holen Sie mir ein Vitalfunktionen-Messgerät«, bittet er einen der Sanitäter. An mich gewandt

sagt er: »Bitte nehmen Sie ihm Blut ab und legen Sie eine Infusion.«

Während ich die Nadel in die Armvene des Mannes einführe und der Chefarzt über das Hauptterminal an der Wand zusieht, fährt er fort: »Wir haben bereits mit so etwas gerechnet. Viren verändern sich ständig. Schon bei einem Patienten kann man in verschiedenen Gewebeproben verschiedene Mutationen eines Virus feststellen.«

Ich hake den Beutel mit Nähr-und Kochsalzlösung ein und drehe den Tropf auf.

»Damit eine Mutation sich erfolgreich durchsetzt«, erklärt der Virologe, »muss es einen gewissen Selektionsdruck

geben, durch den das mutierte Virus überlebensfähiger als das ursprüngliche Virus wird.«

Er belehrt mich, wozu er im Grunde genommen nicht verpflichtet ist, und ich glaube, ich weiß, was er mir sagen will. »Das Heilmittel?«, frage ich. »Könnte das den Selektionsdruck ausüben?« Könnten *wir* also die Mutation des Virus ausgelöst haben?

»Machen Sie sich keine Gedanken«, beruhigt er mich. »Wahrscheinlicher ist, dass das Immunsystem dieses Patienten nur in besonderer Weise auf das Virus reagiert.«

Er blickt den Patienten an und notiert sich etwas auf seinem Datenpod. Da ich assistiere, erscheint die Notiz auch auf

meinem Bildschirm. *Den Patienten alle zwei Stunden umlagern, um schweren Hautschäden vorzubeugen. Die betroffenen Regionen desinfizieren und verschließen, um einer Ausbreitung der Entzündung vorzubeugen.* Die Anweisungen sind dieselben, wie für alle anderen Patienten auch. »Armer Kerl«, sagt der Virologe. »Vielleicht ist es am besten, wenn er eine Weile versunken ist, denn er wird Schmerzen haben, bis der Ausschlag abheilt.«

»Sollen wir die neuen Patienten auf die Quarantänestation verlegen?«, erkundige ich mich beim Chefarzt.

»Nur, wenn Sie sie nicht auf Ihrer Station behandeln wollen«, antwortet er.

»Doch, natürlich«, erwidere ich. »Falls nötig, können wir sie auch später noch unter Quarantäne stellen.«

Der Virologe nickt. »Ich sage Ihnen Bescheid, sobald wir die Ergebnisse haben. Es kann ein, zwei Stunden dauern.«

»Bis dahin verabreichen Sie allen das Heilmittel«, ordnet der Chefarzt über Terminal an.

»In Ordnung.«

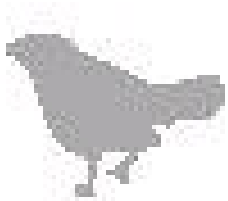
»Sehr geschickt, wie Sie das Blut abgenommen haben«, lobt mich der Virologe im Hinausgehen. »Man könnte glauben, Sie würden noch als Medic arbeiten.«

»Danke«, sage ich.

»Carrow«, unterbricht der Chef, »machen Sie eine Pause, Sie sind längst überfällig. Nutzen Sie die Zeit, in der die Blutproben untersucht werden.«

»Ich bin fit«, entgegne ich.

»Sie haben Ihre Schicht schon einmal überzogen«, erwidert der Chef über Terminal. »Die Krankenschwestern und Sanitäter kommen im Moment ohne Sie zurecht.«



Ich habe mir angewöhnt, meine Pausen auf dem Hof zu verbringen, und esse sogar draußen. Die vereinzelten Bäume

im kleinen Park wirken vernachlässigt, und die Blumen in den Beeten welken, weil niemand Zeit hat, sich um die Pflanzen zu kümmern, aber wenigstens erlebe ich hier den Wechsel der Tageszeiten.

Außerdem rechne ich mir durch meine regelmäßige Anwesenheit hier eine größere Chance aus, Lei wiederzutreffen und mich mit ihr über unsere Arbeit und unsere Beobachtungen zu unterhalten.

Ich befürchte schon, sie verpasst zu haben, doch als ich fast fertig bin mit essen, öffnet sich die Tür, und Lei tritt heraus.

»Carrow!«, sagt sie froh. Sie scheint mich auch gesucht zu haben, was mich freut. Lächelnd zeigt sie auf die anderen

im Garten. »Inzwischen hat sich dieser Ort wohl herumgesprochen.«

Stimmt – mindestens ein Dutzend weitere Mitarbeiter sitzen in der Sonne. »Ich muss dir etwas erzählen«, beginne ich. »Bei unseren Neuzugängen gibt es eine interessante Variation.«

»Welche denn?«

»Einer der Patienten leidet unter einer besonders schweren Form des Ausschlags.«

»Was genau meinst du?«

Ich schildere ihr die Hautschäden und berichte, was der Virologe gesagt hat. Auch das Phänomen der Mutationen durch Selektionsdruck versuche ich ihr zu erklären, aber es gelingt mir nicht gut.

Trotzdem hat sie das Prinzip verstanden, denn sie fragt: »Möglicherweise hat also das Heilmittel die Mutation verursacht?«

»Falls es sich um eine Mutation handelt«, antworte ich. »Kein anderer Patient hatte bisher einen so schlimmen Ausschlag, aber natürlich kann es sein, dass sich das mutierte Virus noch nicht verbreitet hat.«

»Ich wünschte, ich könnte sie sehen«, sagt Lei, und zunächst glaube ich, sie meine die Patienten. Doch sie deutet in die Richtung, in der man die Berge erkennen könnte, wenn die Mauern sie nicht verdecken würden. »Früher konnte ich mir gar nicht vorstellen, wie man sich zurechtfindet, wenn man sich nicht an den Bergen orientieren kann. Jetzt

erlebe ich es selbst.«

»Mir hat es nichts ausgemacht, dass es bei uns keine Berge gab«, sage ich. In Oria hatten wir nur einen Hügel, und nicht mal für ihn habe ich mich besonders interessiert. Mir haben eher die kleinen, vertrauten Plätze etwas bedeutet – die Wiese hinter der Grundschule, das leuchtend blaue Schwimmbecken im Freibad und die Ahornbäume in unserer Siedlung, die später leider gefällt wurden. Diese Orte sehne ich herbei, nur ohne die Zwänge der Gesellschaft.

»Ich heiße übrigens Xander mit Vornamen«, entschlüpft es mir zu unser beider Überraschung. »Ich glaube, das

habe ich dir noch nicht gesagt.«

»Ich heiße Nea«, sagt sie.

»Schön, das zu wissen«, sage ich wahrheitsgemäß, obwohl wir natürlich im medizinischen Zentrum nicht gegen das Protokoll verstoßen und uns mit Vornamen ansprechen werden.

Fast brüsk fährt Nea fort: »Am meisten mag ich an ihm, dass er sich praktisch vor nichts fürchtet. Nur, als er sich in mich verliebt hat, hatte er Angst. Aber auch die hat er überwunden.«

Ich brauche länger als gewöhnlich, um eine Antwort zu finden, doch bevor mir etwas einfällt, fragt Lei schon: »Und du? Was gefällt dir am meisten an deiner Partnerin?«

»Alles«, antworte ich. »Einfach

alles.« Hilflos hebe ich die Hände. Wieder fehlen mir die Worte. Das ist ungewohnt für mich. Warum fällt es mir auf einmal so schwer, über Cassia zu sprechen?

Ich befürchte, Lei könnte ungeduldig werden, aber stattdessen nickt sie einfach und sagt: »Ich weiß genau, was du meinst.«

Meine Pause neigt sich dem Ende zu. »Ich muss wieder rein«, sage ich, »und nach meinen Patienten sehen.«

Lei sagt: »Das ist ganz natürlich für dich, oder?«

»Wie bitte?«

»Dich um andere zu kümmern«, erklärt sie und blickt wieder in Richtung

der Berge. Dann fragt sie: »Wo warst du letzten Sommer? Schon in Camas?«

»Nein.« Letzten Sommer war ich noch in Oria und habe versucht, Cassia dazu zu bringen, mich zu lieben. Es kommt mir vor, als sei es schon sehr lange her. »Warum?«

»Weil du mich an eine Fischart erinnerst, die im Sommer den Fluss hinaufschwimmt«, antwortet sie.

Ich muss lachen. »Ist das etwas Positives?«

Sie lächelt, wirkt aber traurig. »Sie kehren von weit draußen im Meer zu ihren Laichplätzen zurück.«

»Das klingt ja unglaublich!«

»Stimmt, und doch ist es so. Auf ihrer Reise verändern sie sich vollkommen.

Solange sie im Meer leben, sind sie blau mit silbernen Rücken. Wenn sie hier ankommen, sind sie ganz bunt, leuchtend rot mit grünen Köpfen.«

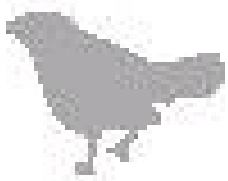
Und warum erinnert sie das an mich?

Sie versucht es mir zu erklären. »Damit will ich sagen, dass du zu deiner Bestimmung gefunden hast. Du bist dazu geboren, Menschen zu helfen, und du wirst immer Mittel und Wege finden, das zu tun, egal, wo du bist. Genau wie die Rotfische dazu geboren sind, ihren Weg vom Meer nach Hause zu finden.«

»Danke«, sage ich.

Ich bin versucht, ihr alles zu erzählen, einschließlich dessen, was ich getan habe, um an die blauen Tabletten zu

gelangen. Doch ich schweige. »Es wird Zeit, ich muss wieder an die Arbeit«, sage ich stattdessen, gieße den Rest des Wassers aus meiner Thermosflasche in die Neorosen neben unserer Bank und gehe zur Tür.



Ich gehe hinter den Häusern der Ahornsiedlung entlang, neben den Gleisen der Lieferwagen für Nahrungsmittel. Obwohl es schon spät ist und keine Mahlzeiten ausgeliefert werden, klingt mir das leise Knirschen und Quietschen der Karren in den

Ohren. Als ich an Cassias Haus vorbeikomme, bin ich versucht, einen der Fensterläden zu berühren oder an ein Fenster zu klopfen, aber natürlich tue ich das nicht.

Ich gelange in den öffentlichen Bereich der Siedlung, wo sich die Plätze für Freizeitaktivitäten aneinanderdrängen, und noch bevor ich nach dem Archivisten Ausschau halten kann, steht er schon neben mir und sagt: »Direkt vor uns liegt das Freibad.«

»Ich weiß«, sage ich, denn hier bin ich aufgewachsen und weiß daher genau, wo ich mich befinde. Die Silhouette des weißen Sprungturms zeichnet sich klar und deutlich vor uns

ab. Unsere Flüsterstimmen in der Dunkelheit klingen wie aneinanderreibende Heuschreckenflügel.

Behände klettert der Archivist über den Zaun, und ich folge ihm. Am liebsten würde ich einwenden, dass das Schwimmbad geschlossen ist und wir nicht hineindürfen, aber das scheint kein Hindernis zu sein.

Unter dem Sprungturm wartet eine Gruppe von Leuten. »Sie brauchen nichts weiter zu tun, als ihnen Blut abzunehmen.«

»Warum?«, frage ich, und mir wird kalt.

Der Archivist erklärt: »Wir brauchen

das Blut zur Gewebeprobenkonservierung, weil wir selbst die Kontrolle darüber haben wollen. Das haben Sie doch vorher gewusst.«

»Aber ich dachte, wir würden die Gewebeproben auf dem üblichen Weg gewinnen«, wende ich ein. »Mit Wattestäbchen, die über die Mundschleimhaut gestrichen werden. Schließlich braucht man nur ganz wenig Gewebe.«

»Diese Methode ist besser«, entgegnet der Archivist.

»Im Gegensatz zur Gesellschaft bestehlen Sie uns ja nicht«, sagt eine der Frauen mit leiser, ruhiger Stimme. »Sie nehmen uns Blut ab, geben es uns

aber danach wieder.« Sie streckt mir den Arm hin. »Ich bin bereit.«

Der Archivist reicht mir eine Schachtel. Als ich sie öffne, finde ich steril in Plastik verpackte Ampullen und Spritzen darin. »Fangen Sie an«, fordert er mich auf. »Anschließend erhalten Sie die blauen Tabletten, wie vereinbart. Mehr brauchen Sie nicht zu wissen.«

Er hat recht. Ich will und muss das komplizierte System ihrer Geschäfte und Bezahlweisen gar nicht verstehen, und vor allem möchte ich nicht wissen, was die Leute bezahlt haben, um heute Abend hier zu sein. Ist diese Art von Geschäft überhaupt von den anderen

Archivisten sanktioniert, oder handelt der Mann auf eigene Rechnung? Wo bin ich hineingeraten? Ich wusste nicht, dass Schwarzmarktblut der Preis für die blauen Tabletten sein würde.

»Man wird Sie erwischen«, warne ich.

»Nein«, entgegnet er, »wird man nicht.«

»Bitte!«, sagt die Frau. »Ich möchte nach Hause!«

Ich streife mir Handschuhe über und bereite eine Spritze vor. Die Frau hält die ganze Zeit die Augen geschlossen. Ich schiebe ihr die Nadel knapp vor der Armbeuge in eine Vene. Sie stößt vor Überraschung einen Laut aus. »Fast fertig«, sage ich. »Nur noch einen

kleinen Augenblick.« Ich ziehe die Nadel wieder heraus und halte die Spritze hoch. Ihr Blut ist dunkel.

»Danke«, sagt sie, und der Archivist reicht ihr ein kleines Wattevierеck, das sie gegen die Innenseite ihres Arms presst.

Als ich auch mit den anderen fertig bin, gibt mir der Mann die blauen Tabletten und sagt dann zu den anderen: »Nächste Woche sind wir wieder hier. Bringt eure Kinder mit. Bestimmt wollt ihr doch auch, dass von ihnen eine Gewebeprobe aufbewahrt wird?«

»Ich komme nächste Woche nicht«, sage ich zu dem Archivisten.

»Warum nicht?«, fragt er. »Du tust ihnen einen Gefallen.«

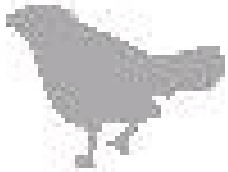
»Nein«, entgegne ich. »Bisher gibt es keine wissenschaftliche Methode, Menschen wieder zum Leben zu erwecken.«

Wenn es sie gäbe, würden die Menschen sie garantiert nutzen. Patrick und Aida Markham zum Beispiel. Wenn es eine Möglichkeit gäbe, ihren Sohn wiederzubekommen, würden sie sie ausschöpfen.

Zu Hause führe ich mit dem Skalpell, das ich aus dem medizinischen Zentrum gestohlen habe, die wahrscheinlich einzige Operation meines Lebens durch. Vorsichtig durchtrenne ich die

Folie auf der Rückseite der Blisterverpackung, schneide den Papierstreifen aus dem Terminal der Archivisten in winzige Schnipsel, verberge sie in den Hohlräumen der Tabletten und halte die Verpackung über den Müllverbrenner, um die Folie wieder zu verschweißen.

Ich brauche fast die ganze Nacht dafür. Am Morgen erwache ich von dem Geschrei in der Siedlung, als Ky abgeführt wird. Kurz darauf muss auch Cassia fort, aber wenigstens kann ich ihr die lebensrettenden blauen Tabletten mitgeben.



Ich kehre auf meine Station zurück, um meine Patienten zu besuchen. »Hat es Nebenwirkungen gegeben?«, frage ich die Schwester.

Sie schüttelt den Kopf. »Nein, das nicht«, sagt sie. »Bei fünf Patienten schlägt das Heilmittel gut an, aber die anderen, einschließlich des Patienten mit dem Ausschlag, reagieren gar nicht. Natürlich ist es noch ein bisschen früh.« Sie braucht es nicht auszusprechen, denn wir beide wissen, dass wir normalerweise in dem Zeitraum, der seit der Behandlung vergangen ist, eine Reaktion beobachten können. Das klingt

nicht gut!

»Haben noch andere einen so schlimmen Ausschlag bekommen?«

»Wir haben sie seit der Einlieferung nicht mehr untersucht«, antwortet sie. »Es ist ja auch erst knapp eine Stunde her.«

»Dann holen wir das jetzt nach.«

Vorsichtig wenden wir einen der Patienten. Nichts. Der Nächste. Nichts.

Doch der Körper der dritten Patientin ist von oben bis unten mit dem Ausschlag bedeckt. Zwar ist die Haut noch nicht so sehr gerötet wie die des ersten Patienten, aber die Reaktion ist auf jeden Fall atypisch. »Rufen Sie den Virologen«, bitte ich einen der Pfleger. Vorsichtig drehen wir die Patientin

wieder auf den Rücken, und ich ringe vor Schreck nach Luft. Ihr läuft Blut aus Mund und Nase.

»Wir haben eine Patientin mit abweichenden Symptomen!«, teile ich dem Chefarzt über Terminal mit. Noch bevor er antwortet, ertönt die Stimme des Virologen aus meinem Miniterminal: »Carrow?«

»Ja?«

»Ich habe die Viren-DNS aus der Probe des Patienten mit dem schweren Ausschlag analysiert. Dabei habe ich eine zusätzliche DNS-Kopie gefunden, die das Hüllenprotein, welches für die Nervenentwicklung verantwortlich ist, kodiert. Verstehen Sie, was das

bedeutet?«

Natürlich.

Wir haben es mit einer Mutation zu tun.

Kapitel 15

Cassia

Das Abendlicht färbt die weiße Barrikade golden, und der Himmel ist eisblau bis auf das rote Leuchten, da, wo die Sonne brennend hinter dem Horizont versinkt. Um diese Zeit versammeln wir uns, und mit jedem Tag werden wir

mehr. Jemand bringt zwei Leute mit, zwei andere erzählen es vieren, so dass die Menge exponentiell anwächst. Schon wenige Wochen nach unserer Initiative scheint eine ganz neue Art von Seuche um sich zu greifen.

Ich weiß nicht, wer unseren Treffpunkt zuerst »Galerie« genannt hat, doch die Bezeichnung setzte sich durch. Ich bin froh, dass unser Treffpunkt den Leuten so viel bedeutet, dass sie ihm einen Namen geben wollten. Am meisten berührt es mich, wenn ich das Flüstern derer höre, die zum ersten Mal hierherkommen und ehrfürchtig, eine Hand vor dem Mund und Tränen in den Augen, vor der Wand stehen. Ich kann mich natürlich irren, aber ich glaube,

dass viele von ihnen genauso empfinden wie ich, wann immer ich hierherkomme.

Ich bin nicht allein.

Wenn ich Zeit habe und etwas verweilen kann, bringe ich jedem, der es möchte, das Schreiben bei. Die Lernwilligen gucken sich ihre ersten Buchstaben von mir ab und malen sie nach, zuerst ungeschickt, später zielstrebig und selbstbewusst.

Ich unterrichte Druckschrift, nicht die schnörkelige Schreibschrift, die mir Ky beigebracht hat. Die Druckschrift mit ihren separaten Buchstaben und den markanten Linien ist leichter als die Schreibschrift, deren kontinuierlichen, schwer zu erlernenden Schwünge

unseren Fingern fremd sind. Dennoch schreibe ich selbst hin und wieder in Schreibschrift, weil es mir hilft, den roten Faden meiner Gedanken nicht zu verlieren und meine Verbundenheit mit Ky zu spüren. Wenn ich schreibe, ohne den Stock vom Boden oder den Stift vom Papier zu heben, erinnert mich das an Hunter und seine Leute, die blaue Linien auf ihre Haut zeichneten und sie dann von einer Person zur anderen weitermalten, als Zeichen ihrer Verbundenheit.

»Das sieht schwieriger aus«, sagt ein Mann, der mir zusieht. »Aber auch die andere Methode ist nicht schlecht.«

»Stimmt«, sage ich.

»Warum haben wir nicht schon viel

früher damit angefangen?«, fragt er mich.

»Manche haben es getan«, antworte ich, und er nickt.

Wir müssen vorsichtig sein. Noch immer treiben Gruppen gewaltbereiter Gesellschafts-Sympathisanten ihr Unwesen, und sie können gefährlich werden. Die Erhebung hat Versammlungen wie die unsere zwar nicht ausdrücklich verboten, aber der Steuermann hat alle dazu aufgerufen, sich hauptsächlich auf die Arbeit und die Überwindung der Seuche zu konzentrieren. Er hat uns eingeschärft, dass die Rettung von Menschenleben augenblicklich am wichtigsten ist. Sicher hat er recht, aber in gewisser Weise

retten wir hier in der Galerie auch uns selbst. So viele von uns mussten lange warten, bis sie selbst kreativ werden konnten, oder mussten verbergen, was sie erschaffen hatten.

Wir bringen alles zur Galerie, was wir selbst hergestellt haben. Zahlreiche Bilder und Gedichte wurden mit Baumharz an die Wand geklebt oder mit Steinen beschwert vor der Wand abgelegt. Sie sehen aus wie verstreute Fahnen: Terminalpapier, Servietten oder sogar irgendwo herausgerissene Stofffetzen.

Eine Frau schnitzt Muster in Holzstücke, schwärzt sie mit Asche, presst die Schnitzereien auf Papier und hinterlässt so Abdrücke ihrer Arbeiten

für uns.

Ein Mann, der einmal Funktionär gewesen sein muss, hat all seine weißen Uniformen mit einer eigens entwickelten Methode bunt eingefärbt. Aus dem Stoff schneidert er Kleidung, wie ich sie noch nie gesehen habe, mit Zipfeln, Verzierungen und ungewöhnlicher, aber passender Schnittführung. Er hängt seine Kreationen ganz oben in der Galerie auf, und sie erscheinen mir wie mögliche Zukunftsvisionen unserer späteren Lebensweise.

Dalton bringt immer etwas Schönes, Interessantes mit, das sie aus irgendetwas Altem, Gebrauchtem gebastelt hat. Heute hat sie eine

menschliche Figur aus Stoff-und Papierfetzen dabei, mit Steinen als Augen und Samen als Zähne. Die Figur ist schön und schrecklich zugleich. »O Dalton!«, sage ich.

Sie lächelt, und ich beuge mich näher zu der Figur. Ich rieche das aromatische Baumharz, mit dem sie ihre Werke zusammenklebt.

»Es geht das Gerücht«, sagt Dalton leise, »dass nach Einbruch der Dunkelheit jemand singen wird.«

»Meinst du, diesmal stimmt es wirklich?«, frage ich. Schon öfter war davon die Rede, aber nie hat wirklich jemand gesungen. Gedichte, Skulpturen und Bilder sind leichter zu präsentieren, denn wir müssen das, was wir zu geben

haben, nicht unmittelbar dem Urteil des Publikums aussetzen.

Bevor Dalton antworten kann, steht plötzlich jemand neben mir. Ich wende mich um und sehe einen Archivisten, den ich kenne. Panik überkommt mich – wie hat er die Galerie gefunden? Dann fällt mir ein, dass die Archivisten nicht unsere Feinde sind und wir nicht geschäftlich mit ihnen konkurrieren. An diesem Ort wird miteinander geteilt.

Er zieht etwas aus der Innentasche seines Mantels und reicht es mir. Ein Blatt Papier. Eine Nachricht von Ky? Oder von Xander?

Wie hat Xander meine letzte Nachricht aufgenommen? Meine Worte

an ihn waren die schwersten, die ich jemals schreiben musste. Ich falte das Blatt Papier auseinander.

»Bitte nicht lesen«, sagt der Archivist verlegen. »Nicht, solange ich noch hier bin. Ich habe mich gefragt, ob Sie es vielleicht irgendwann für mich aufhängen würden? Nachdem ich gegangen bin? Es ist eine Geschichte, die ich geschrieben habe.«

Ich verspreche ihm, dass ich es noch heute Abend tun werde. Ich hätte ihm gegenüber keine Vorurteile haben sollen, nur weil er ein Archivist ist, sondern mir eigentlich denken können, dass er auch etwas zu unserer Galerie beitragen wollte.

»Die Leute fragen uns, ob ihre Werke

irgendeinen Wert besäßen«, fährt der Archivist fort. »Leider muss ich das verneinen. Jedenfalls nicht für uns. Ich schicke sie dann zu Ihnen. Aber ich weiß nicht, wie Sie diesen Ort nennen.«

Zunächst zögere ich, es ihm zu verraten. Doch die Galerie ist allgemein zugänglich, man kann sie nicht geheim halten. »Wir nennen ihn ›die Galerie‹«, sage ich schließlich.

Der Archivist nickt. »Vielleicht sollten Sie im Moment aber lieber Menschenansammlungen meiden«, rät er mir. »Uns ist zu Ohren gekommen, dass das Virus mutiert sei.«

»Diese Gerüchte hören wir schon seit Wochen«, erwidere ich.

»Ich weiß«, sagt er, »aber eines Tages könnten sie sich als wahr erweisen. Deswegen bin ich heute Abend gekommen. Ich musste dies hier schreiben, falls uns die Zeit davonläuft.«

Ich verstehe. Ich habe gelernt, dass es selbst ohne eine Seuche oder eine Virenmutation stets an Zeit mangelt. Deswegen musste ich auch Xander schreiben, obwohl es mich fast unmenschliche Überwindung kostete. Ich musste ihm die Wahrheit sagen, weil man seine kostbare Zeit nicht mit Warten vergeuden sollte.

Ich weiß, dass Du mich liebst. Ich liebe Dich auch, und ich werde Dich immer lieben, aber so kann es einfach nicht weitergehen. Wir müssen etwas ändern. Du sagst, es mache

Dir nichts aus, dass ich einen anderen liebe, und Du würdest auf mich warten, aber ich glaube, es macht Dir etwas aus, und das sollte es auch. Denn wir haben in unserem Leben schon zu lange gewartet, Xander. Bitte warte nicht länger auf mich.
Ich hoffe, dass Du die Liebe findest.

Ja, das wünsche ich mir mehr als alles andere, vielleicht sogar mehr als mein eigenes Glück.

Und in gewisser Weise bedeutet das wohl auch, dass ich Xander am allermeisten liebe.

Kapitel 16

Ky

»Wohin geht es heute?«, fragt Indie, als sie ins Luftschiff einsteigt.

Ich fliege heute, deshalb sitze ich im Pilotensitz. »Keine Ahnung«, antworte ich. »Wie immer.« Seit der Machtübernahme der Erhebung erhalten

wir unsere Aufträge nicht mehr im Voraus. Ich beginne mit der Überprüfung der Instrumente. Indie hilft mir.

»Heute fliegen wir mal ein älteres Schiff«, stellt sie fest. »Gut!«

Ich bin ganz ihrer Meinung. Indie und ich bevorzugen beide die älteren Schiffe, die zwar unberechenbarer sein können als die neueren, aber auch ein anderes Fluggefühl vermitteln. Bei den neuen Schiffen kommt es uns manchmal so vor, als flögen sie uns, anstatt wir sie.

Alles ist in Ordnung, und wir warten auf unsere Instruktionen. Es regnet wieder einmal, und Indie summt vor sich hin. Sie klingt, als sei sie glücklich. Unwillkürlich muss ich lächeln und sage: »Ich bin froh, dass wir immer

zusammen eingeteilt werden. In der Kaserne und in der Kantine sehe ich dich überhaupt nicht mehr.«

»Ich hatte viel zu tun«, sagt Indie ausweichend. Näher zu mir gelehnt fragt sie: »Willst du dich zur Ausbildung als Kampfpilot melden, wenn die Impfaktionen abgeschlossen sind und die Seuche eingedämmt ist?«

Treffe ich Indie deswegen so selten? Hat sie vor, demnächst den Beruf zu wechseln? Die Kampfpiloten, die unsere Frachtschiffe schützen, durchlaufen eine jahrelange Ausbildung, bei der sie natürlich das Kämpfen und Töten lernen. »Nein«, antworte ich. »Und du?«

Bevor sie antworten kann, treffen

unsere Flugpläne ein. Indie greift nach ihnen, aber ich schnappe sie ihr vor der Nase weg, und sie streckt mir die Zunge heraus, als wären wir Kinder. Als ich einen Blick auf die Pläne werfe, setzt mein Herz einen Schlag lang aus.

»Was ist denn?«, fragt Indie und reckt den Kopf, um besser sehen zu können.

»Wir fliegen nach Oria«, sage ich erschüttert.

»Komisch«, sagt Indie.

Stimmt. Die Erhebung vermeidet es normalerweise, uns Frachten in unsere Heimatprovinzen transportieren zu lassen. Man befürchtet, wir würden sonst bei den Impfungen unsere Bekannten vorziehen, anstatt das Heilmittel gerecht nach Bedarf zu

verteilen. Die Kommandeure haben erklärt, die Versuchung sei zu groß, und praktisch niemand könne ihr widerstehen.

»Könnte interessant werden«, bemerkt Indie. »In Oria und Central soll es die meisten Gesellschafts-Sympathisanten geben.«

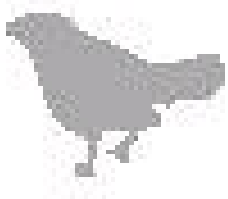
Wer von den alten Freunden und Bekannten wohnt wohl noch dort? Cassias Familie wurde nach Keya geschickt, meine Eltern weggebracht. Ist Ems Familie geblieben? Und was ist aus den Carrows geworden?

Ich habe Xander nicht mehr gesehen, seitdem ich ihm den Brief von Cassia überbracht habe. Ein paar Tage,

nachdem ich mit Indie überlegt hatte, wie man wohl hinter die Mauer von Camas City gelangen könnte, schickte uns die Erhebung mit dem Heilmittel zum medizinischen Zentrum. Ich nehme an, Indie hatte dabei die Hand im Spiel, aber wenn ich sie frage, zuckt sie jedes Mal nur mit den Achseln und sagt: »Die wollten wahrscheinlich nur testen, ob wir die Landung schaffen, die zu den schwierigsten Stadtlandungen überhaupt zählt.« Dieses gewisse Funkeln in ihren Augen verrät, dass sie mir nicht die ganze Wahrheit sagt, aber wenn Indie nichts sagen will, kann nichts und niemand sie dazu bringen.

Wir schafften es also hinter die Mauern. Ich half Caleb beim

Kistenschleppen und überbrachte Cassias Nachricht. Ich habe mich gefreut, Xander wiederzusehen, und ich glaube, ihm ging es genauso mit mir. Bin gespannt, wie lange das angehalten hat, nachdem er gesehen hat, dass der untere Teil des Briefes ruiniert war.



Wie immer beim Fliegen sieht man die meiste Zeit nur Himmel.

Wir gehen in den Sinkflug mit Kurs auf die Barrikade. Zwar hat die Gesellschaft die weißen Mauern errichtet, aber die Erhebung hat sie bis

auf weiteres als Trennung zwischen den Kranken und den Gesunden beibehalten.

»In Oria sieht es genauso aus wie überall sonst«, bemerkt Indie enttäuscht.

So habe ich das noch nie betrachtet. Aber sie hat recht. Charakteristisch für Oria war ja gerade seine perfekt gesellschaftskonforme, fast anonyme Gestaltung, ganz im Gegensatz zu Camas mit seinen Bergzügen, Arcadia mit seiner Felsenküste am Ostmeer oder Central mit seinen vielen Seen. Die Mittleren Provinzen – Oria, Grandia, Bria und Keya – gleichen sich jedoch weitgehend.

Mit einer Ausnahme.

»Bei uns gibt es den Hügel«, verkünde ich. »Du wirst ihn sehen, wenn

wir näherkommen.«

Ich bin wie ausgehungert nach dieser bewaldeten Kuppe, den grünen Bäumen. Dieser Hügel erinnert mich so sehr an Cassia! Dort oben haben wir gemeinsam gestanden. Wir haben uns zwischen den Bäumen versteckt, und zum ersten Mal haben sich unsere Lippen berührt. Ich kann den Wind auf meiner Haut und ihre Hand in meiner fast spüren und muss schlucken.

Doch als wir eine Schleife über Oria fliegen, um uns auf die Landung vorzubereiten, kann ich den Hügel im Halbdunkel der Abenddämmerung nirgends entdecken.

Indie erspäht ihn, bevor ich ihn sehe,

und fragt: »Meinst du den braunen Haufen da?«

Stimmt.

Dieser kahle braune Haufen ist tatsächlich der Hügel.

Ich gehe in den Sinkflug, und wir nähern uns dem Boden. Die Bäume entlang der Straße werden größer. Die Erde rast auf uns zu. Die Gebäude wirken vertraut, nicht mehr anonym.

In letzter Sekunde ziehe ich das Schiff wieder hoch.

Ich spüre Indies Blick. In all den Monaten unserer Heilmittellieferungen habe ich das noch nie getan.

»Die Landung war nicht richtig berechnet«, sage ich ins Mikrophon. So etwas kommt vor. Es wird als Flugfehler

in meiner Akte registriert werden. Aber ich muss den Hügel noch einmal aus nächster Nähe sehen.

Aus der entgegengesetzten Richtung nehme ich Kurs auf ihn und gehe tiefer, als ich sollte, damit ich gute Sicht habe.

»Alles in Ordnung?«, fragt einer der Kampfpiloten über Funk.

»Ja, ich bring sie gleich runter«, antworte ich.

Ich habe gesehen, was ich wollte. Der Hügel ist kahl, der Wald komplett niedergewalzt, verbrannt, hingemetzelt. Es ist, als seien auf dem Hügel niemals Bäume gewachsen. Teilweise sind Hänge abgerutscht, weil der Boden nicht mehr von Baumwurzeln gehalten wird.

Das kleine Stück grüner Seide aus Cassias Kleid hängt nicht mehr an einem Baum auf dem Gipfel, wo es von Wind, Regen und Sonne gebleicht wird. Die vergrabenen Gedichtschnipsel sind ausgegraben, neu vergraben und tiefer in die Erde geschoben worden.

Sie haben den Hügel zerstört.

Ich lande das Schiff. Hinter mir höre ich, wie Caleb den Laderaum öffnet und die Kisten herauszieht. Ich bleibe sitzen und starre vor mich hin.

Ich will wieder zurück auf den Hügel, zusammen mit Cassia. Ich wünsche es mir so sehr, dass ich befürchte umzukippen. So viele Monate, und wir

sind immer noch getrennt! Ich lege den Kopf in die Hände.

»Ky?«, fragt Indie. »Alles in Ordnung?« Sie legt mir ganz kurz die Hand auf die Schulter und geht dann ohne mich anzusehen hinunter, um Caleb zu helfen.

Ich bin ihr dankbar, für die Berührung und dafür, dass ich alleine sein kann, aber beides währt nicht lange.

»Ky?«, ruft Indie. »Komm mal runter, das musst du sehen!«

»Was ist denn?«, frage ich und steige in den Frachtraum. Indie zeigt auf eine Stelle an der Schiffswand, so nahe am Boden, dass sie bis eben von Kisten verborgen wurde. Irgendjemand hat Bilder in das Metall gekratzt. Sie

erinnern mich an die Abbildungen in den Höhlen der Canyons.

»Sie trinken den Himmel«, sagt Indie.

Sie hat recht. Auf dem Bild fällt kein Regen vom Himmel wie auf einem meiner Bilder, sondern Bruchstücke des Himmels scheinen herab zur Erde gestürzt zu sein, und menschliche Figuren heben sie auf und trinken Wasser aus ihnen.

»Davon werde ich durstig«, sagt Indie.

»Schau mal«, sage ich und deute auf eine Figur, die vom Himmel herunterschwebt. »Wer soll das sein, was meinst du?«

»Der Steuermann natürlich.«

»Sind die Bilder von dir?«, frage ich Caleb, der oben an der Treppe auf weitere Kisten wartet.

»Welche Bilder?«, fragt er.

»Diese hier.«

»Nein«, erwidert er. »Das muss einer der anderen Boten gewesen sein. Ich würde niemals das Eigentum der Erhebung beschädigen.«

Ich reiche ihm eine weitere Kiste hinauf.

Wir liefern unsere Fracht ab und kehren zum Schiff zurück. Unterwegs bleibt Indie zurück. Ich drehe mich um und sehe, wie sie mit Caleb redet. Er schüttelt den Kopf. Indie geht einen Schritt auf ihn zu. Sie hat das Kinn

hochgereckt, und ich kann mir genau vorstellen, wie ihre Augen blitzen.

Sie will ihn zu irgendetwas zwingen.

Wieder schüttelt Caleb den Kopf. Seine Haltung wirkt angespannt.

»Sag es mir!«, verlangt Indie. »Auf der Stelle! Wir müssen es wissen!«

»Nein«, erwidert er. »Du bist nicht mal die Pilotin auf diesem Flug. Lass mich in Ruhe!«

»Ky ist der Pilot«, entgegnet sie. »Er musste hierherfliegen, ausgerechnet in seine Heimatprovinz. Weißt du, wie schwer das für ihn sein muss? Was wäre, wenn du nach Keya fliegen müsstest, oder wo auch immer du herkommst? Er sollte wenigstens erfahren, was wir hier tun!«

»Wir bringen den Impfstoff«, antwortet Caleb verstockt.

»Aber nicht nur!«, beharrt Indie.

Caleb weicht ihr aus und geht weiter. Über die Schulter hinweg sagt er: »Wenn der Steuermann wollte, dass ihr es erfahrt, dann wüsstet ihr es.«

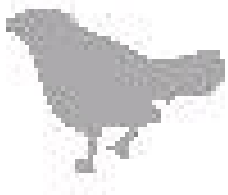
»Du bist doch bloß ein Bote, nicht mal ein Pilot«, höhnt Indie. »Für den Steuermann zählst du gar nicht.«

Caleb tritt einen Schritt zurück, das Gesicht hassverzerrt.

Denn Indie hat recht, und sie weiß, wie schmerzlich das für Caleb sein muss. Schließlich ist es der Traum eines jeden elternlosen, verwaisten Arbeiters der Erhebung, den Steuermann so stolz

auf sich zu machen, dass er in den Kreis seiner Vertrauten aufgenommen wird.

Indie wünscht sich das genauso sehr.



Als ich später auf einem Feld in der Nähe des Lagers sitze, gesellt sich Indie zu mir. Ich hoffe zwar, dass sie mich aufheitern will, indem sie über Belanglosigkeiten plaudert, aber das war noch nie ihre Stärke.

»Wir könnten es versuchen«, sagt sie. »Nach Central abzuhauen, meine ich. Wenn du willst.«

»Nein, kommt gar nicht in Frage«,

erwidere ich. »Die Kampfjets würden uns abschießen.«

»Du würdest es versuchen, wenn ich nicht wäre«, vermutet Indie.

»Stimmt. Du und Caleb.« Ich bin nicht mehr so egoistisch wie damals, als ich auf der Flucht in die Canyons die Lockvögel auf der Ebene zurückgelassen und nur Vick und Eli mitgenommen habe. Caleb gehört zu unserer Mannschaft. Ich als Pilot bin für ihn verantwortlich und darf auch sein Leben nicht aufs Spiel setzen. Cassia würde nicht wollen, dass andere sterben müssen, nur damit ich zu ihr gelange.

Wenn der Steuermann die Wahrheit sagt, kann es sowieso nicht mehr lange dauern, bis wir uns wiedersehen. Die

Seuche ist unter Kontrolle. Bald wird alles wieder gut, und Cassia und ich können zusammen sein. Ich möchte gerne an den Steuermann glauben. Manchmal.

»Bist du damals während unserer Ausbildung im Lager eigentlich mal mit ihm geflogen?«, frage ich Indie.

»Ja«, antwortet Indie schlicht. »Daher wusste ich, dass er der Steuermann ist, schon bevor er sich zu erkennen gegeben hat. Er kann fliegen …« Sie unterbricht sich und sucht nach Worten. Dann hellt sich ihr Gesicht auf. »Es war wie auf dem Bild in unserem Luftschiff heute«, sagt sie. »Ich hatte das Gefühl, den Himmel zu trinken.«

»Du vertraust ihm also?«

Indie nickt.

»Und trotzdem würdest du das Risiko eingehen, mit mir nach Central durchzubrennen.«

»Ja«, sagt Indie, »wenn du es wolltest.« Sie schaut mich an, als versuche sie, in mich hineinzublicken. Ich wünschte, sie würde lächeln, ihr wunderschönes, breites, unschuldiges, durchtriebenes Lächeln.

»Woran denkst du?«, fragt sie mich.

»Ich wünschte, du würdest lächeln«, antworte ich.

Da tut sie es – plötzlich, freudig –, und ich lächle zurück.

Das Gras raschelt im Wind. Indie lehnt sich weiter zu mir herüber, mit

strahlender, hoffnungsvoller, verletzlicher Miene. Es ist, als risse sie ein neues Loch in mein Herz.

»Warum können wir nicht einfach zusammen losfliegen?«, flüstert sie mir zu. »Du und ich?« Ich kann sie über das Rauschen des Windes hinweg kaum verstehen, aber der Klang ihrer Frage ist mir vertraut. Sie hat mich schon einmal etwas Ähnliches gefragt.

»Wegen Cassia«, antworte ich. »Weil ich Cassia liebe. Das weißt du doch.« Meine Stimme klingt fest.

»Ja, ich weiß«, erwidert sie ohne erkennbare Reue über ihren Verführungsversuch.

Wenn Indie etwas unbedingt will, ist sie zu allem bereit.

Genau wie Cassia.

Indie atmet tief ein und rutscht ein Stück.

Näher zu mir.

Sie greift mit beiden Händen in mein Haar und presst ihre Lippen auf meine.

Ganz anders als Cassia.

Atemlos ziehe ich mich zurück. »Indie«, bringe ich hervor.

»Ich musste es tun«, sagt sie. »Und es tut mir nicht leid.«

Kapitel 17

Cassia

Jemand betritt das Versteck der Archivisten; ich höre leichte Schritte auf der Treppe. Da ich zusammen mit den anderen im Gemeinschaftsbereich warte, leuchte ich ebenso wie die meisten anderen mit meiner Taschenlampe in

Richtung Eingang. Die Gestalt hält inne und bleibt abwartend stehen.

Als ich erkenne, wer es ist – eine Händlerin, der ich hier unten schon einmal begegnet bin –, senke ich meine Lampe. Viele andere dagegen tun es nicht. Sie ist gefangen wie eine Motte. Die Archivistin neben mir gibt mir zu verstehen, ich solle sie ebenfalls wieder anleuchten, und ich gehorche, blinzelnd, obwohl der Lichtschein nicht mich, sondern die junge Frau in der Türöffnung blendet.

»Samara Rourke!«, sagt die Chefarchivistin. »Du hast hier nichts zu suchen!«

Die junge Frau lacht nervös. Sie trägt einen unförmigen Rucksack, den sie von

der Schulter heruntergleiten lässt.

»Bleib, wo du bist!«, befiehlt die Chefarchivistin. »Wir begleiten dich hinaus.«

»Ich habe das Recht, hier zu handeln!«, wehrt sich Samara. »Sie haben mich doch selbst hierhergeführt!«

»Du bist aber nicht länger willkommen«, entgegnet die Chefarchivistin. Sie tritt aus dem Schatten heraus, schaltet ihre Taschenlampe ein und richtet sie ebenfalls genau auf die Augen der jungen Frau. Dies ist der Ort der Archivisten, sie bestimmen, wer im Schatten bleibt und wer ins helle Licht treten muss.

»Warum denn?«, fragt Samara, jetzt

doch ein wenig unsicher.

»Das weißt du ganz genau!«, antwortet die Archivistin. »Willst du, dass alle anderen es auch erfahren?«

Die Frau fährt sich mit der Zunge über die Lippen und sagt: »Sie sollten sich mal ansehen, was ich gefunden habe. Es würde Sie ganz bestimmt interessieren …« Sie greift nach dem Rucksack an ihrer Seite.

»Samara hat betrogen«, donnert die Archivistin mit einer ebenso eindrucksvollen – der des Steuermannes gleichkommenden – Stimme. Ihre Worte hallen in dem großen Raum wider. Unbarmherzig bleiben die Lampen auf die junge Frau gerichtet, und als ich die Augen schließe, sehe ich immer noch

ihren nervösen, geblendeten Gesichtsausdruck vor mir. »Jemand hat Samara einen Gegenstand für ein Geschäft überlassen. Sie hat ihn hierhergebracht. Wir haben den Wert geschätzt, ihn akzeptiert und ihr als Gegenwert einen anderen Gegenstand sowie einen kleineren als Händlerprovision gegeben. Samara hat jedoch beides behalten.«

Unehrliche Händler gibt es überall, sogar eine ganze Menge. Aber normalerweise wagen sie es nicht, mit den Archivisten zusammenzuarbeiten.

»Sie haben doch keinen Schaden erlitten«, erwidert Samara der Archivistin. »Sie haben Ihre Bezahlung

erhalten.« Ihr Versuch, sich zu wehren, erfüllt mich mit aufrichtigem Mitleid. Warum hat sie das getan? Sie hätte doch wissen müssen, dass sie nicht ungestraft davonkommen würde. »Nur die Person, die ich bestohlen habe, hat das Recht, mich zu bestrafen.«

»Im Gegenteil«, sagt die Archivistin und tritt einen Schritt nach vorn. »Mit deinem Diebstahl schädigst du unseren Ruf!«

Drei Archivisten lassen ihre Taschenlampen fallen und gehen auf die Frau zu.

Mein Herz klopft, und ich ziehe mich etwas weiter ins Dunkel zurück. Zwar komme ich oft hier hinunter, aber ich bin keine Archivistin. Meine Privilegien –

die die der meisten Händler übersteigen – können mir jederzeit entzogen werden.

Ich höre das Schnippen einer Schere, und die Archivistin tritt zurück, Samaras rotes Armband in der Hand, das sie als offizielle Händlerin gekennzeichnet hat. Samara ist kreidebleich, aber offenbar unverletzt. Im hellen Lichtschein, in dem sie noch immer steht, sehe ich ihren hochgeschobenen Ärmel und das nackte Handgelenk, um das eben noch das rote Armband gebunden war.

»Die Kunden müssen sicher sein können«, sagt die Archivistin, an das gesamte Publikum gewandt, »dass sie uns vertrauen können. Was geschehen ist, hat uns alle in Misskredit gebracht.

Jetzt müssen wir den Preis für das Geschäft zahlen.« Die übrigen Archivisten haben jetzt die Taschenlampen gesenkt, und man hört nur noch die Stimme der Chefin. Ihr Gesicht liegt im Dunkeln. »Und für andere bezahlen zu müssen, mögen wir gar nicht.« In verändertem Tonfall, als sei die Sache damit erledigt, wendet sie sich an uns alle: »Sie können jetzt wieder an die Arbeit gehen.«

Reglos bleibe ich stehen. Wer sagt, dass ich nicht wie Samara handeln würde, wenn mir etwas in die Hände fiele, das ein anderer dringend braucht? Ich glaube nämlich, dass das dahintersteckt. Vermutlich hätte Samara nicht aus Eigennutz so viel aufs Spiel

gesetzt.

Ich spüre eine Hand am Ellbogen und drehe mich um.

Es ist die Chefarchivistin persönlich. »Kommen Sie mit«, sagt sie. »Ich möchte Ihnen etwas zeigen.«

Die Chefarchivistin führt mich durch Reihen von Regalen und einen langen dunklen Flur entlang. Mit festem Griff hält sie mich am Arm. Wir befinden uns jetzt in einem weiteren, weitläufigen Raum, der mit Metallregalen bestückt ist, aber diese sind alle gefüllt. Sie enthalten alles, was man sich nur wünschen könnte, jedes verlorene Stück der Vergangenheit, jedes Fragment einer

möglichen Zukunft.

Einige Archivisten wandern durch die Regalreihen, andere stehen Wache. Dieser Raum ist anders beleuchtet als die übrigen, von diversen schwach glühenden Deckenlampen. Ich erhasche einen Blick auf Kisten, Schachteln und – teils unförmige – Behälter. Man bräuchte einen Lageplan, um sich hier zurechtzufinden!

Schon bevor sie es mir verrät, weiß ich, wo wir uns befinden, obwohl ich noch nie hier gewesen bin: in den Archiven. Es ist in etwa so, als würde man dem Steuermann zum ersten Mal begegnen: Ich wusste schon immer von der Existenz dieses Ortes, aber ihn mit eigenen Augen zu sehen, löst

widersprüchliche Reaktionen in mir aus. Ich könnte singen, weinen, weglaufen, ich weiß nicht, was.

»Die Archive sind mit Schätzen gefüllt«, sagt die Archivistin, »und ich kenne jeden einzelnen von ihnen.«

Ihr Haar leuchtet golden im Lichtschein, als sei sie selbst einer jener Schätze, die sie bewacht. Dann dreht sie sich zu mir um und sieht mich an.

»Nicht viele sind bisher hier gewesen.«

Warum ich?, wundere ich mich.

»Viele Geschichten sind durch meine Hände gewandert«, fährt die Archivistin fort. »Eine meiner liebsten handelt von einem Mädchen, das Stroh zu Gold

spinnen soll. Ein unmöglicher Auftrag, aber sie hat ihn mehrmals erfüllt. Dem gleicht auch meine Aufgabe.«

Die Archivistin biegt in einen Gang ein und nimmt eine Schachtel aus dem Regal. Sie öffnet sie, und ich sehe, dass sie mit Reihen von in Papier eingewickelten Tafeln gefüllt ist. Eine davon nimmt sie heraus, hält sie hoch und sagt: »Wenn ich könnte, würde ich den ganzen Tag hier verbringen. Hier habe ich damals angefangen. Ich habe die Artefakte sortiert und katalogisiert.« Sie schließt die Augen, atmet tief ein, und ich folge ihrem Beispiel.

Der Duft, der aus dem Karton aufsteigt, ist vertraut, eine ferne Erinnerung, die ich zunächst nicht

einordnen kann. Mein Herz schlägt ein wenig schneller, und ich merke, wie ein altes Gefühl von Groll in mir aufsteigt, unerwartet und fehl am Platze. Dann fällt es mir wieder ein.

»Das ist Schokolade!«

»Richtig«, sagt die Archivistin. »Wann haben Sie zum letzten Mal welche gegessen?«

»Auf meinem Paarungsbankett«, antworte ich.

»Natürlich«, sagt sie, schließt den Karton, greift nach dem nächsten und öffnet ihn. Ich sehe Silber blinken und glaube im ersten Moment, es seien Silberetuis von Paarungsbällen, doch stattdessen erkenne ich Gabeln, Messer

und Löffel. In einem anderen Karton wird Porzellangeschirr aufbewahrt, schneeweiß und zerbrechlich wie Eis. Dann biegen wir in einen anderen Gang ein, und die Archivistin zeigt mir Ringe mit roten, grünen, blauen und weißen Steinen. In einer anderen Reihe nimmt sie Bücher aus den Regalen, die so reich und schön bebildert sind, dass ich die Hände verschränken muss, um sie nicht schnell zu berühren.

Hier verbirgt sich ein so großer Reichtum! Obwohl ich meinen Besitz nicht gegen Silberbesteck oder Schokolade eintauschen würde, kann ich doch verstehen, warum andere es tun.

»Vor der Entstehung der Gesellschaft«, beginnt die

Chefarchivistin, »benutzten die Menschen Geld. Es gab Münzen – manche davon aus Gold – und Scheine aus festem Papier. Im Tausch gegen dieses Geld konnte man andere Dinge bekommen.«

»Wie denn?«, frage ich.

»Angenommen, ich hätte Hunger«, sagt die Chefarchivistin. »Dann könnte ich für, sagen wir, fünf solcher Scheine von einem anderen etwas zu essen bekommen.«

»Und was würde derjenige mit den Scheinen anfangen?«

»Sie benutzen, um wieder etwas anderes dafür zu bekommen«, erklärt sie.

»Stand etwas auf ihnen geschrieben?«

»Nein«, erwidert sie. »Jedenfalls nichts, was mit Ihren Gedichten vergleichbar wäre.«

Ich schüttele den Kopf. »Und was sollte das?« Die Art, wie die Archivisten Geschäfte abwickeln, erscheint mir wesentlich plausibler.

»Sie haben einander vertraut«, sagt die Archivistin. »Bis sie es eines Tages nicht mehr taten und das System zusammenbrach.«

Sie hält inne. Ich weiß nicht, welche Reaktion sie von mir erwartet.

»Was ich Ihnen zeigen will«, fährt die Chefarchivistin fort, »sind die Dinge, denen die meisten Menschen einen Wert

beimessen. Gewöhnliche Dinge. Wir haben aber auch Kisten und Kästen voller ganz besonderer Gegenstände für exzentrischere Geschmäcker. Wir führen dieses Archiv schon seit langer Zeit.« Sie geleitet mich den Weg zurück, den wir gekommen sind, bis zu dem Regal mit dem Schmuck. Dort bleibt sie kurz stehen, zieht eine Schachtel heraus und nimmt sie ungeöffnet mit. »Jeder misst etwas anderem besondere Bedeutung bei und ist bereit, dafür etwas herzugeben – etwas, das wiederum für einen anderen besondere Bedeutung hat«, sagt sie. »Mit am interessantesten ist, Wissen zu haben und es handeln zu wollen. Wenn die Leute also etwas in Erfahrung bringen, aber nicht besitzen wollen. Natürlich

sind auch die Wissbegierden der Menschen höchst unterschiedlich und interessant.« Sie bleibt am Ende eines der Regale stehen. »Was möchten Sie gerne wissen, Cassia Reyes?«

Ich möchte wissen, ob es meiner Familie, Ky und Xander gutgeht. Oder was Großvater mit dem Tag im roten Garten *gemeint hat. Welche Erinnerungen ich verloren habe.*

Das alles kann sie mir nicht sagen.

Stille tritt ein in dieser gut sortierten Schatzkammer.

Das Licht ihrer Taschenlampe wird von den Regalen zurückgeworfen, und es funkelt und glitzert mal hier, mal da. Wenn ich zwischendurch einen Blick auf

das Gesicht der Archivistin erhasche, wirkt sie nachdenklich. »Wissen Sie, was augenblicklich sehr wertvoll ist?«, fragt sie mich. »Diese Röhrchen der Gesellschaft, die geheimen. Haben Sie von ihnen gehört? Die mit den Gewebeproben, die vor dem Letzten Bankett entnommen wurden?«

»Ja, ich habe von ihnen gehört«, bestätige ich. Und nicht nur das: Ich habe sie sogar gesehen. Reihenweise gelagert in einer Höhle mitten in den Canyons. Hunter hat eines zerbrochen. Eli und ich haben einige davon gestohlen.

»Da sind Sie nicht die Einzige«, fährt die Chefarchivistin fort. »Manche würden alles dafür tun, einer solchen Gewebeprobe habhaft zu werden!«

»Die Röhrchen sind völlig wertlos«, entgegne ich. »Sie ersetzen keine echten Menschen.« Ich zitiere Ky und hoffe, die Archivistin hört meiner Stimme nicht an, dass ich lüge. Denn ich habe Großvaters Röhrchen aus der Höhle gestohlen und Ky gebeten, es zu verstecken, weil ich mich nicht von der Idee verabschieden konnte, dass die Proben doch einmal wichtig werden könnten.

»Möglich«, sagt die Archivistin. »Aber nicht alle sind Ihrer Meinung. Sie wollen ihre eigenen Gewebeproben und die ihrer Verwandten und Freunde haben. Besonders, wenn sie einen Angehörigen durch die Seuche verloren haben.«

Wenn sie einen Angehörigen durch die Seuche verloren haben. »Sind wirklich Menschen daran gestorben?«, frage ich, doch im selben Moment weiß ich, dass es durchaus sein kann. Ich habe in den Canyons gelernt, wie vergänglich der Mensch ist.

Als könne sie meine Gedanken lesen, fragt die Archivistin: »Sie haben die Röhrchen gesehen, oder? Als Sie auf der Flucht vor der Gesellschaft waren?«

Beinahe hätte ich gelacht, ohne eigentlich zu wissen, warum. *Ja, ich habe die Höhle gesehen, nach der Sie mich fragen, das Lager mit den endlosen Reihen der Reagenzgläser tief unter der Erde. Ich habe auch eine*

Höhle voller Bücher und Dokumente gesehen und goldene Äpfel an dunklen Bäumen, die an einem Ort mit viel Wind und wenig Regen wuchsen. Ich habe meinen in einen Baum geritzten Namen und auf Felswände gemalte Bilder gesehen.

In den Canyons habe ich auch Leichen unter freiem Himmel gesehen und einen Mann, der seine Tochter mit Totengesang bestattet hat, nachdem er ihre und seine Arme mit blauen Linien bedeckte. Ich habe Leben an diesem Ort gespürt und den Tod gesehen.

Die Archivistin fragt: »Sie haben nicht zufällig eines dieser Röhrchen als Tauschobjekt mitgebracht?«

Wie viel weiß sie? »Nein«, behaupte

ich.

»Zu schade«, sagt sie.

»Was würde ich dafür bekommen?«

»Unterschiedlich«, antwortet die Archivistin. »Wir können natürlich nichts garantieren. Dass Tote wieder zum Leben erweckt werden können, versprechen wir nicht.«

»Die Leute gehen aber davon aus«, erwidere ich.

»Sie bräuchten nur einige wenige Röhrchen, um reisen zu können, wohin Sie wollten«, sagt die Archivistin. »Nach Keya zum Beispiel.« Sie wartet ab, ob ich anbeiße. Sie weiß, wo meine Familie ist. »Oder nach Hause, nach Oria.«

»Oder«, erwidere ich mit den Gedanken an Camas, »an einen ganz anderen Ort?«

Wir sehen uns abwartend an.

Zu meiner Überraschung ergreift sie als Erste das Wort, und dadurch erkenne ich, wie wichtig diese Proben für sie sind.

»Wenn Sie an eine Reise nach Anderland denken«, sagt sie ganz leise, »so ist das inzwischen unmöglich.«

Anderland? Davon habe ich noch nie gehört, nur von Ländern, die auf einer Karte damals in Oria als das Gebiet des Feindes bezeichnet wurden. So, wie die Archivistin von »Anderland« gesprochen hat, muss sie jedoch einen

ganz eigenen, fernen Ort meinen. Wo liegt er? Sogar Ky, der in den Äußeren Provinzen groß geworden ist, hat nie einen Ort namens »Anderland« erwähnt. Ich gerate schon in die Versuchung, *ja* zu sagen, um mehr über dieses Land zu erfahren, das so weit weg liegt, dass es auf keiner Landkarte erscheint, die ich je gesehen habe, einschließlich der der Dorfbewohner aus den Canyons.

»Nein«, sage ich. »Ich habe keine Röhrchen.«

Einen Moment lang schweigen wir beide. Dann ergreift die Archivistin wieder das Wort. »Mir ist aufgefallen, dass Sie sich in letzter Zeit auf etwas anderes konzentrieren als auf den Handel«, bemerkt sie. »Ich habe mir die

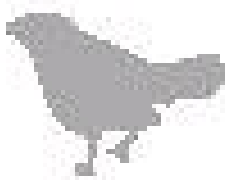
Galerie angesehen. Eine großartige Sache.«

»Danke«, sage ich. »Jeder hat irgendetwas, das sich mit anderen zu teilen lohnt.«

Die Archivistin sieht mich mitleidig, aber auch erstaunt an. Sie erwidert: »O nein. Alles in der Galerie hat es so oder besser schon einmal gegeben. Trotzdem ist sie auf ihre Weise ein bemerkenswertes Phänomen.«

Sie ist nicht wie der Steuermann, das habe ich jetzt erkannt. Sie erinnert mich eher an meine Funktionärin früher in Oria. Beiden ist die Überzeugung gemeinsam, dass sie stets dazulernen und sich weiterentwickeln, obwohl sie diese

Fähigkeit schon vor langer Zeit verloren haben.



Ich bin erleichtert, als ich die Archive verlassen und zur Galerie gehen kann, die lebendig und oberirdisch ist. Als ich mich nähere, horche ich auf.

Da singt doch jemand!

Ich kenne das Lied nicht, es gehört nicht zu den Hundert Liedern. Den Text kann ich nicht verstehen, weil ich noch zu weit entfernt bin, aber dafür höre ich die Melodie. Eine Frauenstimme steigt und fällt, schmerzt und heilt, und beim

Refrain fällt eine Männerstimme ein.

Ob die Frau vorher wusste, dass er mitsingen würde? Hatten sie das geplant? Oder war sie überrascht darüber, dass sie plötzlich nicht mehr mit ihrem Lied allein war?

Als sie enden, herrscht zunächst Stille. Dann stößt jemand ganz vorne einen Jubelschrei aus, und wir alle stimmen ein. Ich dränge mich durch die Menge, um das Gesangsduo aus der Nähe zu betrachten.

»Noch eines?«, fragt die Frau, und einstimmig ertönt ein lautes: »Ja!«

Diesmal singt sie ein ganz anderes, kurzes und einfaches Lied. Die Melodie ist abwechslungsreich, aber einprägsam:

Ich, ein Stein, muss liegen,
Auf steiler Bergeshöh.

Du, mein Schatz, musst fliegen,
Durch Winter, Frost und Schnee.

Wir dürfen nicht ermüden,
Ertragen Ach und Weh.

Ob das ein Lied aus den Äußeren Provinzen ist? Es erinnert mich an die Geschichte von Sisyphus, und Ky hat erzählt, dass die alten Lieder in seiner Heimat länger lebendig geblieben sind. Die Menschen, die sie gesungen haben, sind jedoch inzwischen alle fort, und deswegen müsste das Lied eigentlich eine traurige Stimmung

heraufbeschwören. Durch die Melodie klingt es jedoch fröhlich.

Ich ertappe mich dabei, wie ich mitsumme, und ehe ich mich versehe, stimme ich in das Lied ein, ebenso wie die Menge um mich. Wir wiederholen das Stück, bis Text und Melodie bei allen sitzen. Als mir auffällt, dass ich mich zur Musik bewege, ist mir das zunächst ein wenig peinlich, aber bald schon denke ich nicht mehr darüber nach. Ich wünschte nur, Ky wäre hier und könnte mich in aller Öffentlichkeit singen und tanzen sehen.

Lieber noch wäre mir vielleicht sogar Xander. Ky kann ja schon singen. Xander auch?

Wir stampfen mit den Füßen auf den

Boden und riechen die toten Fische nicht mehr, die bis vor kurzem ans Seeufer schwappten, weil sie inzwischen verwest sind, zerfallen bis auf die Gräten. Ihr Geruch ist in unserer Lebendigkeit aufgegangen, unserem Fleisch, dem Salz unserer Tränen und unseres Schweißes, dem würzigen Duft des grünen Grases und der Pflanzen, die wir zertreten. Wir atmen dieselbe Luft, singen dasselbe Lied.

Kapitel 18

Xander

Im Laufe der Nacht werden dreiundfünfzig neue Patienten eingeliefert, nicht alle, aber einige mit dem Ausschlag und den Blutungen. Der Chefarzt schickt sie alle auf unsere Station in Quarantäne und ernennt mich

zum verantwortlichen Arzt für die am mutierten Virus erkrankten Patienten. Ich werde ihre Pflege vor Ort überwachen, er über Terminal.

»Der drückt sich vor der Infektionsgefahr«, flüstert mir eine der Krankenschwestern zu.

»Schon gut«, beschwichtige ich sie. »Ich übernehme gerne die Verantwortung. Aber das heißt nicht, dass Sie sich der Gefahr aussetzen müssen. Ich kann veranlassen, dass Sie auf einer anderen Station eingesetzt werden.«

Sie schüttelt den Kopf. »Nein, ich schaffe das schon.« Lächelnd fährt sie fort: »Wenigstens haben Sie ja erreicht, dass der Hof in den Quarantänebereich

einbezogen wurde. Dadurch ist die Isolation halb so schlimm.«

»Und wir haben noch die Cafeteria«, ergänze ich, und sie lacht. Keiner von uns verbringt dort noch viel Zeit; wir nehmen nur rasch unsere Mahlzeiten in Empfang.

Nachdem alle Patienten in ihren Betten liegen, untersucht sie der Virologe noch einmal. Auch er ist fasziniert. »Die Blutungen treten auf, weil das Virus die Blutplättchen, die für die Blutgerinnung verantwortlich sind, zerstört«, erklärt er. »Was bedeutet, dass die Milz bei den betroffenen Patienten vergrößert sein müsste.«

Eine Ärztin neben uns, die gerade

noch einmal den ersten Patienten gründlich untersucht hat, nickt und sagt: »Seine Milz ist tatsächlich vergrößert. Sie wölbt sich bis unter den Rippenbogen.«

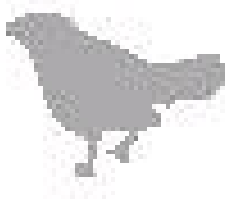
»Außerdem schaffen es die Patienten nicht mehr, das Sekret aus den Lungen und den oberen Atemwegen abzuhusten«, fügt ein Medic hinzu. »Wir werden mit Lungenentzündungen und anderen Sekundärinfektionen konfrontiert werden, wenn wir nicht bald eine Besserung herbeiführen können.«

Ein paar Betten weiter ruft plötzlich ein Medic: »Eine Ruptur! Ich glaube, der Patient hat innere Blutungen!«

Ich alarmiere über mein Miniterminal einen Chirurgen. Wir umringen den

aschfahl gewordenen Patienten. Die Messgeräte schlagen Alarm, weil sein Blutdruck abfällt und der Puls sich beschleunigt. Ärzte und Chirurgen rufen sich gegenseitig Anweisungen zu.

Der Patient liegt still und reglos neben all den anderen.



Wir können ihn nicht retten. Er stirbt, bevor wir den Operationssaal erreichen. Ich hoffe, mit einem Blick auf die anderen Patienten, dass diese nicht allzu viel mitbekommen haben. In welchem Maße können sie überhaupt etwas

wahrnehmen? Tief bedrückt greife ich nach meinem Miniterminal, das penetrante Töne aussendet, weil mich der Chefarzt zu erreichen versucht. Er hat das Geschehnis vom Hauptterminal aus verfolgt.

Sende dringende Patientendaten, bitte sofort ansehen.

Er will, dass ich mir jetzt Patientendaten ansehe? Nachdem soeben ein Patient verstorben ist? Das ganze Team ist fassungslos. Unsere Aufgabe als Mediziner im Auftrag der Erhebung ist es, Menschenleben zu retten. Normalerweise sterben sie uns nicht unter den Händen weg.

Ich trete beiseite, um die Daten zu überprüfen. Zunächst verstehe ich nicht,

was daran so dringend sein soll. Es geht um die zuletzt eingelieferten Kranken, und die Informationen scheinen nur grundlegende Fakten zu enthalten. Was soll ich daraus entnehmen?

Dann fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Die Informationen stammen alle aus dem Zeitraum nach der kürzlichen Impfung. *Die Patienten sind geimpft, durch das mutierte Virus aber trotzdem erkrankt. Das bedeutet, dass ein großer Teil der Bevölkerung gefährdet ist!*

»Ich muss Ihre Station vollständig unter Quarantäne stellen«, verkündet der Chefarzt über Miniterminal.

»Verstehe«, sage ich. Eine andere

Lösung gibt es nicht. »Die Station wird isoliert«, erkläre ich den Mitarbeitern.

Sie nicken erschöpft. Auch sie sehen die Notwendigkeit. Wir haben den Ernstfall tausendmal geprobt. Auf uns ruht die Verantwortung, Leben zu retten.

Hinter mir höre ich eilige Schritte. Ich wirbele herum.

Der Virologe rennt zur Ausgangstür. Ist sie bereits verschlossen? Oder trägt er das mutierte Virus hinaus und gefährdet eine ganze Reihe weiterer Menschen?

Ich sprinte so schnell ich kann an den Bettenreihen entlang. Der Virologe ist älter als ich. Ich hole ihn mit Leichtigkeit ein und reiße ihn zu Boden. »Hiergeblieben!«, herrsche ich ihn mit

offener Verachtung an. »Sie bleiben hier und helfen uns dabei, die Krankheit zu besiegen! Das ist Ihre Pflicht!«

»Hören Sie mir zu!«, keucht er und versucht sich aufzusetzen. Ich lasse ihn gewähren, halte ihn aber am Arm fest. »Möglicherweise sind wir alle anfällig für diese Mutation. Unsere Immunisierung könnte wirkungslos sein!«

»Eben deshalb dürfen Sie niemanden der Gefahr einer Ansteckung aussetzen«, entgegne ich. »Das wissen Sie doch besser als alle anderen.« Ich zerre ihn an seiner Uniform auf die Beine und bugsiere ihn in eine der Abstellkammern unserer Station. Es widerstrebt mir, ihn

einzusperren, aber mir fällt keine andere Lösung ein.

»Moment!«, japst der Virologe. »Es könnte sein, dass diejenigen immun sind, die das kleine rote Mal auf dem Rücken haben!« Ist er verrückt oder genial?

Ich weiß genau, was er meint. »Diejenigen, die an der ursprünglichen Form des Virus erkrankt sind«, sage ich. Wir hatten von Anfang an den Auftrag, die Bevölkerung auf kleine rote Male zwischen den Schulterblättern zu untersuchen. Lei und ich haben darüber gesprochen.

»Genau!«, sagt der Virologe aufgeregt. »Ich vermute, dass sie an einer geringfügig mutierten Form des Virus erkrankt sind, die der neuen

Mutation ausreichend ähnelt, um sie davor zu schützen. Der Impfstoff dagegen, wie Sie und ich ihn erhalten haben, hat nur Fragmente des ursprünglichen Virus in abgetöteter Form enthalten. Diese sind vermutlich der neuen, mutierten Variation nicht ähnlich genug, um uns dagegen zu immunisieren.«

Ich lasse ihn nicht los, nicke aber, zum Zeichen, dass ich ihn verstanden habe.

»Die erste Welle der Seuche hat uns nicht erfasst«, fährt er fort. »Aber wir waren dem Virus ausgesetzt. Unser Immunsystem hat uns vor den schlimmsten Symptomen geschützt, aber wir hätten diese frühere Form der

Krankheit bekommen können. Darauf basiert das Prinzip einer Impfung: Sie lehrt den Körper, auf ein Virus zu reagieren, damit er es erkennt, wenn es erneut eindringt. Krankheitssymptome können trotzdem auftreten, aber nicht so heftig.«

»Ich weiß«, antworte ich, denn so viel habe ich inzwischen begriffen.

»Jetzt hören Sie mir doch bitte mal zu!«, drängt der Virologe. »Falls das so ist, falls wir wirklich an der ersten Form der Seuche erkrankt sind, die umging, als der Steuermann zum ersten Mal gesprochen hat, haben wir das rote Mal und sind geschützt. Wir sind nicht versunken, waren aber durchaus infiziert. Unser Immunsystem hat das

Virus besiegt. Falls wir aber nicht während dieses Zeitfensters infiziert wurden« – er zeigt mit ausgebreiteten Armen eine Zeitspanne an – »können wir am mutierten Virus erkranken. Und ich glaube nicht, dass wir ein Heilmittel dagegen haben.«

Zuerst denke ich, er redet wirres Zeug, doch dann ergibt sich ein Sinn aus seinen Worten. Er könnte tatsächlich recht haben.

Er befreit seinen Arm aus meinem Griff, knöpft sein schwarzes Hemd auf und zieht hinten den Kragen herunter. »Sehen Sie?«, sagt er. »Ich habe kein rotes Mal, oder?«

Stimmt.

»Nein«, bestätige ich. Am liebsten hätte ich auch mein Hemd heruntergezogen und nachgesehen, ob ich das Mal habe. Ich habe nie daran gedacht, mich selbst zu untersuchen. »Sie werden hier aber gebraucht. Sie dürfen nicht rausgehen und andere Leute gefährden. Sie waren der mutierten Virusform genauso ausgesetzt wie alle anderen hier.«

»Ich gehe hinaus in die Wälder. Die Menschen in den Grenzgebieten haben immer gewusst, wie man dort überlebt. Es gibt durchaus Rückzugsmöglichkeiten.«

»Wo denn?«

»In den Steindörfern zum Beispiel.«

Ich ziehe die Augenbrauen hoch. Ist er übergeschnappt? Von so etwas wie »Steindörfern« habe ich noch nie gehört. »Erhalten Sie dort denn Infusionen?«, frage ich. »Und alles andere, damit Sie am Leben bleiben, bis ein Heilmittel gefunden ist? Und ist es Ihnen egal, dass Sie die anderen dem mutierten Virus aussetzen?«

Er starrt mich mit vor Panik weit aufgerissenen Augen an und stammelt: »Aber Sie haben ihn doch selbst gesehen! Der Kranke ist gestorben! Ich kann hier nicht bleiben!«

»Haben Sie zum ersten Mal einen Menschen sterben sehen?«, frage ich.

»In der Gesellschaft ist niemand

einfach so gestorben«, entgegnet er.

»Quatsch«, erwidere ich. »Man hat das nur besser vertuscht.« Ich kann durchaus verstehen, dass der Virologe Angst hat – ich hatte selbst im ersten Moment den Impuls, einfach wegzulaufen.

Der Chefarzt lockert die Quarantäne, um uns weitere Patienten und zusätzliches Pflegepersonal zu schicken. Er hat die Auseinandersetzung mit dem Virologen via Miniterminal mitgehört und muss daher entscheiden, wie er das alles dem Steuermann melden will. Ich bin froh, nicht dafür verantwortlich zu sein, was öffentlich bekanntgegeben wird und was nicht.

Eine Bitte habe ich jedoch an meinen Vorgesetzten, nämlich dem neuen Personal vorher zu erklären, dass die neue Form der Virusinfektion möglicherweise bis auf weiteres unheilbar ist. »Wir können keine weiteren Fluchtversuche riskieren, daher müssen die Leute wissen, worauf sie sich einlassen.«

Kurz darauf eskortieren bewaffnete Wachen der Erhebung in Schutzanzügen das neue Personal zu unserer Station. Den Virologen führen sie ab. Keine Ahnung, ob sie ihn isolieren, aber er ist ein zu großes Risiko, solange bei ihm die Nerven blankliegen. Ich bin so mit seinem sicheren Abtransport beschäftigt,

dass ich erst nach einer Weile erkenne, dass Lei zu den neuen Mitarbeiterinnen gehört.

Sobald wie möglich treffe ich mich mit ihr draußen im Hof. »Du hättest nicht hierherkommen dürfen!«, sage ich leise. »Du setzt dich damit einem großen Risiko aus!«

»Ich weiß«, sagt sie. »Man hat es uns gesagt. Es könnte sein, dass das Heilmittel diesmal nicht wirkt.«

»Aber manche sind wahrscheinlich bereits immun«, erwiderte ich. »Weißt du noch, wie wir uns über das kleine rote Mal unterhalten haben, die nach einer Infektion mit der früheren Form des Virus zurückgeblieben ist?«

»Ja.«

»Der Virologe hatte da eine Theorie.«

»Erzähl!«

»Seiner Meinung nach haben diejenigen mit dem roten Mal bereits eine Infektion mit dem Virus überstanden, genau, wie wir angenommen haben, und sind dadurch gegen den neuen mutierten Virus geschützt.«

»Wie kann das denn sein?«, fragt Lei.

»Das Virus verändert sich«, erkläre ich. »Wie die Fische, von denen du mir erzählt hast. Es sieht inzwischen anders aus als früher.«

Sie sieht mich verständnislos an.

Ich versuche es noch einmal. »Diejenigen, die schon als Kinder

geimpft wurden, erhielten Teile des Virus in abgetöteter Form. Dann kam die erste Infektionswelle, und wir wurden nicht krank, weil unsere Körper das Virus abwehren konnten. Dennoch wurden wir mit dem Lebendvirus konfrontiert, was bedeutet, dass wir auch gegen die mutierte Form immun sind. Das abgetötete Virus war dem mutierten Virus nicht ähnlich genug, um unser Immunsystem darauf vorzubereiten, vermutlich aber das Lebendvirus, falls wir damit infiziert wurden.«

»Ich verstehe es immer noch nicht.«

Der nächste Versuch. »Nach dieser Theorie sind diejenigen mit dem roten Mal geschützt, weil sie zur richtigen Zeit

mit der richtigen Form des Virus konfrontiert wurden. Dadurch sind sie auch vor dem Mutanten sicher.«

»Wie Steine im Fluss«, sagt sie nachdenklich. »Man muss in der richtigen Reihenfolge darauftreten, um gefahrlos ans andere Ufer zu gelangen.«

»So ähnlich. Und denk an die Fische, die ihre äußere Gestalt verändern.«

»Ja, aber nur oberflächlich«, erwidert sie. »Sie passen sich zwar äußerlich ihrer Umgebung an, verwandeln sich aber nicht grundlegend.«

»Aha«, sage ich, obwohl ich jetzt verwirrt bin.

Sie sieht es mir an. »Ich nehme an, du musst sie mit eigenen Augen sehen.«

»Hast du das Mal?«, frage ich Lei.

»Ich weiß es nicht«, antwortet sie. »Und du?«

Ich schüttele den Kopf. »Ich weiß es auch nicht. Es ist eine schwer zugängliche Stelle.«

»Ich schaue für dich nach.« Bevor ich etwas erwidern kann, stellt sie sich hinter mich und zieht mein Hemd am Kragen herunter. Ich spüre ihren Atem in meinem Nacken.

»Wenn der Virologe recht hat, bist du immun«, verkündet sie, hörbar erleichtert. »Du hast es.«

»Bist du sicher?«

»Ja«, sagt sie. »Es ist genau hier.« Nachdem sie ihre Hand weggezogen hat,

spüre ich immer noch die Stelle, an der ihr Finger mich berührt hat.

Sie ahnt meine nächste Frage voraus.

»Nein«, sagt sie. »Schau nicht nach. Ich will davon nicht in meinem Handeln beeinflusst werden.«

Später, als wir den Hof verlassen, bleibt Lei stehen und sieht mich an. Ihre Augen haben eine außergewöhnliche Farbe: tiefschwarz. Sie sagt: »Ich habe es mir anders überlegt.«

Erst weiß ich nicht, was sie meint, aber dann wirft sie ihr langes Haar beiseite und sagt mit leicht zittriger Stimme: »Ich glaube, ich will es doch wissen.«

Das Mal. Sie möchte wissen, ob sie

es hat.

»Gut«, sage ich. Plötzlich bin ich ganz verlegen, obwohl ich schon so viele Patienten am ganzen Körper untersucht habe. Aber diese Leute sind mehr oder weniger anonym, und ich will ihnen einfach nur helfen.

Doch das hier ist ihr Körper.

Sie dreht mir den Rücken zu, knöpft den Kragen ihrer Uniform auf und wartet. Ich zögere zunächst. Meine Finger schweben über dem Stoffsaum. Dann fasse ich mir ein Herz und ziehe den Kragen hinunter, sorgfältig darauf bedacht, ihre Haut nicht zu berühren.

Sie hat kein Mal.

In einem Impuls berühre ich sie, lege

die flache Hand auf die Knochenwölbung in ihrem Nacken und fahre hinauf in ihr Haar. Ich kann es ihr nicht verheimlichen!

Ich atme tief ein und ziehe die Hand zurück. Dass ich immun bin, heißt noch lange nicht, dass ich das mutierte Virus nicht übertragen kann. »Tut mir leid …«, stammele ich.

»Schon gut«, sagt sie und nimmt ohne mich anzusehen meine Hand. Für einen Augenblick verschränken sich unsere Finger.

Dann lässt sie mich los, stößt die Tür auf und betritt das Gebäude, ohne sich umzublicken. Unwillkürlich schießt mir der Gedanke durch den Kopf: *So fühlt es sich also an, am Rande eines Abgrunds*

zu stehen.

Vierter Teil
Die Seuche

Kapitel 19

Ky

Die Innenstadt von Oria sieht aus, als hätte man ihr einige Zähne ausgeschlagen. Die Barrikade bildet keine einheitliche Umgrenzung mehr, sondern hat diverse Lücken. Der Erhebung müssen die Mauerteile

ausgegangen sein, denn sie hat die Zwischenräume mit Maschendrahtzaun geschlossen. Ich sehe ihn heiß in der Frühlingssonne glänzen, als wir darüber hinwegfliegen. In Richtung des Hügels blicke ich lieber nicht.

Wachen der Erhebung in schwarzen Uniformen winken zu uns herauf. Wir fliegen jetzt tiefer und können erkennen, wie Leute Teile aus dem Zaun heraustrennen und an Schwachstellen dagegendrücken. Schon bald wird die Barrikade fallen. Selbst von hier oben kann man die Unruhen erahnen.

»Die Situation ist derart eskaliert, dass wir nicht landen können«, meldet unser Befehlshaber. »Wir werfen die Vorräte aus der Luft ab.«

Ich muss zugeben, dass es Zeiten gegeben hat, in denen ich wünschte, den Bewohnern der Vororte Orias würde etwas zustoßen, zum Beispiel damals, als ich abgeführt wurde und mir niemand außer Cassia folgte. Oder als das Publikum im Kino lachte, wenn es Leute sterben sah, weil die Zuschauer gar nicht erfassten, was auf der Leinwand geschah. Ich wünschte meinen ehemaligen Mitbürgern zwar nicht den Tod, aber dass sie einmal erfuhren, was es bedeutet, Angst zu haben. Ich wollte, dass sie wussten, auf wessen Kosten sie ihr bequemes Leben führten. Doch dieser Anblick jetzt ist furchtbar. In den letzten Wochen hat die Erhebung sowohl

die Kontrolle über die Seuche als auch über die Bevölkerung verloren. Wir erfahren nicht, was genau geschehen ist, aber irgendetwas muss passiert sein. Sogar die Archivisten und die Händler sind wie vom Erdboden verschluckt. Ich habe keine Möglichkeit, Cassia eine Nachricht zukommen zu lassen.

Es fehlt nicht mehr viel, und ich kann dem Drang, einfach nach Central zu fliegen, nicht mehr widerstehen.

»Am sichersten ist der Platz vor der Stadthalle«, sagt der Kommandeur. »Dort werfen wir die Fracht ab.«

»Die ganze Fracht?«, frage ich. »Und was ist mit den Vororten?«

»Alles vor die Stadthalle«, erwidert er. »Das ist am sichersten.«

Ich bin anderer Meinung. Wir müssen die Vorräte verteilen, oder es wird ein Blutbad geben. Schon jetzt versuchen Leute, die Mauer zu durchdringen. Wenn sie uns die Kisten abwerfen sehen, werden sie noch aggressiver hineindrängen, und ich weiß nicht, wie lange die Erhebung ohne gewaltsames Eingreifen die Ordnung aufrechterhalten kann. Wird sie Kampfjets schicken müssen, wie sie es in Arcadia schon getan hat?

Indie und ich fliegen als Letzte in der Formation und ziehen Schleifen, während die anderen ihre Fracht abwerfen. Wir befinden uns jetzt außerhalb des Innenstadtbereichs,

draußen über den Vororten. Während wir über sie hinwegfliegen, kommen die Leute aus ihren Häusern und sehen zu uns herauf. Sie haben die Anweisungen der Erhebung befolgt, sich ruhig zu verhalten und in ihren Häusern zu bleiben, anstatt zur Barrikade zu strömen.

Das bedeutet, dass sie wahrscheinlich verhungern werden, während die Belagerer der Mauer um die Nahrungsmittel kämpfen, die wir gebracht haben.

Urplötzlich durchfährt mich eine heftige Traurigkeit und ein Gefühl der Verbundenheit mit den Bewohnern der Vororte. Sie haben die Anweisungen befolgt, wollten sich korrekt verhalten.

Was können sie dafür, wenn jetzt alles drunter und drüber geht?

Nichts.

Alles.

Ich habe eine Idee.

»Abwurf vorbereiten!«, befiehlt der Kommandeur. Noch nie zuvor haben wir Fracht aus der Luft verteilt, aber wir haben den Ernstfall geprobt. An der Unterseite des Flugzeugs befindet sich eine Klappe, durch die wir die Nahrungsmittelvorräte hinauswerfen können.

»Caleb!«, sage ich in das Funkgerät, das mit dem Frachtraum verbunden ist. »Bist du bereit?«

Keine Antwort.

»Caleb?«

»Bin bereit«, antwortet er mit schwacher Stimme.

Da ich diesmal der Pilot bin, habe ich das Kommando. »Schau doch mal nach, was mit ihm los ist«, bitte ich Indie, und sie geht sofort zum Frachtraum. Trotz der Schwankungen des Schiffs hält sie mühelos das Gleichgewicht. Ich höre, wie sie die Luke öffnet und in den Raum geht.

»Haben Sie ein Problem?«, fragt der Kommandeur.

»Nein, ich glaube nicht«, antworte ich.

»Caleb sieht nicht gut aus«, verkündet Indie einen Augenblick später, als sie

wieder aus dem Frachtraum kommt. »Ich glaube, er ist krank.«

»Nein, es geht mir gut«, protestiert Caleb, aber es klingt angestrengt. »Ich glaube, ich habe etwas Schlechtes gegessen.«

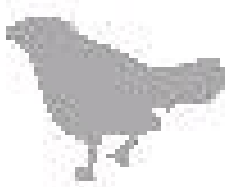
»Werfen Sie Ihre Fracht nicht ab«, befiehlt der Kommandeur. »Kehren Sie sofort zur Basis zurück.«

Indie sieht mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. *Soll das ein Witz sein?*

»Ich wiederhole«, sagt er, »werfen Sie Ihre Fracht nicht ab! Melden Sie sich sofort bei der Basis in Camas zurück.«

Ich sehe Indie an, und sie zuckt mit den Schultern. Ich wende das Luftschiff, und wir fliegen über die Menschen unten hinweg. Da ich wegen des

bevorstehenden Abwurfs tief hinuntergegangen bin, kann ich fast ihre offenen Münder sehen. Sie erinnern mich an Vogelküken, die auf Futter warten.



»Übernimm du«, sage ich zu Indie mit einer Geste auf das Control Panel. Dann gehe ich in den Frachtraum, um nach Caleb zu sehen.

Er ist nicht mehr angeschnallt, sondern steht hinten im Frachtraum, die Hände gegen die Schiffswand gestemmt, den Kopf gesenkt, jeden einzelnen Muskel schmerzhaft verkrampft. Als er

mich sieht, lese ich die Angst in seinen Augen.

»Caleb!«, sage ich. »Was ist denn los?«

»Nichts«, sagt er. »Mir geht's gut. Geh wieder zurück.«

»Du bist krank«, stelle ich fest. Aber was hat er? Gegen die Seuche sind wir immun.

Es sei denn, etwas ist schiefgelaufen.

»Caleb«, wiederhole ich. »Was hast du?«

Er schüttelt den Kopf, will es mir nicht sagen. Ein kleiner Ruck geht durch das Schiff, und er stolpert. »Du weißt genau, was los ist, aber du willst es mir nicht verraten«, sage ich ihm auf den Kopf zu. »So kann ich dir aber nicht

helfen.«

»Du kannst mir sowieso nicht helfen«, erwidert Caleb. »Und wenn ich krank bin, solltest du mir besser nicht zu nahe kommen.«

Er hat recht. Ich drehe mich um und gehe. Als ich mich setze, sieht mich Indie fragend an. »Verriegele den Frachtraum«, sage ich. »Und geh nicht noch mal rein.«

Wir sind schon fast wieder in Camas, bevor sich Caleb erneut meldet. Wir fliegen gerade über die weitläufigen, flachen Felder von Tana hinweg, und ich denke natürlich an Cassia und ihre Familie, als Calebs Stimme durch den

Lautsprecher ertönt.

Er sagt: »Ich hab's mir anders überlegt. Du kannst doch etwas für mich tun. Du könntest etwas aufschreiben.«

»Ich habe kein Papier«, erwidere ich. »Und ich sitze am Steuer.«

»Du kannst es auch später aufschreiben, es muss nicht gleich sein.«

»Gut«, stimme ich zu. »Aber erst sag mir, was los ist.«

Der Kommandeur schweigt. Hört er mit?

»Ich weiß es nicht«, sagt Caleb.

»Dann kann ich nichts für dich aufschreiben«, sage ich.

Schweigen.

»Eines möchte ich wissen«, sage ich zu Caleb. »Was war in den Kisten, die

du jedes Mal aufs Schiff gebracht hast, nachdem wir das Heilmittel ausgeliefert hatten?«

»Röhrchen«, antwortet Caleb überraschenderweise wie aus der Pistole geschossen. »Wir haben Röhrchen abtransportiert.«

»Welche Röhrchen?«, frage ich, obwohl ich die Antwort zu kennen glaube. Von der Größe her hätten sie genauso perfekt wie das Heilmittel in die Kisten gepasst. Ich hätte es mir eigentlich denken können.

»Die Röhrchen, die die Gewebeproben enthalten«, erklärt Caleb.

Ich hatte also recht. Aber aus

welchem Grund? »Warum?«, frage ich Caleb.

»Die Erhebung hat die Lager übernommen, in denen die Gesellschaft die Röhrchen untergebracht hat«, antwortet er, »aber einige Mitglieder der Erhebung wollten die Proben ihrer Angehörigen lieber selbst aufbewahren. Der Steuermann hat ihnen diesen Wunsch erfüllt.«

»Das ist ungerecht«, erwidere ich. »Die Erhebung ist für alle da, sie hätte allen die Proben zugänglich machen müssen.«

»Pilot Markham!«, ertönt die Stimme des Kommandeurs. »Sie urteilen gerade über Ihre Vorgesetzten, was dem Tatbestand der Insubordination

gleichkommt. Ich befehle Ihnen, dieses Thema zu beenden.«

Caleb sagt nichts.

»Glaubt die Erhebung, sie könne die Toten zum Leben erwecken?«, frage ich. Der Kommandeur mischt sich erneut ein, aber diesmal lassen Caleb und ich ihn nicht zu Wort kommen.

»Nein«, entgegnet Caleb. »Die Erhebung weiß, dass das unmöglich ist und dass auch die Gesellschaft nicht das Wissen besaß. Die Leute möchten einfach gern die Proben haben, als eine Art Versicherung.«

»Das verstehe ich nicht«, sage ich. »Jemand wie der Steuermann sollte doch oft genug dem Tod begegnet sein, um zu

wissen, dass die Proben wertlos sind. Warum sollte er Ressourcen für etwas so Sinnloses verschwenden?«

»Der Steuermann weiß, dass man aus den Proben keine neuen Menschen klonen kann«, sagt Caleb. »Aber das weiß eben nicht jeder. Das nutzt er zu seinem Vorteil aus.« Er seufzt. »Ich erzähle dir das, weil du an den Steuermann glauben musst«, fügt er hinzu. »Wenn du es nicht tust, werden wir alles verlieren.«

»Ich wusste nicht, dass ich so wichtig bin«, erwidere ich.

»Bist du auch nicht. Aber Indie und du, ihr seid die besten Piloten, und er wird jeden einzelnen brauchen, bevor das alles vorüber ist.«

»Bis was vorüber ist?«, frage ich. »Die Seuche? Die Rebellion? Du hast recht. Der Steuermann braucht jede Hilfe, die er bekommen kann. Bis jetzt hat er es nicht geschafft, irgendetwas unter Kontrolle zu bringen.«

»Du kennst ihn ja nicht mal!«, antwortet Caleb ärgerlich. Gut so! Jetzt klingt seine Stimme wieder etwas lebendiger.

»Stimmt«, bestätige ich. »Aber du kennst ihn, oder? Du hast ihn schon gekannt, bevor die Erhebung an die Macht kam.«

»Wir stammen beide aus Camas«, sagt Caleb. »Ich bin auf der Militärbasis aufgewachsen, wo er stationiert war. Er

gehörte zu den Piloten, die nach Anderland geflogen sind. Er hat mehr Leute hinaus zu den Steindörfern gebracht als irgendein anderer. Und er wurde nie erwischt. Er war der ideale Kandidat als Anführer der Erhebung, als ein neuer Steuermann gebraucht wurde.«

»Ich bin in den Äußeren Provinzen aufgewachsen, habe aber noch nie etwas von irgendwelchen Steindörfern oder diesem Anderland gehört«, erwidere ich.

»Es gibt sie aber wirklich«, beharrt Caleb. »Anderland liegt weit hinter dem Gebiet des Feindes, und die Steindörfer wurden von Anomalien entlang der Grenzen der Äußeren Provinzen errichtet, nachdem die Gesellschaft an

die Macht gekommen war. Sie gleichen Trittsteinen in einem Fluss. Daher ihr Name. Die Dörfer ziehen sich von Norden nach Süden und sind jeweils eine Tagesreise voneinander entfernt. Wenn man das letzte erreicht, muss man feindliches Gebiet durchqueren, um nach Anderland zu gelangen. Hast du wirklich noch nie von den Dörfern gehört?«

»Jedenfalls nicht unter diesem Namen.« Ich zermartere mir das Gehirn. Die Farmer in den Canyons lebten weit entfernt von irgendwelchen anderen Anomalien, aber sie besaßen eine Karte, auf der ein Dorf in den Bergen eingezeichnet war. Dieses könnte das südlichste der Steindörfer, das letzte,

gewesen sein. Möglich wäre es.

»Was hat der Steuermann denn getan?«, frage ich.

»Er hat Menschenleben gerettet«, antwortet Caleb. »Er und einige andere Piloten brachten Leute auf der Flucht vor der Gesellschaft über die Grenze bis in das letzte Dorf. Bürger der Gesellschaft mussten bezahlen, Aberrationen und Anomalien half er umsonst.«

»Von ihnen stammen die Reliefs in den Schiffen, oder?«, frage ich. »Von den Leuten, die im Frachtraum versteckt ausgeflogen wurden.«

»Es war dumm von ihnen!«, antwortet Caleb verärgert. »Sie hätten die Piloten damit in Schwierigkeiten bringen können.«

»Ich glaube, sie haben es ihnen zu Ehren getan«, erwidere ich mit dem Gedanken an das Bild des Steuermanns, der den Leuten Wasser bringt. »So habe ich es verstanden.«

»Trotzdem war es dumm«, wiederholt Caleb.

»Sind die Steindörfer denn noch bewohnt?«, frage ich.

»Ich weiß es nicht«, antwortet Caleb. »Es könnte sein, dass alle Bewohner inzwischen nach Anderland geflohen sind. Der Steuermann wollte sie dazu bewegen, sich der Erhebung anzuschließen, aber sie haben sich geweigert.«

Das erinnert mich an die Anomalien,

die in den Canyons gelebt haben. Auch sie wollten sich der Erhebung nicht anschließen. Unwillkürlich frage ich mich, was mit Annas Leuten geschehen ist, nachdem sie das Bergdorf erreicht hatten. Ob es genügend Gemeinsamkeiten zwischen den Gruppen gab, um miteinander auszukommen? Haben die Dorfbewohner in den Bergen den Leuten aus den Canyons geholfen? Oder haben sie sie vertrieben – oder gar Schlimmeres? Wie ist es Hunter und Eli ergangen?

»Andere Kinder sind mit Geschichten über den Steuermann aufgewachsen«, fährt Caleb fort. »Ich dagegen habe ihn fliegen sehen. Ich weiß, dass er der Richtige ist, um uns aus alldem

herauszuführen.«

Caleb hört sich jetzt furchtbar an. Der Schmerz ist stärker als er. Seine Stimme klingt erstickt. Ich weiß, was mit ihm geschieht.

Er versinkt.

Aber er hätte doch immun sein müssen! Ist die Seuche aggressiver geworden? Hat sie sich verändert? Kann die Impfung uns nicht mehr schützen?

»Ich möchte, dass du alles aufschreibst, was ich dir über den Steuermann erzählt habe«, bittet mich Caleb, »und dass ich an ihn geglaubt habe bis an mein Ende.«

»An dein Ende?«, frage ich.

Schweigen.

»Caleb?«

Nichts.

»Ist er versunken?«, fragt Indie. »Oder will er nicht mehr mit uns reden?«

»Ich weiß es nicht«, sage ich.

Sie steht auf, als wolle sie hinunter in den Frachtraum gehen. »Halt!«, rufe ich. »Indie, du darfst dich nicht bei ihm anstecken, was immer er hat!«

»Er hat dir ja nicht viel erzählt«, stellt Indie fest, als sie sich wieder hinsetzt. »Ich wette, jede Menge Leute wissen über die Röhrchen und den Steuermann Bescheid.«

»Wir aber nicht«, erinnere ich sie.

»Du glaubst Caleb, weil er Kerben in

seinen Stiefeln hat«, behauptet Indie, »aber das muss noch lange nicht heißen, dass er in einem der Lager war. Jeder könnte solche Kerben in seine Stiefel ritzen.«

»Ich glaube, er war da«, erwidere ich.

»Aber du weißt es nicht genau.«

»Nein.«

»Was er über den Steuermann gesagt hat, stimmt aber«, sagt Indie.

»Du glaubst Caleb also«, stelle ich fest. »Jedenfalls seine Geschichte über den Steuermann.«

»Ich glaube aus eigener Überzeugung an den Steuermann«, erwidert Indie. »Ich weiß, dass es ihn gibt.« Sie lehnt sich zu mir herüber, und ich glaube schon, sie will mich wieder küssen, wie

sie es vor ein paar Wochen getan hat. »Die Steindörfer gibt es auch«, flüstert sie, »und Anderland ebenfalls. Alles ist wahr.«

Ihre Stimme klingt genauso leidenschaftlich wie die von Caleb. Ich weiß, was sie bewegt. Indie liebt mich, aber sie ist stark. Als ich ihr sagte, dass ich nicht mit ihr zusammen flüchten würde, wandte sie sich etwas anderem zu, um darüber hinwegzukommen. Ich glaube an Cassia. Indie glaubt an die Erhebung und den Steuermann. Wir haben beide etwas gefunden, was uns aufrechthält.

»Alles hätte anders kommen können«, flüstere ich fast unhörbar. Wenn ich

Indies Kuss erwidert hätte. Wenn ich Cassia nicht getroffen hätte, bevor ich Indie kennenlernte.

»Aber das ist es nicht«, entgegnet Indie, und sie hat recht.

Kapitel 20

Cassia

Die Welt steht kopf.

Ich schaue aus dem Fenster meiner Wohnung und lege meine Hand an die Scheibe. Es ist dunkel draußen. Scharen von Menschen versammeln sich vor der Barrikade, wie sie es jetzt oft abends

tun, und schon bald wird die Erhebungspolizei in ihren schwarzen Uniformen kommen und die Menge zerstreuen. Wie Blütenblätter im Wind, wie Laub auf dem Wasser.

Die Erhebung hat uns nicht genau erklärt, was geschehen ist, aber in den letzten paar Wochen durfte keiner von uns die Wohnung verlassen. Wenn irgend möglich, erledigen wir unsere Aufgaben an einem Terminalarbeitsplatz zu Hause. Jede Kommunikation mit den anderen Provinzen ist abgerissen. Die Erhebung behauptet, das sei nur vorübergehend, und der Steuermann hat versprochen, bald sei das alles vorbei.

Es fängt an zu regnen.

Wie wäre es wohl gewesen, eine

Springflut in den Canyons von so hoch oben zu beobachten? Ich hätte gerne einmal am Rande einer Schlucht gestanden und das ferne Donnern gespürt. Ich hätte die Augen geschlossen, um das Wasser zu hören, und sie dann wieder geöffnet, um seine angerichteten Verwüstungen zu sehen – fortgespültes Geröll, umgerissene Bäume. Wie das Ende der Welt.

Vielleicht werde ich gerade Zeugin von etwas ganz Ähnlichem.

Ein Gong ertönt in meiner Küche. Das Abendessen ist eingetroffen, aber ich habe keinen Hunger. Ich weiß, was es zu essen gibt – die Notration. Wir erhalten inzwischen nur noch zwei Mahlzeiten

pro Tag. Irgendwann werden auch die letzten Rationen aufgebraucht sein. Wie soll es dann weitergehen?

Sobald wir uns krank und müde fühlen, müssen wir das über Terminal melden. Dann wird Hilfe geschickt. Doch angenommen, man versinkt im Schlaf? Dieser Gedanke lässt mich nachts nicht schlafen. Ich finde ohnehin kaum noch Ruhe.

Ich hole die Mahlzeit aus der Lieferklappe – kalt, farblos und geschmacksneutral. Die Vorräte der Gesellschaft, geliefert von der Erhebung.

Ich habe manches von den Archivisten erfahren, zum Beispiel, dass die Nahrungsmittel knapp werden und daher wertvoll sind. Deshalb habe ich sie dazu

benutzt, um mir den Weg aus dem Gefängnis meiner Wohnung freizukaufen. Ich bringe die Mahlzeit dem Erhebungswachmann am Eingang unseres Gebäudes. Er ist jung, hungrig und verständnisvoll.

»Passen Sie gut auf sich auf!«, mahnt er mich und hält mir die Tür auf, durch die ich hinaus in die Nacht schlüpfe.

Ich ertaste mir den Weg die Steinstufen hinunter, die Hände an die Mauern gedrückt. Ich rieche den vertrauten Pflanzengeruch und spüre das weiche Moos. Vom Regen ist der Untergrund rutschig, ich muss mich konzentrieren und den Strahl meiner Taschenlampe

ruhig halten.

Am Ende des Gangs angekommen, werde ich nicht wie üblich von Taschenlampen geblendet. Niemand schwenkt seinen Lichtstrahl in meine Richtung, als ich durch die Tür trete.

Die Archivisten sind fort.

Mir läuft es eiskalt den Rücken hinunter, als ich daran denke, wie sehr mich dieser Ort an die Krypta aus den Hundert Geschichtslektionen in der Schule erinnert hat. Ich schließe die Augen und stelle mir vor, wie die Archivisten sich in die Regale gelegt, die Hände über der Brust gefaltet und vollkommen reglos auf den Tod gewartet haben.

Langsam lasse ich den Strahl meiner

Taschenlampe über die Regale wandern.

Sie sind leer. Natürlich. Egal, welchen Lauf die Geschichte nimmt, die Archivisten werden überleben. Aber sie haben mir nicht gesagt, dass sie fortgehen wollten, und ich habe keine Ahnung, wohin sie geflüchtet sind. Ob sie etwas in den Archiven zurückgelassen haben?

Gerade will ich nachsehen, als ich Schritte auf der Treppe höre. Ich wirbele herum und hebe meine Lampe, um den Ankömmling zu blenden.

»Cassia?« Ich erkenne die Stimme. Die Chefarchivistin! Sie ist zurückgekehrt. Ich senke den Lampenstrahl, damit sie mich sehen

kann.

»Ich habe gehofft, Sie hier anzutreffen«, sagt sie. »In Central ist es nicht mehr sicher.«

»Was ist denn geschehen?«

»Die Gerüchte über eine mutierte Form des Virus haben sich bewahrheitet«, antwortet sie. »Und wir haben die Bestätigung, dass sich diese auch hier in Central verbreitet hat.«

»Deshalb sind Sie also geflüchtet«, stelle ich fest.

»Ja, weil wir am Leben bleiben möchten«, erwidert sie. »Aber ich habe hier etwas für Sie.« Sie zieht ein Blatt Papier aus ihrem Rucksack. »Das hier ist endlich eingetroffen.«

Das Papier ist sehr alt und mit

dunklen, tief eingeprägten Buchstaben bedruckt, ganz anders als die glatten Ausdrucke aus den Terminals. Es sind zwei Gedichtstrophen, die beiden, die mir noch gefehlt haben. Obwohl die Zeit drängt und von allen Seiten Gefahr lauert, kann ich nicht anders, als einen Blick darauf zu werfen und gierig einen Teil des Gedichts zu lesen:

Die Sonne schwindet – das ist Nacht –,
Bevor sie neu erbrennt.
Das Mittelmeer scheint überquert,
Fast wünschten wir, das End
Wär weiter fort – die Furcht erwacht,
Wenn man das Ziel erkennt.

Ich würde es gerne zu Ende lesen, aber ich spüre den Blick der Chefarchivistin und sehe sie an. Ja, auch hier ist etwas schiefgelaufen, und die Nacht bricht herein. Nähere ich mich meinem Ende? Fast fühlt es sich so an – dass ich nicht mehr sehr viel weiter gehen kann, weil ich schon von so weit her gekommen bin –, obwohl noch nichts zu Ende gebracht zu sein scheint.

»Danke«, sage ich.

»Ich bin froh, dass ich rechtzeitig gekommen bin«, sagt sie. »Ich bin noch nie jemandem etwas schuldig geblieben.«

Ich falte das Blatt Papier mit dem Gedicht wieder zusammen und schiebe

es in meinen Ärmel. Mit unbewegtem Gesicht, aber in dem Bewusstsein, dass sie die Provokation heraushören wird, sage ich: »Ich bin dankbar für das Gedicht, aber dennoch sind Sie mir noch etwas schuldig. Der Mikrochip, für den ich bezahlt habe, ist nie angekommen.«

Das Echo ihres kurzen Auflachens hallt in den leeren Archiven wider. »Doch, auch der Mikrochip ist angekommen«, erwidert sie. »Er wird Ihnen in Camas ausgehändigt werden.«

»Eine Reise nach Camas kann ich mir nicht leisten«, entgegne ich. *Woher weiß sie, dass ich nach Camas will?* Kann sie mich wirklich dorthin bringen, oder spielt sie ein grausames Spiel mit mir? Mein Herz schlägt schneller.

»Sie brauchen die Reise nicht zu bezahlen«, sagt die Archivistin. »Gehen Sie zu Ihrer Galerie und warten dort. Jemand von der Erhebung wird Sie von hier fortbringen.«

Die Galerie. Ich habe sie nie verborgen gehalten, aber sie auf diese Weise zu benutzen, hinterlässt ein Gefühl der Bitterkeit. »Ich verstehe das nicht«, sage ich.

Die Archivistin zögert einen Augenblick und sagt dann verhalten: »Ihre Handelsware … war für einige von uns von großem Interesse.«

Wieder klingt sie wie meine Funktionärin damals. Nicht ich interessierte sie, sondern meine Daten.

Als meine Funktionärin behauptete, die Gesellschaft habe Ky in den Paarungspool eingespeist, las ich die Lüge in ihren Augen. Sie wusste keineswegs, wie er hineingeraten war.

Ebenso wie damals vermute ich heute, dass die Archivistin etwas vor mir verbirgt.

Ich habe so viele Fragen!

Wer hat Ky in den Paarungspool eingespeist?

Wer hat für meine Flucht aus Central bezahlt?

Wer hat meine Gedichte gestohlen?

Auf die letzte Frage glaube ich die Antwort zu wissen. *Jeder misst etwas anderem besondere Bedeutung bei und*

ist bereit, dafür etwas herzugeben. Das waren die Worte der Archivistin. Manchmal wissen wir noch nicht einmal, was das Wertvollste für uns ist, bis wir damit konfrontiert werden. Die Archivistin konnte allen Schätzen in ihrem Archiv widerstehen, doch meine Gedichte, die nach Sandstein und Wasser rochen und nur eine Armeslänge entfernt waren, waren unwiderstehlich für sie.

»Ich habe bereits für meine Reise bezahlt, nicht wahr?«, frage ich. »Und zwar mit meinen Gedichten aus dem See.«

Es ist so still hier, tief unter der Erde.

Wird sie es zugeben? Ich bin mir sicher, dass ich recht habe. Doch die

undurchdringliche, steinerne Miene verrät mir viel weniger als der flackernde Blick meiner Funktionärin, als sie mich damals anlog. Doch auch diesmal spüre ich die Wahrheit. Die Funktionärin wusste von nichts. Die Archivistin aber hat meine Gedichte gestohlen.

»Meine Verpflichtungen Ihnen gegenüber sind hiermit erfüllt«, sagt die Chefarchivistin und wendet sich zum Gehen. »Ich habe Sie über die Möglichkeit einer Flucht nach Camas informiert. Es liegt jetzt an Ihnen, die Chance zu ergreifen oder nicht.« Sie wendet sich vom Strahl meiner Taschenlampe ab und verschwindet in

der Dunkelheit. »Auf Wiedersehen, Cassia«, sagt sie noch.

Dann ist sie weg.

Wer wird mich an der Galerie erwarten? Stimmt die Geschichte mit der Reise nach Camas oder war es ein letzter Betrug? Hat sie sie für mich arrangiert, vielleicht aufgrund ihrer Gewissensbisse wegen des Diebstahls der Gedichte? Ich weiß es nicht. Ich kann ihr nicht mehr vertrauen. Ich reiße das rote Armband ab, das mich als Händlerin im Auftrag der Archivisten ausgewiesen hat, und lege es in ein Regal. Ich brauche es nicht mehr, denn es hat nicht mehr die Bedeutung, die ich ihm beigemessen habe.

Zurück im Archiv, entdecke ich meine

Schachtel, die dort allein im Regal steht. Als ich sie öffne und den Inhalt in Augenschein nehme, stelle ich fest, dass ich nichts von alldem haben möchte. Die Gegenstände gehören alle zum Leben Anderer, und ich habe das Gefühl, dass sie keinen Platz mehr in meinem eigenen haben.

Nur das Gedicht, das ich von der Archivistin erhalten habe, werde ich aufbewahren, denn das ist echt. Die Archivistin mag mich bestohlen haben, aber eine Fälschung traue ich ihr nicht zu. Ja, das Gedicht ist echt. Das weiß ich genau.

Wir schreiten leicht, wie Schnee wir

stehen,

Bei dieser Zeile halte ich inne und erinnere mich daran, wie wir in den Canyons auf dem Felsen standen und im Schnee nach Ky Ausschau hielten. Und daran, wie wir am Ufer des Flusses Abschied nahmen …

Die Wasser murmeln leis.
Flüsse, Wüsten, Berg und Meer
Sind von uns durchlaufen.
Doch Tod entreißt mir meinen Preis,
Dich schauend, er gewinnt.

Nein.

Das kann nicht stimmen. Ich lese die beiden letzten Zeilen noch einmal.

Doch Tod entreißt mir meinen Preis,
Dich schauend, er gewinnt.

Ich schalte meine Taschenlampe aus und rede mir ein, dass das Gedicht keinen Bezug zur Wirklichkeit hat. Worte besitzen schließlich nur die Bedeutung, die man in sie hineininterpretiert. Das sollte ich doch mittlerweile wissen!

Einen Moment lang gerate ich in Versuchung, hier unten zu bleiben, verborgen im Labyrinth der Regalreihen und Räume. Hin und wieder könnte ich

an die Oberfläche steigen, um Nahrungsmittel und Papier zu besorgen, denn was brauche ich schon mehr zum Leben? Ich könnte Geschichten schreiben, ich könnte mich vor der Außenwelt verstecken und mir meine eigene Welt erschaffen, anstatt zu versuchen mich anzupassen. Ich könnte mir imaginäre Gefährten auf Papier zaubern und diese lieben.

In einer Geschichte kann man zum Anfang zurückkehren und von vorne beginnen, so dass alle ihr Leben noch einmal erfahren.

In der Realität funktioniert das nicht. Außerdem liebe ich die wirklichen Menschen am meisten. Bram. Meine Mutter. Meinen Vater. Ky. Xander.

Kann ich noch irgendjemandem vertrauen?

Ja. Meiner Familie natürlich.

Ky.

Xander.

Keiner von uns würde den anderen verraten.

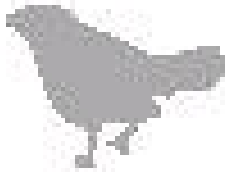
Bevor ich hierherkam, habe ich mit Indie zusammen einen Fluss bezwungen, von dem wir nicht wussten, ob er uns womöglich vergiften würde und ob er uns an unser gewünschtes Ziel brächte. Wir haben uns auf ein gefährliches Abenteuer mit ungewissem Ausgang eingelassen, und wenn ich daran denke, spüre ich jetzt noch die Gischt auf meiner Haut und die Wellen, die uns zum

Kentern brachten.

Damals war es die Sache wert.

Wieder denke ich an die Höhle in den Canyons. Sie und die Archive vermischen sich in meiner Phantasie – die schlammigen, versteinerten Knochen und die sterilen kleinen Röhrchen, die leeren Regale und der wasserfleckige Boden. Mir wird klar, dass ich es an diesen unterirdischen Orten nie lange aushalten werde und mich schon bald nach frischer Luft sehne.

Ich beschließe, das Risiko einer Reise nach Camas einzugehen. Man kann seinem Leben keine andere Wendung geben, wenn man am selben Punkt verharrt.



Ich verstecke mich hinter den Bäumen der Alleen. Als ich die Hand um den Stamm einer kleinen Weide im Park lege, spüre ich, dass in die Rinde Buchstaben eingeritzt sind, und diesmal ist es nicht mein Name. Ich fühle das klebrige Harz und werde traurig. Ky hat nie so tief geschnitten, dass er einen Baum verletzte. Ich wische mir die Hand an meiner schwarzen Uniform ab und wünschte, es gäbe einen Weg, eine Spur zu hinterlassen, ohne Schäden anzurichten.

Ich habe den Weg zum See nicht einmal zur Hälfte zurückgelegt, als ich

Luftschiffe höre und sehe.

Sie donnern über mich hinweg und transportieren Mauerteile zurück in die Stadt.

Nein! Nicht die Galerie!

Ich renne durch die Straßen, wobei ich immer wieder Lichter und Menschen meide. Ich versuche, nicht zu zählen, wie viele Luftschiffe hin-und herfliegen. Jemand ruft mich, aber ich kenne die Stimme nicht und laufe einfach weiter. Stehenzubleiben ist zu gefährlich. Die Ausgangssperre hat gute Gründe – die Leute sind aggressiv und verängstigt, und die Erhebung hat immer größere Schwierigkeiten, die Kranken zu heilen und den Frieden zu wahren.

Ich erreiche den dunklen Sumpf.

Offiziere der Erhebung in schwarzen Uniformen klettern auf den Mauerteilen herum und vertäuen Stahlkabel für den Abtransport, während die Rotoren der Luftschiffe über ihnen die Luft zerschneiden. Das Geschehen wird nur durch das zitternde Licht der Scheinwerfer der Luftschiffe in der Luft und am Boden erhellt.

Die Galerie steht noch, es ist nicht mehr weit. Wenn ich sie nur rechtzeitig erreiche!

Keuchend schmiege ich mich eng an eine Wand. Gleich habe ich es geschafft! Der Geruch von Wasser und Fäulnis schlägt mir entgegen.

Eine der Galeriewände steigt in die

Luft, und ich presse eine Hand vor den Mund, um meinen Schrei zu ersticken. So viel geht verloren, wenn die Galerie zerstört wird! Die vielen Texte, alles, was wir erschaffen haben! Und wie kann ich die Person finden, die mich nach Camas bringen soll, wenn unser Treffpunkt nicht mehr existiert?

Ich renne los, renne genauso schnell wie damals im Canyon auf der Suche nach Ky.

Ein zweites Stück der Galerie wird in die Luft gehoben.

Nein! Nein! Nein!

Sekunden später erreiche ich die Stelle und starre in tiefe Abdrücke am Boden, wo Blätter in Pfützen schwimmen wie Boote ohne Segel.

Bilder, Gedichte, Geschichten, alles untergegangen! Was wird aus den anderen werden, die sich hier getroffen haben und in denen weiterhin schöne Worte und Lieder schlummern? Und wie soll ich jetzt nach Camas gelangen?

»Cassia«, sagt eine Stimme. »Beinahe wärst du zu spät gekommen!«

Ich erkenne die Stimme sofort, obwohl ich sie seit vielen Monaten nicht mehr gehört habe. Nie könnte ich die Stimme der Person vergessen, die mich durch den tosenden Fluss gelotst hat. »Indie!«, rufe ich, und da ist sie, in schwarzer Uniform. Sie erhebt sich aus ihrem Versteck hinter Sumpfpflanzen und Farngestrüpp.

»Dich haben sie also geschickt, um mich nach Camas zu bringen!« Ich bin so erleichtert, denn jetzt weiß ich, dass ich auf jeden Fall dorthin gelangen werde, egal, was passiert. Indie und ich sind zusammen durch die Canyons geeilt, den Fluss hinuntergefahren, und jetzt …

»Wir fliegen«, erklärt Indie. »Und wir müssen auf der Stelle los.«

Ich folge ihr, als sie auf ein Schiff am Boden zurennt.

»Mach dir keine Sorgen, entdeckt zu werden. Ich fliege als Einzige allein. Nur ich bin an Bord«, ruft sie mir über die Schulter zu. »Allerdings dürfen wir nicht miteinander reden, weil die anderen Luftschiffe mithören können. Du

musst im Frachtraum bleiben.«

»In Ordnung«, keuche ich außer Atem. Ich bin froh, dass ich die Schachtel nicht mitgenommen habe, sie würde mich jetzt nur behindern. Auch so kann ich fast nicht mit Indie Schritt halten, obwohl ich nur Papier bei mir trage, das kaum etwas wiegt.

Wir erreichen das Schiff, und Indie klettert die Leiter hinauf. Ich folge ihr und bleibe einen Moment lang erstaunt stehen. Wie klein das Schiff ist, und wie viele Lichter im Cockpit blinken, die Indie bedienen muss! Unsere Blicke treffen sich, und wir lächeln beide. Dann steige ich rasch in den Frachtraum. Indie schließt die Tür, und ich bin allein.

Das Schiff ist kleiner und leichter als

die Maschinen, mit denen wir in die Lager geflogen sind. Einige winzige Leuchten bilden eine Linie auf dem Boden, aber ansonsten ist es dunkel im fensterlosen Frachtraum. Wie satt ich es habe, blind zu fliegen!

Ich taste mit beiden Händen die Schiffswände ab und versuche mich abzulenken, indem ich meine Umgebung so gut wie möglich erkunde.

Da! Ich habe etwas entdeckt. Ein kleiner Strich, der knapp über dem Boden in die Wand eingeritzt ist:

l

L, wie Lieferung?

Ich lächle in mich hinein. Überall erkenne ich Buchstaben! Dabei ist es

vielleicht nur ein Kratzer, der durch das Schieben und Schaben der Frachtkisten entstanden ist. Doch je öfter ich mit dem Finger darüberfahre, desto überzeugter bin ich, dass er absichtlich hineingeritzt wurde. Ich versuche, noch mehr zu entdecken, aber ich kann die Arme nicht weiter ausstrecken, solange ich angeschnallt bin.

Ich löse den Gurt und schleiche weiter die Wand entlang. Ich fühle weitere Striche, alle in einer Reihe hintereinander.

IIIII

Dieser Buchstabe muss etwas bedeuten, wenn er so oft hintereinander geritzt wurde, denke ich bei mir, aber dann fällt

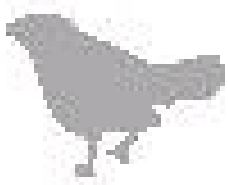
mir ein, es könnten Kerben sein. Wie die, von denen mir Ky erzählt hat. Die Lockvögel haben sie in ihre Stiefel geritzt, um ihre Überlebenszeit in den Arbeitslagern zu markieren.

Ich denke daran, was Ky mir über seinen Freund Vick erzählt hat, der an jedem Tag eine Kerbe in seinen Stiefel ritzte, den er ohne seine Liebe verbringen musste.

Ky und ich haben ebenfalls Markierungen hinterlassen, die Fähnchen auf dem Hügel, Gedichte und unsere eigenen Worte. Wer immer diese Kerben hinterlassen hat, hat Zeit gemessen und auf etwas gewartet.

Als ich mit den Fingern über jeden kleinen Kratzer im Metall fahre, zähle

ich in Gedanken die Teile der Galerie ab, die in den Himmel gehoben wurden. Ob nach dem Absetzen in der Innenstadt noch ein paar von unseren Kunstwerken an den Wänden hängen?



Die Tür zum Frachtraum wird geöffnet, und Indie winkt mich zu sich.

Das Schiff fliegt auf Autopilot. Indie setzt sich wieder ans Control Panel und bedeutet mir, neben ihr Platz zu nehmen. Ich tue es mit klopfendem Herzen. Bisher konnte ich auf meinen Flügen nie etwas sehen, und mir wird etwas

schwindelig, als ich auf die Landschaft unter mir blicke.

Das habe ich also verpasst?

Die Sterne scheinen hinunter zur Erde geschwebt zu sein, und schwarze Meereswogen verschmelzen mit dem Horizont, reglos, kaum sichtbar, außer dort, wo die ersten Strahlen der Morgensonne sie erhellen.

Da sind Berge! Die Meereswogen sind Berggipfel und die Sterne Lichter in Häusern entlang der Straßen. Die Erde reflektiert den Himmel, der Himmel berührt die Erde, und wenn wir Glück haben, erkennen wir für einen Moment, wie klein wir sind.

Danke!, möchte ich Indie zurufen. *Danke, dass du mich beim Fliegen*

hinausschauen lässt. Darauf habe ich so lange gewartet!

Kapitel 21

Xander

Patient Nummer 73: unverändert schlechter Zustand

Patientin Nummer 74: unverändert schlechter Zustand

Moment, das ist ein Fehler! Patientin Nummer 74 habe ich doch noch gar nicht

untersucht. Ich lösche den Eintrag und schließe Patientin Nummer 74 an die Messgeräte an. Das Display leuchtet auf, und Zahlen erscheinen. Die Milz der Frau ist vergrößert, daher drehe ich sie bei der Untersuchung besonders behutsam um. Ihr Rücken ist mit Beulen bedeckt, und als ich ihr mit der Lampe in die Pupillen leuchte, zeigen diese keine Reaktion.

Patienten Nummer 74: unverändert schlechter Zustand.

Ich gehe zum nächsten Patienten und sage beruhigend: »Ich werde Sie jetzt noch einmal untersuchen. Es passiert nichts, keine Sorge.«

Seit Wochen hat sich der Zustand keines unserer Patienten verbessert. Die

roten Striemen entlang der entzündeten Nerven entwickeln sich zu Beulen, die extrem schmerzhaft wären, wenn die Kranken etwas spüren könnten. Wir glauben zwar nicht, dass sie etwas merken, sind uns aber nicht sicher.

Nur wenige von uns sind nicht erkrankt. Wegen des Personalmangels muss auch ich als Arzt mich um die Sondenernährung kümmern und die Katheter wechseln, Vitalfunktionen messen und die Patienten untersuchen. Anschließend schlafe ich ein paar Stunden, dann beginnt alles wieder von vorn.

Inzwischen werden nur noch selten neue Patienten eingeliefert, im Grunde

nur die erkrankten Mitarbeiter. Wir haben keinen Platz mehr für andere, weil keine Patienten entlassen werden. Früher war ich stolz darauf, wie schnell unsere Patienten in die Rehabilitation geschickt werden konnten. Jetzt bin ich froh, wenn ich so viele wie möglich hierbehalten kann. Denn wenn ein Patient uns verlässt, ist er tot.

Wenn ich diesen Rundgang beendet habe, kann ich mich ausruhen. Bestimmt schlafe ich schnell ein. Ich bin erschöpft. Wenn ich es nicht besser wüsste, könnte ich glauben, ich sei selbst an der neuen Form der Seuche erkrankt. Doch diese starke Müdigkeit verlässt mich schon seit Tagen nicht mehr.

Die meisten Mitarbeiter des

medizinischen Zentrums haben inzwischen herausgefunden, dass diejenigen von uns, die das kleine rote Mal tragen, zu den Ausnahmen gehören, die die Erhebung als Erste immunisiert hat. Die Theorie des Virologen hat sich bestätigt. Wer das Glück hatte, in einem frühen Stadium mit dem lebenden Virus infiziert worden zu sein, trägt das rote Mal auf dem Rücken und ist gegen die Mutation geschützt. Die Erhebung hat nicht öffentlich bekanntgemacht, was es mit dem Mal auf sich hat, aus Besorgnis darüber, wie die Reaktion in der Bevölkerung ausfallen könnte. Außerdem wird mit Hochdruck an einem Heilmittel gearbeitet.

Das alles ist zu viel für einen Steuermann alleine.

Wieder einmal ist mir das Glück treu geblieben, und das Mindeste, was ich tun kann, ist, die Stellung zu halten. Meine Bewunderung gilt Leuten wie Lei. Sie wissen, dass sie nicht immun sind, und trotzdem bleiben sie, um den Patienten zu helfen.

Ich gehe von Bett zu Bett bis zum letzten Patienten, Nummer 100, der rau und rasselnd atmet. Ich versuche, die Gedanken daran zu verdrängen, inwiefern das Heilmittel die Mutation verursacht haben könnte, oder wo meine Verwandten und Cassia jetzt sind. Ich habe sie bereits im Stich gelassen.

Meine Patienten kann ich nicht auch noch verlassen.

Nach der Arbeit finde ich Lei nicht auf dem Hof, daher übertrete ich die Vorschriften und suche sie im Schlafsaal. Auch dort ist sie nicht.

Fortgegangen ist sie auch nicht. Wo kann sie also sein?

Als ich an der dunklen Cafeteria vorbeikomme, sehe ich einen Lichtschein. Das Terminal ist eingeschaltet. Wer könnte sich dort drinnen aufhalten? Hält der Steuermann eine Ansprache? Diese verfolgen wir normalerweise gemeinsam auf einem der großen Terminals. Als ich die Tür öffne, zeichnet sich Leis Gestalt im Lichtschein

ab. Beim Näherkommen stelle ich fest, dass sie sich die Hundert Bilder ansieht.

Ich will sie schon ansprechen, bleibe jedoch noch einen Moment stehen und beobachte sie. Noch nie habe ich jemanden die Bilder so intensiv betrachten sehen wie sie. Mal beugt sie sich nach vorn, mal tritt sie ein paar Schritte zurück.

Sie ruft ein neues Bild auf, hält den Atem an und legt eine Hand auf den Bildschirm. So bleibt sie stehen, bis ich mich schließlich räuspere. Sie wirbelt herum. Vor dem Hintergrund des erleuchteten Bildschirms kann ich ihr Gesicht kaum erkennen.

»Kannst du immer noch nicht

schlafen?«, frage ich sie.

»Nein«, sagt sie. »Dies ist die beste Medizin, die ich gefunden habe. Wenn ich im Bett liege, versuche ich, mir die Bilder noch einmal genau vorzustellen.«

»Du betrachtest sie ja sehr eingehend«, bemerke ich ein wenig scherzhaft. »Dabei musst du sie doch schon oft gesehen haben.«

Sie druckst herum, als wolle sie mir etwas beichten. Dann sagt sie: »Aber nicht dieses hier«, und tritt beiseite, damit ich es sehen kann.

»Das ist Nummer siebenundneunzig«, stelle ich fest. Das Bild zeigt ein Mädchen in einem weißen Kleid im Sonnenschein, umgeben von Wasser.

»Bisher ist es mir wohl noch nie

richtig aufgefallen«, sagt Lei und klingt, als wolle sie die Unterhaltung damit beenden. Als schließe sie eine Tür. Was habe ich nur falsch gemacht? Aus irgendeinem Grund möchte ich die Tür wieder öffnen. Ich unterhalte mich ständig mit allen hier, Patienten, Ärzten, Medics und Krankenschwestern, aber bei Lei ist es etwas anderes. Wir beide haben schon unter anderen Umständen zusammengearbeitet.

»Was gefällt dir so besonders daran?«, frage ich, um sie wieder zum Reden zu bringen. »Ich zum Beispiel finde es spannend, dass man nicht genau feststellen kann, ob das Mädchen im Wasser oder am Ufer steht. Und was tut

sie da? Das habe ich nie herausgefunden.«

»Sie fischt«, antwortet Lei. »Sie hält ein Netz in der Hand.«

»Hat sie etwas gefangen?«, frage ich und sehe genauer hin.

»Schwer zu sagen.«

»Deshalb gefällt dir das Bild also«, sage ich mit dem Gedanken an die Geschichte, die mir Lei von den Fischen erzählt hat, die den Fluss in Camas heraufschwimmen. »Wegen der Fische.«

»Stimmt«, sagt Lei. »Und deswegen.« Sie deutet auf einen kleinen weißen Fleck am oberen Bildrand. »Ist das ein Boot? Oder spiegeln sich die Sonnenstrahlen auf dem Wasser? Und hier, sieh mal«, sagt sie und zeigt auf

einige dunklere Flecken. »Wir wissen nicht, was diese Schatten wirft. Man kann nur erahnen, was sich außerhalb des Bildausschnitts befindet. Geheimnisvoll, oder?«

Ich glaube zu verstehen, was sie meint. »Wie der Steuermann?«

»Nein«, erwidert sie.

In der Ferne hören wir Schreie und laute Rufe. Ein Kampfjet braust über uns hinweg.

»Was geschieht nur da draußen?«, fragt Lei.

»Vermutlich dasselbe wie immer«, antworte ich. »Die Leute versuchen, die Barrikade zu überwinden.« Die Feuer jenseits der Mauer flackern in

unheimlichem Orange, aber wir haben uns an den Anblick gewöhnt. »Ich weiß nicht, wie lange die Wachen sie noch aufhalten können.«

»Sie würden nicht hereinwollen, wenn sie wüssten, wie es hier drinnen aussieht«, seufzt Lei.

Nachdem sich meine Augen an das schwache Licht gewöhnt haben, erkenne ich, dass Leis Erschöpfung in körperlichen Schmerz umgeschlagen ist. Ihr Gesicht sieht eingefallen aus, und ihre sonst so lebhafte Stimme klingt niedergeschlagen.

Sie ist krank.

»Lei!«, sage ich. Am liebsten würde ich sie unterhaken und aus der Cafeteria hinausführen, aber ich bin mir unsicher,

wie sie auf diese Geste reagieren würde. Einen Moment lang blickt sie mir in die Augen. Dann dreht sie sich langsam um und zieht ihre Bluse hoch. Rote Striemen bedecken ihren Rücken.

»Du brauchst es nicht auszusprechen«, sagt sie, steckt ihre Bluse wieder in die Hose und dreht sich zu mir um. »Ich weiß es schon.«

»Du brauchst dringend eine Infusion«, rate ich. »Und zwar sofort!« Meine Gedanken überschlagen sich. *Du hättest nicht bleiben sollen, du hättest gehen sollen wie die anderen, bis wir ein Heilmittel gefunden hätten* ...

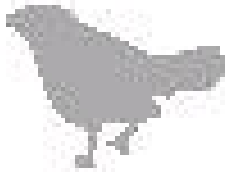
»Ich will mich nicht hinlegen«, erwidert Lei.

»Komm mit«, sage ich, und diesmal nehme ich ihren Arm. Ich spüre die Wärme ihrer Haut durch ihren Ärmel hindurch.

»Wohin gehen wir?«, fragt sie mich.

»In den Hof«, antworte ich. »Du kannst dich auf eine Bank setzen, während ich einen Infusionsschlauch und einen Beutel hole.« Auf diese Weise braucht sie nicht drinnen zu sein, wenn sie versinkt. Sie kann so lange wie möglich an der frischen Luft bleiben.

Sie sieht mich mit ihren erschöpften, schönen Augen an und bittet: »Beeil dich. Ich möchte nicht allein sein, wenn es so weit ist.«



Als ich mit dem Infusionszubehör zurückkehre, wartet Lei mit erschöpft eingesunkenen Schultern im Hof. Ein seltsamer Anblick, wo sie sich sonst stets so aufrecht hält. Sie streckt den Arm aus, und ich führe die Nadel in ihre Vene ein.

Die Flüssigkeit beginnt zu tropfen. Ich halte den Beutel höher als ihren Arm, damit die Infusion fließt.

»Erzähl mir eine Geschichte«, bittet sie. »Ich kann die Stille nicht ertragen.«

»Welche von den Hundert Geschichten möchtest du hören?«, frage ich. »Die meisten kenne ich auswendig.«

In ihrer müden Stimme schwingt ein Hauch Überraschung mit. »Kennst du denn keine anderen?«

Ich schweige. Nein, ich kenne keine anderen. Die Erhebung hat uns noch keine neuen gegeben, und ich selbst bin nicht besonders kreativ. Ich kann nur auf das zurückgreifen, was ich kenne.

»Doch«, sage ich und denke angestrengt nach. Ich entscheide mich für eine Episode aus meinem eigenen Leben. »Vor ungefähr einem Jahr, damals in der Gesellschaft, war ein junger Mann in eine junge Frau verliebt. Sie gefiel ihm schon lange Zeit, und er hoffte, sie als Partnerin zu erhalten. Tatsächlich wurden sie gepaart. Er war sehr

glücklich.«

»War das alles?«, fragt Lei.

»Ja, das war alles«, sage ich. »Findest du die Geschichte zu kurz?«

Lei fängt an zu lachen und klingt für einen Moment wieder ganz normal. »Das bist du«, sagt sie. »Ist doch logisch. Aber das ist doch keine Geschichte!«

Ich muss ebenfalls lachen. »Tut mir leid, ich bin nicht besonders gut im Geschichtenerzählen.«

»Aber du liebst deine Partnerin«, sagt Lei und lacht nicht mehr. »Das weiß ich. Und du weißt, dass ich meinen Partner liebe.«

»Ja«, sage ich.

Sie sieht mich an. Die Flüssigkeit tropft durch den Schlauch.

»Ich kenne eine alte Geschichte über Menschen, die nicht gepaart werden konnten«, sagt sie. »Er war eine Aberration. Sie war eine Bürgerin und Pilotin. Sie gehörten zu den ersten ›Verschwundenen‹.«

»›Verschwundenen‹?«

»Ja. So nennt man die, die aus der Gesellschaft geflüchtet sind«, erklärt Lei. »Oder ihre Kinder hinausgeschmuggelt haben. Es gab Piloten, die sie für eine Gegenleistung ausgeflogen haben.«

»Von so etwas habe ich ja noch nie gehört!«

»Es stimmt aber«, erwidert Lei. »Ich habe es selbst miterlebt. Einige Eltern

hätten alles gegeben – alles riskiert –, weil sie glaubten, ihre Kinder nur in Sicherheit bringen zu können, wenn sie sie fortschickten.«

»Aber wohin denn?«, frage ich. »In die feindlichen Gebiete? Das ergibt doch überhaupt keinen Sinn.«

»Nein, sie brachten sie an die Grenze zu den feindlichen Gebieten«, entgegnet Lei. »In die sogenannten Steindörfer. Dort konnten sie entweder bleiben oder durch die feindlichen Gebiete bis an einen Ort namens Anderland flüchten. Niemand, der dorthin gereist ist, ist je zurückgekehrt.«

»Das verstehe ich nicht«, wende ich ein. »Wieso sollte es sicherer sein, seine Kinder mitten ins Nirgendwo zu

schicken, in die Nähe des Feindes, als sie in der Gesellschaft groß werden zu lassen?«

»Vielleicht wussten sie von der Seuche«, sagt Lei. »Wobei es deinen Eltern wohl nicht so ging. Und meinen auch nicht.« Sie blickt mich an. »Du klingst ja fast so, als wolltest du die Gesellschaft verteidigen.«

»Nein, so war das nicht gemeint.«

»Ich weiß, tut mir leid«, sagt sie. »Ich wollte dir auch keine Geschichtslektion erteilen, sondern dir etwas erzählen.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Gut, dann also die Geschichte.« Sie hebt den Arm und beobachtet, wie die Flüssigkeit hineintropft. »Die Pilotin,

von der ich eben erzählt habe, liebte ihren Freund, aber sie hatte zu Hause Verpflichtungen, die sie nicht vernachlässigen durfte, und auch Verpflichtungen ihren Vorgesetzten gegenüber. Wenn sie alle im Stich gelassen hätte, hätte sie zu vielen Menschen Leid zugefügt. Daraufhin flog sie den Mann, den sie liebte, weit hinaus nach Anderland. Das hatte noch niemand vor ihr getan.«

»Und was ist dann passiert?«, will ich wissen.

»Auf dem Rückweg wurde sie vom Feind abgeschossen«, antwortet Lei. »Sie konnte nie erzählen, was sie in Anderland gesehen hatte. Aber sie hatte ihren Geliebten gerettet, und in diesem

Bewusstsein ist sie gestorben.«

Schweigend lehnt sie sich an mich. Wahrscheinlich ist sie sich dessen gar nicht mehr bewusst, weil sie schon langsam versinkt.

»Meinst du, du wärst dazu fähig?«, fragt sie mich.

»Zu fliegen?«, frage ich. »Vielleicht.«

»Nein, ich meine, jemanden gehen zu lassen, wenn du glaubtest, es wäre das Beste für ihn?«

»Nein«, erwidere ich. »Es sei denn, ich wäre wirklich ganz sicher, dass es das Beste wäre.«

Sie nickt, als hätte sie genau das von mir erwartet. »Das könnte wahrscheinlich fast jeder. Aber

angenommen, du wüsstest es nicht genau und glaubtest es nur?«

Sie weiß nicht, ob loszulassen das Beste ist. Aber sie wünscht es sich.

»Diese Geschichte könnte niemals zu den Hundert gehören«, wende ich ein. »Das ist eine Grenzgeschichte, die sich nur dort draußen ereignen kann.«

War sie früher Pilotin? Ist ihr Mann dort draußen? Hat sie ihn ausgeflogen und versinkt jetzt? Ist die Geschichte wahr? Oder wenigstens irgendetwas daran?

»Von diesem Anderland habe ich noch nie etwas gehört«, sage ich.

»Quatsch!«, erwidert sie, doch ich schüttele den Kopf.

»Natürlich hast du das«, sagt sie

herausfordernd. »Auch wenn du den Namen noch nie gehört hast, musst du doch wissen, dass es das Land gibt. Die Welt besteht doch nicht nur aus den Inneren Provinzen, sie ist auch nicht flach, wie die Landkarten der Gesellschaft uns glauben machen wollten. Wie sollte sonst die Sonne ihre Bahn ziehen? Oder der Mond? Und die Sterne? Hast du nie nach oben geschaut? Ist dir nie aufgefallen, dass sie wandern?«

»Doch, klar.«

»Aber du hast nie darüber nachgedacht, warum das so ist?«

Ich werde feuerrot.

»Natürlich nicht«, seufzt Lei leise.

»Warum hätte man dir so etwas auch beibringen sollen? Schon seit deiner Geburt war festgelegt, dass du Funktionär werden würdest, und dieses Wissen gehört auch nicht zu den Hundert Wissenschaftslektionen.«

»Und woher weißt du das alles?«, frage ich sie.

»Weil mein Vater es mir beigebracht hat.«

Es gibt so vieles, was ich sie gerne fragen möchte. Was für ein Mensch ist ihr Vater? Welche Farbe hatte ihr Kleid bei ihrem Paarungsbankett? Warum habe ich sie vorher nie danach gefragt? Jetzt bleibt uns keine Zeit mehr für solche Kleinigkeiten. »Du gehörst nicht zu den Gesellschaftssympathisanten«, stelle ich

stattdessen fest. »Das war mir von Anfang an klar. Aber warum hast du dich nicht früher der Erhebung angeschlossen?«

»Ich gehöre weder zur Erhebung noch zur Gesellschaft«, erwidert sie. Langsam tropft die Flüssigkeit in ihren Arm, doch sie kann ihr Leiden nicht aufhalten.

»Warum glaubst du nicht an die Erhebung?«, frage ich sie. »Oder an den Steuermann?«

»Ich weiß nicht«, antwortet sie. »Ich wünschte, ich könnte es.«

»Woran glaubst du?«, frage ich sie.

»Mein Vater hat mir erklärt, dass die Erde ein riesiger Stein ist«, sagt sie. »Sie dreht sich um sich selbst und kreist

durch den Himmel. Und wir alle leben auf ihr. Daran glaube ich.«

»Und warum fallen wir nicht runter?«, frage ich.

»Weil es eine Kraft gibt, die uns festhält.«

»Dann bewegt sich die Erde also in diesem Moment unter meinen Füßen.«

»Genau.«

»Aber ich spüre ja gar nichts.«

»Eines Tages vielleicht«, erwidert sie. »Wenn du dich hinlegst und ganz still liegen bleibst.«

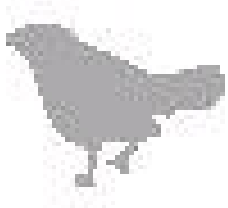
Nachdem sie es ausgesprochen hat, sehen wir uns an. *Still liegen bleiben.*

»Ich habe gehofft ihn wiederzusehen, bevor dies hier passiert«, seufzt sie.

Beinahe hätte ich erwidert: *Ich bin*

doch bei dir. Aber ich weiß, es ist nicht genug, weil ich nicht der bin, den sie gewollt hat. Ich habe schon einmal erlebt, dass mich jemand so angesehen hat. Zwar nicht durch mich hindurch, aber an mir vorbei, auf der Suche nach jemand anderem.

»Ich habe gehofft«, sagt sie, »dass er mich suchen und finden würde.«



Nachdem sie versunken ist, hole ich eine Krankentransportliege, die die Sanitäter stehen gelassen haben, lege sie darauf und hänge die Infusion an den Ständer.

Ein Medic kommt vorbei und sagt: »Auf der Station ist kein Platz mehr.«

»Sie ist eine von uns«, erwidere ich. »Wir finden schon noch einen Platz für sie.«

Da der Medic ebenfalls das rote Mal hat, beginnt er sofort, Lei zu untersuchen. Als er sich zu ihr hinunterbeugt, erkennt er sie wieder und sagt: »Lei! Eine der besten. Sie beide haben doch schon vor dem Ausbruch der Seuche zusammengearbeitet, richtig?«

»Ja.«

Mitfühlend sieht mich der Medic an. »Man hat das Gefühl, damals in einer ganz anderen Welt gelebt zu haben, oder?«

»Ja«, sage ich. Es stimmt. Ich fühle

mich seltsam distanziert, als sehe ich mir selbst dabei zu, wie ich Lei versorge. Ich weiß, dass das an meiner Erschöpfung liegt, aber könnte es sein, dass man sich so fühlt, wenn man versunken ist? Dass der Körper reglos daliegt, aber der Geist wandert?

Vielleicht schwebt ein Teil von Lei jetzt im medizinischen Zentrum umher und besucht alle ihr bekannten Orte. Sie sieht nach den Kranken in den Sälen. Sie atmet die frische Nachtluft auf dem Hof ein. Sie steht am Terminal und betrachtet die Fischerin. Vielleicht hat sie auch ihren Geliebten gefunden, und die beiden sind jetzt zusammen.

Ich schiebe Lei in den Saal zu den

anderen Patienten. Jetzt sind es hundertundeiner, die an die Decke oder zu einer Seite starren. Der Chefarzt mahnt mich über Terminal, schlafen zu gehen.

»Gleich«, erwidere ich. »Ich möchte sie nur richtig hinlegen.« Ich rufe eine Krankenschwester, um mir bei der Untersuchung zu helfen.

»Sie ist so weit stabil«, bestätigt die Schwester meinen Eindruck. »Keine Vergrößerung der inneren Organe, Blutdruck annähernd normal.« Bevor sie geht, berührt sie leicht meine Hand und sagt: »Tut mir leid.«

Ich blicke in Leis unbewegte Augen. Ich habe schon mit vielen versunkenen Patienten geredet, weiß aber nicht, was

ich zu ihr sagen soll. »Es tut mir leid«, wiederhole ich die Worte der Krankenschwester. Doch das ist nicht genug: Ich kann ihr nicht helfen. Ich kann absolut nichts für Lei tun.

Plötzlich kommt mir eine Idee, und bevor ich mir ihre Unsinnigkeit bewusst machen kann, eile ich den Flur hinunter zur Cafeteria, wo Lei die Bilder betrachtet hat.

»Bitte ausdrucken, bitte ausdrucken«, befehle ich dem Terminal. Schließlich rede ich auch mit den Versunkenen, warum also nicht mit der Maschine?

Das Terminal tut, was ich sage, und druckt alle hundert Bilder aus, nachdem ich den Druckbefehl gegeben habe. Ich

raffe die bunten, leuchtenden Blätter zusammen und nehme sie mit. Dasselbe habe ich für Cassia getan, bevor sie fortgegangen ist: Ich habe versucht, ihr etwas zu geben, vom dem ich wusste, dass sie es gerne mitnehmen würde.

Die meisten Kollegen halten mich für verrückt, aber eine der Krankenschwestern findet meine Idee gut und glaubt, sie könne hilfreich sein. »Und wenn nicht, dann habe ich wenigstens mal ein bisschen Abwechslung«, bemerkt sie, holt Klebeband und Faden aus dem Vorratsschrank und hilft mir, die Bilder an der Decke über den Patienten aufzuhängen.

»Terminalpapier zerfällt ziemlich schnell«, gebe ich zu bedenken. »Wir müssen die Bilder also alle paar Tage neu ausdrucken und sie auch regelmäßig wechseln, damit sich die Patienten nicht an immer demselben Bild sattsehen.« Ich trete zurück, um unser Werk zu begutachten. »Noch besser wäre es, wenn wir andere Bilder hätten. Sonst glauben die Patienten noch, sie wären wieder in der Gesellschaft.«

»Wir könnten doch welche malen«, schlägt eine andere Krankenschwester begeistert vor. »Ich habe das Malen wie in der Grundschule immer vermisst.«

»Aber wie soll das gehen?«, frage ich. »Wir haben keine Farben.«

»Ich lasse mir etwas einfallen«, verspricht sie. »Haben Sie denn nie Lust gehabt, es noch einmal zu versuchen?«

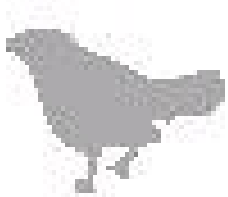
»Nein«, antworte ich und überrasche sie offenbar damit. Ich lächle, damit es nicht so schroff klingt. Wenn ich einen Hang zu so etwas hätte, hätten sich Lei und Cassia dann eher in mich verliebt?

»Der Chef streicht Ihnen die nächste Schicht, wenn Sie sich jetzt nicht endlich mal hinlegen«, mahnt mich die Krankenschwester.

»Ich weiß, er hat mich eben schon daran erinnert.«

Aber vorher muss ich noch einmal mit Lei reden. »Es tut mir leid«, wiederhole ich noch einmal, und es klingt genauso

unzureichend wie beim ersten Mal. »Bestimmt ist die Entwicklung des Heilmittels bald abgeschlossen.« Dann zeige ich auf das Bild, das über ihr hängt. »Schau mal, ist das da oben in der Ecke nicht ein Lichtfleck?« Ich hätte ihn nicht bemerkt, wenn sie mich nicht darauf aufmerksam gemacht hätte, aber seither kann ich ihn nicht mehr übersehen.



Auf dem Weg in meinen Schlafraum öffnet sich die Hoftür, und eine junge Frau in schwarzer Uniform tritt ein und

versperrt mir den Weg. Ich bleibe abrupt stehen. Ich habe sie schon einmal gesehen, aber mein müder Verstand weiß nicht mehr, wo. Doch ich weiß, dass sie nicht auf unsere Isolationsstation gehört. Der Chef hat mir nichts von einem Neuzugang gesagt, und selbst wenn sie bei uns anfangen wollte, hätte sie durch den Haupteingang kommen müssen.

»Ah, da bist du ja«, sagt die junge Frau. »Ich habe dich schon gesucht.«

»Wie bist du hier reingekommen?«

»Geflogen«, antwortet sie. Dann lächelt sie, und ich weiß wieder, wer sie ist: Indie, das Mädchen, das mit Ky zusammen das Heilmittel geliefert hat. »Möglicherweise habe ich auch ein paar

Schlüsselcodes für die Türen«, fügt sie hinzu.

»Komm lieber nicht rein«, mahne ich. »Wir sind voll belegt mit Kranken.«

»Ich weiß«, erwidert sie. »Aber du bist nicht krank, oder?«

»Nein«, bestätige ich, »ich bin nicht krank.«

»Du musst mit mir kommen«, sagt sie. »Jetzt sofort.«

»Das geht nicht«, erwidere ich. Was soll das? »Ich bin Arzt hier.« Ich kann doch die Kranken nicht allein lassen, vor allem Lei nicht. Ich greife nach meinem Miniterminal.

»Aber ich bin hier, um dich zu Cassia zu bringen«, sagt Indie, und ich lasse

meine Hand wieder sinken. Spricht sie die Wahrheit? Ist Cassia wirklich so nah? Angst überfällt mich, und ich frage: »Ist sie hier im medizinischen Zentrum? Ist sie krank?«

»Nein, nein«, antwortet Indie. »Es geht ihr gut. Sie ist in meinem Luftschiff, gleich vor der Tür.«

So viele Monate lang habe ich mich danach gesehnt, Cassia wiederzusehen, aber ich kann nicht. Ich muss mich um die vielen Versunkenen kümmern, um die kranke Lei. »Tut mir leid«, sage ich zu Indie. »Ich muss die Kranken hier versorgen. Und du bist jetzt in Kontakt mit dem mutierten Virus gekommen. Du solltest nicht gehen, sondern hier in Quarantäne bleiben.«

Sie seufzt. »Er hat schon prophezeit, dass es nicht leicht sein würde, dich zum Mitkommen zu bewegen. Ich soll dir ausrichten, dass er glaubt, du könntest ihm bei der Entwicklung eines Heilmittels behilflich sein.«

»Vom wem redest du?«

»Vom Steuermann natürlich«, antwortet sie so selbstverständlich, dass ich ihr glaube.

D e r *Steuermann* wünscht, dass ich ihm bei der Entwicklung eines Heilmittels helfe?

»Er weiß, wie gut du dich mit der Seuche auskennst«, fährt Indie fort. »Er braucht dich.«

Ich drehe mich um und blicke den Flur

hinunter.

»Sofort«, sagt Indie. »Er braucht dich sofort. Du hast keine Zeit, dich zu verabschieden.« Ihre Stimme klingt ehrlich und fest. »Und woher weißt du, ob dich irgendeiner hören würde?«

»Ich weiß es nicht.«

»Vertraust du dem Steuermann?«

»Ja.«

»Bist du ihm denn je begegnet?«

»Nein«, erwidere ich. »Aber du, oder?«

»Ja«, sagt Indie, gibt einen Code ein und öffnet die Tür. Der Morgen graut schon. »Und du kannst ihm wirklich vertrauen.«

Kapitel 22

Ky

»Ky«, flüstert sie mir zu. »Ky!«

Sanft liegt ihre Hand in meinem Nacken. Ich kann nicht aufwachen, vielleicht, weil ich nicht will. Es ist schon so lange her, dass ich von Cassia geträumt habe.

»Ky!«, sagt sie wieder. Ich schlage die Augen auf.

Es ist Indie.

Sie sieht mir meine Enttäuschung an. Ihre Miene wird ein wenig ernster, doch obwohl es draußen noch nicht richtig hell ist, erkenne ich den Triumph in ihren Augen.

»Was tust du hier?«, frage ich. »Du solltest in Quarantäne sein!« Nach unserer Rückkehr wurde Caleb abtransportiert und Indie und ich in Quarantänekabinen auf dem Kasernengelände verfrachtet. Doch wenigstens sind wir nicht in der Stadthalle gelandet. »Wie bist du reingekommen?«, frage ich, als ich

erkenne, dass die Tür meiner Kabine offen steht. Alle anderen Internierten in meiner Umgebung schlafen noch.

»Ich habe es geschafft!«, flüstert Indie. »Ich habe ein Luftschiff. Und ich habe sie.« Grinsend fährt sie fort: »Während du geschlafen hast, bin ich nach Central geflogen.«

»Du bist nach *Central* geflogen?«, frage ich und stehe auf. »Und du hast sie gefunden?«

»Ja«, bestätigt Indie. »Sie ist nicht krank. Es geht ihr gut. Und du kannst jetzt abhauen.«

Wir können jetzt abhauen! Wir können hier raus! Ich weiß, dass es gefährlich ist, aber ich habe das Gefühl, zu allem fähig zu sein, falls Cassia

wirklich in Camas ist. Als ich aufstehe, wird mir im ersten Moment schwindelig, und ich muss mich mit einer Hand an der Wand abstützen. Indie fragt: »Geht's dir gut?«

»Na klar!«, antworte ich. Cassia ist nicht mehr in Central! Sie ist hier, und es geht ihr gut. Mehr brauche ich nicht zu wissen!

Gemeinsam schlüpfen Indie und ich durch die Tür, hinaus aufs freie Feld. Die Grashalme flüstern in der schwindenden Dunkelheit, und ich renne los. Indie bleibt an meiner Seite, hält mit mir Schritt.

»Du hättest mal die Landungen sehen sollen, die ich hingelegt habe!«, sagt

Indie stolz. »Perfekt! Ach was, besser als perfekt! Damit gehe ich eines Tages in die Geschichte ein.« Indie klingt richtig übermütig. So habe ich sie noch nie erlebt, und es wirkt ansteckend.

»Wie sieht sie aus?«, frage ich.

»So wie immer«, antwortet Indie. Ich fange an zu lachen, bleibe stehen, fasse Indie um die Taille, schwenke sie herum, küsse sie auf die Wange und danke ihr dafür, das Unmögliche möglich gemacht zu haben. Doch plötzlich fällt mir ein, dass ich krank sein könnte.

Und sie ebenfalls.

»Danke«, wiederhole ich. »Ich wünschte, wir wären nicht in Quarantäne.«

»Ist das denn wichtig?«, fragt sie und rückt ein Stück näher. Ihr Gesicht strahlt die pure Freude aus, und ich spüre wieder ihren Kuss auf den Lippen.

»Ja, es ist wichtig«, erwidere ich, und Angst erfasst mich. »Du hast doch dafür gesorgt, dass Cassia nicht dem neuen Virus ausgesetzt wurde, oder?«

»Sie ist fast die ganze Zeit im Frachtraum geblieben«, antwortet Indie, »und das Luftschiff ist desinfiziert worden. Ich habe kaum mit ihr geredet.«

Ich werde vorsichtig sein, eine Maske tragen, oben im Cockpit bleiben, Abstand zu Cassia halten müssen … doch ich kann sie wenigstens sehen. *Das ist zu schön, um wahr zu sein*, warnt

mich eine innere Stimme. *Du bist wieder mit Cassia vereint, und ihr fliegt zusammen weg, wie du es dir erträumt hast? Das gibt's doch gar nicht!*

Wenn man einmal der Hoffnung Raum gibt, überwältigt sie einen. Sie füllt die innere Leere und steigt an den Knochen empor. Sie wächst, bis sie die Knochen ersetzt und zu dem wird, was einen zusammenhält. Einen aufrecht hält. Bis man nicht mehr ohne sie leben kann. Sie mit Stumpf und Stiel auszureißen, würde einen töten.

»Indie Holt«, sage ich, »du bist zu toll, um wahr zu sein.«

Indie lacht. »Noch nie hat mich jemand toll gefunden.«

»Doch, natürlich! Wenn du fliegst.«

»Hach«, sagt sie, »da finden mich alle großartig!«

»Das bist du ja auch«, sage ich, und wir rennen weiter auf die Schiffe zu. Sie kauern sich im Morgenlicht zusammen wie ein Schwarm Eisenvögel.

»Das da«, sagt Indie und läuft auf ein bestimmtes Schiff zu. Ich folge ihr. »Du zuerst.«

Ich klettere hinauf ins Cockpit, drehe mich um und frage: »Wer fliegt?«

»Ich«, antwortet eine vertraute Stimme.

Der Steuermann tritt aus dem Schatten im Hintergrund des Cockpits hervor.

»Alles in Ordnung«, beruhigt mich Indie. »Er bringt euch hier raus, weit

hinauf in die Berge.«

Weder der Steuermann noch ich sagen ein Wort. Seltsam, dass seine Stimme nicht ertönt, so sehr bin ich daran gewöhnt, sie aus dem Terminal zu hören.

»Ist sie wirklich hier?«, frage ich Indie leise, in der Hoffnung, dass sie mich angelogen hat und Cassia gar nicht mit an Bord ist. Hier ist etwas faul, spürt sie das denn nicht?

»Schau selbst nach«, erwidert Indie und zeigt lächelnd auf den Frachtraum. In dem Moment wird mir klar, dass sie nicht an eine Falle glaubt und Cassia tatsächlich an Bord ist. So viel ist sicher, wenn auch sonst nichts. Irgendetwas stimmt nicht mit mir, und als ich hinunter in den Frachtraum

klettere, verliere ich beinahe den Halt.

Da ist sie! Nach all den Monaten sind wir endlich im selben Schiff. Das ist alles, was ich in diesem Moment will. *Lass uns den Steuermann rauswerfen, lass uns abhauen, lass uns zusammen nach Anderland fliegen!*

Doch Cassia ist nicht allein.

Xander ist bei ihr.

Wo bringt der Steuermann uns alle hin? Indie vertraut ihm, ich aber nicht.

Indie, was hast du getan?

»Mit mir wolltest du nicht abhauen«, sagt Indie, »also habe ich sie zu dir gebracht. Jetzt kannst du in die Berge gehen.«

»Du kommst nicht mit uns«, stelle ich

fest.

»Unter anderen Umständen würde ich es tun«, erwidert sie. »Aber es ist nun mal so, wie es ist. Und ich werde noch als Pilotin gebraucht.« Sie verschwindet aus dem Eingang zum Frachtraum, schnell wie ein Fisch oder ein Vogel. Niemand kann Indie aufhalten, wenn es für sie Zeit ist zu gehen.

Kapitel 23

Cassia

Vor Monaten waren wir an einem kühlen dunklen Vorfrühlingsabend am See verabredet, wo wir hätten allein sein können.

Jetzt endlich sehe ich ihn. Kys Gesicht ist von Erschöpfung gezeichnet, und ich

rieche Salbei, Sand und Gras. Gerüche, die er von draußen hereingebracht hat. Ich kenne diese steinerne Miene, diese angespannte Haltung. Seine Haut ist rau, seine Augen liegen tief in den Höhlen.

Alles fing damit an, dass er seine Hand um meine legte, als er mir zeigte, wie man Buchstaben malt.

In Kys Blick liegt eine so vollkommene Liebe und eine so tiefe Sehnsucht, dass es mich durchdringt wie der schrille, hohe Schrei eines Vogels in den Canyons. Ich fühle es im ganzen Körper. Ich werde wahrgenommen, gesehen, nur noch nicht berührt.

Der Moment vibriert zwischen uns und zerbricht urplötzlich. Zutiefst entsetzt weicht Ky zurück.

»O nein!«, stöhnt er. »Ich habe nicht mehr daran gedacht! Ich darf nicht hier unten bei dir sein!«

Doch zu spät – der Steuermann hat die Klappe geschlossen. Ky hämmert dagegen, als die Turbinen anspringen und die Stimme des Steuermannes durch die Lautsprecher dringt. »Vorbereiten zum Start!« Ich greife nach einem der Gurte, die von der Decke hängen. Xander folgt meinem Beispiel. Ky schlägt noch immer gegen die Tür des Frachtraums, die zum Cockpit führt.

»Ich darf nicht hierbleiben!«, ruft er. »Dort draußen wütet eine Krankheit, die schlimmer ist als die Seuche, und ich könnte sie übertragen!« Seine Augen

flackern wild.

»Schon gut«, versucht Xander ihn zu beruhigen, aber durch das Brüllen der Motoren und sein eigenes Hämmern kann Ky ihn nicht verstehen.

»Ky!«, rufe ich so laut ich kann, immer jeweils zwischen seinen Schlägen. »Es! Ist! Nicht! Schlimm! Ich! Kann! Nicht! Krank! Werden!«

Erst da dreht er sich um.

»Und Xander auch nicht!«, füge ich hinzu.

»Woher weißt du das?«, fragt Ky.

»Weil wir beide die Male haben«, antwortet Xander.

»Welche Male?«

Xander dreht sich um und zieht seinen Kragen herunter, so dass Ky es sehen

kann. »Wenn du das hast, bedeutet das, dass du an der mutierten Form des Virus nicht erkranken kannst.«

»Ich habe es auch«, sage ich. »Xander hat auf dem Flug hierher nachgesehen.«

»Ich arbeite schon seit Wochen mit Patienten, die durch das mutierte Virus erkrankt sind«, erklärt Xander.

»Und ich?«, fragt Ky. Er dreht sich um und zieht sein Hemd in einer fließenden Bewegung über den Kopf. Im schwachen Licht des Frachtraums sehe ich seinen muskulösen Rücken, seine glatte braune Haut.

Nichts. Kein Mal.

Mir schnürt sich die Kehle zu. »Ky!«, sage ich.

»Du hast es nicht«, stellt Xander fest, direkt, aber mitfühlend. »Ich habe im medizinischen Zentrum gearbeitet, ich weiß, wie das Mal aussieht. Ich bin auch mit der unheilbaren Form der Seuche in Kontakt gekommen. Bitte halte dich von uns fern, denn wir könnten beide Überträger sein. Vielleicht hast du dich noch gar nicht angesteckt.«

Ky nickt und zieht sein Hemd wieder über. Als er sich umdreht, spricht Qual, aber auch Erleichterung aus seinem Blick. Er hat nicht damit gerechnet, immun zu sein; er hat nie im Leben Glück gehabt. Aber er ist froh, dass ich geschützt bin. In meinen Augen brennen Tränen der Wut. Warum muss es immer

Ky treffen? Wie kann er das ertragen?

Er schnallt sich nicht an, sondern läuft auf und ab.

Aus einem Lautsprecher an der Wand ertönt die Stimme des Steuermannes. »Der Flug dauert nicht lange.«

»Wohin fliegen wir?«, fragt Ky.

Der Steuermann antwortet nicht.

»In die Berge«, erkläre ich, und zugleich sagt Xander: »Um dem Steuermann zu helfen, ein Heilmittel zu entwickeln.«

»Das hat Indie euch erzählt, oder?«, fragt Ky. Xander und ich nicken. Ky zieht die Augenbrauen hoch, als wolle er sagen: *Und was hat der Steuermann vor?*

»Im Frachtraum wartet etwas auf

Cassia«, sagt der Steuermann. »Eine Schachtel. Sie steht im hinteren Teil.«

Xander findet die Schachtel zuerst und schiebt sie mir zu. Er und Ky sehen zu, wie ich sie öffne. Zwei Dinge befinden sich darin: ein Datenpod und ein zusammengefaltetes Blatt weißes Papier.

Zuerst hole ich den Datenpod heraus und gebe ihn Xander. Ky bleibt auf der anderen Seite des Schiffes. Dann nehme ich das Papier in die Hand, weißes, glattes Terminalpapier. Es ist auf eine ungewöhnliche Art zusammengefaltet, um etwas Schwereres in seinem Inneren zu schützen. Als ich die verschiedenen Lagen auseinanderklappe, finde ich im Inneren Großvaters Mikrochip.

Bram hat ihn mir tatsächlich geschickt.

Und er hat noch etwas hinzugefügt: einige Zeilen in der Mitte des Blattes. Einen verschlüsselten Text.

Das Schriftbild formt ein Muster – Bram hat den Text wie das Spiel gestaltet, das ich einmal für ihn auf dem Schreibcomputer entworfen habe. *Das ist die Handschrift meines Bruders!* Bram hat sich selbst das Schreiben beigebracht, und anstatt meine Nachricht nur zu entschlüsseln, hat er sich einen eigenen, simplen Code ausgedacht. Wir haben immer alle geglaubt, er wäre unaufmerksam, dabei entgeht ihm nichts, wenn er sich wirklich für etwas

interessiert. Er hätte also doch einen wunderbaren Sortierer abgegeben.

Mir kommen die Tränen, als ich an meine Familie im Exil in Keya denke. Der Code von Bram, das kunstvoll gefaltete Papier von meiner Mutter – das kann nur sie gewesen sein. Nur mein Vater hat nichts mitgeschickt.

»Sehen Sie sich nun den Mikrochip an.« Der Steuermann spricht weiterhin höflich, aber seine Bitte klingt trotzdem wie ein Befehl.

Ich schiebe den Mikrochip in den Datenpod. Obwohl es ein älteres Modell ist, erscheint das erste Bild schon nach wenigen Sekunden. Da ist er: Großvater. Sein geliebtes, freundliches, kluges Gesicht. Ich habe ihn seit knapp einem

Jahr nicht mehr gesehen, außer in meinen Träumen.

»Funktioniert der Datenpod?«, fragt der Pilot.

»Ja«, krächze ich mit schmerzlich zugeschnürter Kehle. »Ja, danke.«

Für einen Moment vergesse ich, dass ich nach etwas ganz Bestimmtem suche – nach Großvaters liebster Erinnerung an mich. Stattdessen betrachte ich fasziniert Bilder von ihm in verschiedenen Phasen seines Lebens.

Großvater als Kind, neben seinen Eltern stehend. Etwas älter, in Zivil, dann mit dem Arm um eine junge Frau gelegt. Meine Großmutter. Dann Großvater mit einem Baby auf dem Arm,

meinem Vater, meine Großmutter lachend an seiner Seite. Dann verschwindet auch dieses Bild.

Bram und ich erscheinen mit Großvater zusammen auf dem Bildschirm. Und verschwinden wieder.

Der Durchlauf endet mit einem Bild von Großvater am Ende seines Lebens. Er ist immer noch ein gutaussehender Mann, und seine dunklen Augen blicken mich humorvoll und streng zugleich vom Bildschirm aus an.

»Zum Abschied hat Samuel Reyes nach herrschender Sitte eine Liste seiner Lieblingserinnerungen an seine noch lebenden Verwandten zusammengestellt«, spricht die Historikerin, die die Chronik

kommentiert. »Im Fall seiner Schwiegertochter Molly ist es der Tag ihrer ersten Begegnung.«

Auch mein Vater erinnerte sich gern an jenen Tag. Damals in Oria erzählte er mir, wie er meine Mutter zusammen mit seinen Eltern vom Airtrain abholte. Mein Vater sagte, sie alle hätten sich an jenem Tag in sie verliebt, und er hätte niemals einen so warmherzigen und lebendigen Menschen wie sie getroffen.

»Seine Lieblingserinnerung an seinen Sohn Abran betrifft den Tag, an dem sie ihren ersten richtigen Streit hatten.«

Diese Erinnerung muss einen bestimmten Hintergrund haben. Ich nehme mir vor, meinen Vater danach zu

fragen, wenn ich ihn wiedersehe. Er streitet sich kaum jemals mit irgendjemandem. Ich verspüre einen kleinen Stich. Warum hat Papa mir nicht auch etwas geschickt? Er muss doch damit einverstanden gewesen sein, dass Bram und Mama mir den Mikrochip gesendet haben. Meine Mutter würde nie etwas hinter dem Rücken meines Vaters tun.

»Seine Lieblingserinnerung an seinen Enkel Bram ist, als dieser sein erstes Wort gesprochen hat«, berichtet die Historikerin. »Es lautete: *mehr!*«

Jetzt komme ich an die Reihe. Ich ertappe mich dabei, wie ich mich nach vorn beuge, wie früher, als Großvater mir Geschichten erzählt hat.

»Seine Lieblingserinnerung an seine Enkelin Cassia«, fährt die Historikerin fort, »ist die an den Tag im roten Garten.«

Bram hatte recht. Er hat die Historikerin richtig verstanden. Sie hat *Tag* gesagt, nicht *Tage*. Hat sie vielleicht einen Fehler gemacht? Ich wünschte, man hätte Großvater selbst erzählen lassen. Mir wäre lieber gewesen, wenn ich diese Erinnerungen aus seinem Munde gehört hätte. Aber so hat die Gesellschaft dieses Ritual eben nicht konzipiert.

Ich habe nichts erfahren, außer, dass Großvater mich liebgehabt hat – nichts Geringes, aber das wusste ich bereits.

Der rote Gartentag könnte zu jeder beliebigen Jahreszeit stattgefunden haben. Rote Blätter im Herbst, rote Blumen im Sommer, rote Knospen im Frühling, und wenn wir manchmal im Winter draußen saßen, röteten sich unsere Nasen und Wangen in der Kälte, und die Sonne ging karmesinrot im Westen unter. Tage im roten Garten. Es hat so viele von ihnen gegeben.

Und dafür bin ich dankbar.

»Was hat sich an dem Tag im roten Garten ereignet?«, fragt der Steuermann, und ich blicke auf. Für einen Moment hatte ich vergessen, dass er zuhört.

»Ich weiß es nicht«, antworte ich. »Ich kann mich nicht daran erinnern.«

»Was steht auf dem Papier?«, fragt

Xander.

»Ich weiß nicht, ich habe den Code noch nicht entschlüsselt.«

»Die Zeit können Sie sich sparen«, mischt sich der Steuermann ein. »Dort steht: *Cassia, ich bin stolz auf dich, weil du das getan hast, wozu ich zu ängstlich war.* Die Nachricht stammt von Ihrem Vater.«

Also hat mein Vater mir doch etwas mitgeschickt. Bram hat die Botschaft für ihn verschlüsselt, und meine Mutter hat sie zusammengefaltet.

Ich betrachte die Zeilen, um sicherzugehen, dass der Steuermann sie richtig entschlüsselt hat, aber wieder unterbricht er mich.

»Diese Sendung ist erst vor kurzem angekommen. Scheinbar ist der Händler, dem sie anvertraut wurde, kurz nach ihrem Erhalt krank geworden. Als sie eintraf, fanden wir sie hochinteressant, sowohl den Mikrochip als auch die Nachricht.«

»Wer hat sie Ihnen übergeben?«, frage ich.

»Ich habe meine Leute, die für mich nach interessanten Informationen Ausschau halten«, antwortet der Steuermann. »Unter anderem die Chefarchivistin in Central.«

Sie hat mich noch einmal hintergangen. »Die Sendungen müssen doch vertraulich behandelt werden!«,

protestiere ich.

»Im Krieg gelten andere Regeln«, erwidert der Pilot.

»Aber wir sind doch nicht im Krieg!«

»Schlimmer noch: Wir sind dabei, einen Krieg zu verlieren«, antwortet der Steuermann. »Den gegen das mutierte Virus. Wir haben kein Mittel dagegen.«

Ich blicke Ky an, der das Mal nicht hat, der in Gefahr schwebt, und ich verstehe die Not des Steuermannes. *Wir dürfen nicht verlieren!*

»Wollen Sie uns dabei helfen, ein Heilmittel zu entwickeln, oder wollen Sie unsere Versuche behindern?«

»Wir wollen Ihnen natürlich helfen«, antwortet Xander. »Aus diesem Grund bringen Sie uns doch in die Berge,

oder?«

»Ich bringe Sie in die Berge«, sagt der Steuermann. »Aber wie es dort mit Ihnen weitergeht, habe ich noch nicht entschieden.«

Ky lacht auf. »Wenn Sie so viel Zeit damit verschwenden, über das Schicksal von uns dreien nachzudenken, während eine unheilbare Seuche unter der Bevölkerung wütet, sind Sie entweder dumm oder verzweifelt.«

»Die Situation«, erwidert der Steuermann, »ist bereits wesentlich schlimmer als nur verzweifelt.«

»Aber was genau erwarten Sie denn von uns?«, fragt Ky.

»Sie werden uns helfen«, antwortet

der Steuermann, »egal wie.« Das Schiff verändert die Richtung, und ich frage mich, wo wir gerade sind.

»Es gibt nicht viele Menschen, denen ich vertrauen kann«, fährt der Steuermann fort. »Wenn mir also zwei meiner engsten Mitarbeiterinnen Widersprüchliches berichten, beunruhigt mich das. Eine Person aus meinem Beraterstab hält Sie drei für Verräter, die inhaftiert und außerhalb der Provinzen verhört werden sollten, wo ich mir der Loyalität der Bevölkerung gewiss sein kann. Eine andere hält Sie für fähig, bei der Entwicklung eines Heilmittels zu helfen.«

Die erste Person ist die Chefarchivistin, denke ich. *Aber wer ist*

die zweite?

»Als die Archivistin mich auf diese Sendung aufmerksam machte«, fährt der Steuermann fort, »weckten sowohl der Name auf dem Mikrochip als auch die beigefügte Nachricht meine Aufmerksamkeit. Cassia, Ihr Vater hat sich nicht der Erhebung angeschlossen. Was genau haben Sie getan, was er nicht gewagt hat? Sind Sie einen Schritt weitergegangen und wollten die Erhebung sabotieren?

Bei näherem Hinsehen habe ich dann weitere Hinweise entdeckt.«

Er beginnt, Blumennamen zu rezitieren. Ich befürchte schon, er ist verrückt geworden, bis ich genauer

hinhöre:

Neorosen, alte Rosen, Spitzen, weiß und rein.

»Sie haben das geschrieben und weitergegeben«, sagt der Steuermann. »Was hat dieser Code zu bedeuten?«

Aber das ist doch gar kein Code! Ich habe nur die Geschichten meiner Mutter in Poesie verwandelt. Woher hat er das Gedicht? Hat es ihm jemand gegeben? Ich wollte es ja mit anderen teilen, aber nicht so.

»Wo liegt dieser Ort unter den Bäumen, über dem Hügelkamm und jenseits der Grenzen, die keiner sehen kann?«

Wenn er so fragt, klingen die Verse kompliziert, wie ein Rätsel. Dabei

sollten sie ganz einfach sein, ein Kinderlied.

»Wen haben Sie dort getroffen?«, fragt der Steuermann in klarem, sachlichem Tonfall. Doch Ky hat recht. Er ist verzweifelt. Zwar schwingt in seiner Stimme keine Angst mit, aber die gestellten Fragen und die Tatsache, dass er seine kostbare Zeit mit uns dreien verschwendet, lösen eiskalte Furcht in mir aus. Wenn der Steuermann nicht weiß, wie wir die Seuche überwinden können, wer sonst?

»Niemanden«, antworte ich. »Es ist nur ein Gedicht und besitzt keinerlei konkrete Bedeutung.«

»Und doch ist das oft bei Gedichten

der Fall«, erwidert der Steuermann. »Das wissen Sie genau.«

Stimmt. Ich habe oft an das Gedicht über den Steuermann nachgedacht und mich gefragt, ob Großvater wollte, dass ich dieses finde. Er hat mir zwei Gedichte geschenkt, er hat mir Geschichten über Wanderungen auf dem Hügel erzählt und von seiner Mutter, die ihm verbotene Lieder vorgesungen hat. Was genau wollte Großvater von mir? Was sollte ich tun? Das frage ich mich schon seit langem.

»Warum haben Sie die Galerie als Treffpunkt eingerichtet?«, fragt der Steuermann.

»Damit alle ihre eigenen Kreationen dorthin bringen konnten.«

»Worüber haben Sie bei den Treffen geredet?«

»Über Poesie und Musik.«

»Sonst nichts?«

Seine Stimme kann kalt oder warm klingen. Mal ist sie großzügig und einladend, dann wieder unbarmherzig kalt wie der Marmor der Treppe zur Stadthalle.

Doch auch ich habe eine Frage an ihn. »Warum sind Sie ausgerechnet jetzt auf meinen Namen aufmerksam geworden? Die Mitglieder der Erhebung haben ihn schon öfter gesehen und gehört, aber nie hat er etwas bedeutet.«

»Seitdem Sie sich vor einigen Monaten der Erhebung angeschlossen

haben«, fährt der Steuermann fort, »haben sich immer wieder mysteriöse Zwischenfälle ereignet. Vergiftete Seen. Geheimnisvolle Codes. Eine Galerie, in der sich Leute versammeln und Selbstgeschriebenes austauschen konnten. Es schien, als sei Ihr Name einen zweiten Blick wert. Und als ich genauer hinsah, fand ich einiges.« Seine Stimme klingt jetzt eiskalt.

»Cassia kämpft nicht gegen die Erhebung!«, meldet sich Xander zu Wort. »Sie ist Mitglied der Erhebung. Ich bin bereit, für sie zu bürgen!«

»Ich ebenfalls«, sagt Ky.

»Wie ehrenhaft«, höhnt der Steuermann. »Aber zufällig hängen Sie derart miteinander zusammen, dass Sie

alle verdächtig sind!«

»Was soll das heißen?«, frage ich. »Ich habe alles getan, was die Erhebung von mir verlangt hat! Ich bin nach Central gegangen. Ky hat als Pilot für sie sein Leben aufs Spiel gesetzt, Xander im medizinischen Zentrum Menschenleben gerettet!«

»Ihre kleinen Zugeständnisse sollten nur ihre subversiven Aktivitäten den geringeren Mitgliedern der Erhebung gegenüber verschleiern«, entgegnet der Steuermann. »Damit diese keinen Grund hatten, Sie mir zu melden. Doch nachdem Sie meine Aufmerksamkeit geweckt hatten, erblickte ich Zeichen und Zusammenhänge, die anderen

verborgen geblieben sind. Bei näherem Hinsehen erkannte ich die Wahrheit. Wo immer Sie auch hinkamen, sind Menschen gestorben. Die Lockvögel im Lager zum Beispiel, von denen viele Aberrationen waren.«

»Aber wir haben die Lockvögel doch nicht getötet!«, protestiert Ky. »Sie sind schuld daran, dass sie sterben mussten! Als die Gesellschaft uns zum Sterben dort hinausgeschickt hat, haben Sie untätig zugesehen!«

Gnadenlos fährt der Steuermann fort. »Ein Fluss nahe der Canyons wurde vergiftet, während Sie sich dort aufhielten. Sie haben in den Bergen eine Sprengung durchgeführt, durch die das halbe Dorf der Anomalien verschüttet

wurde. Sie haben Röhrchen mit Gewebeproben in einem unterirdischen Lager zerstört, das bereits von der Erhebung infiltriert worden war. Sie haben auf illegalem Wege blaue Tabletten organisiert. Sie haben sogar einen jungen Mann damit getötet. Wir haben seine Leiche gefunden!«

»Das ist nicht wahr!«, entgegne ich, obwohl es in gewisser Weise stimmt. Und dann wird mir klar, warum mich die Archivistin gefragt hat, ob ich ein Lager kenne, in dem Gewebeproben aufbewahrt werden. »Sie wollten also wissen, ob ich den Aufbewahrungsort der Gewebeproben kannte!«, werfe ich dem Steuermann vor. »Damit Sie sie

verkaufen konnten!«

»Sie verkaufen die Röhrchen?«, fragt Ky verächtlich.

»Natürlich«, antwortet der Steuermann. »Ich tue alles dafür, um mir die Loyalität der Bevölkerung zu sichern und Ressourcen für die Entwicklung eines Heilmittels zu mobilisieren. Die Röhrchen dienen als Währung, die etwas bewegt, wenn nichts anderes mehr wirkt.«

Ky schüttelt angewidert den Kopf. Unwillkürlich bin ich froh darüber, dass ich Großvaters Röhrchen mitgenommen habe. Wer weiß, wofür der Steuermann es missbraucht hätte?

»Und noch etwas«, fährt er fort. »In den Städten, in denen Sie gelebt haben,

wurden überall die Wasservorräte vergiftet.«

Der See! Ich denke an die toten Fische. Aber ich verstehe nicht, worauf er hinauswill. Ky, Xander und ich sehen uns an. *Wir müssen hier irgendwie rauskommen!*

Mit blitzenden Augen setzt Xander zu einer Gegenrede an: »Die Seuche hat sich viel zu schnell ausgebreitet. Lange Zeit hat sie sich auf Central beschränkt, dann sind plötzlich überall Menschen erkrankt. Bevor das Wasser kontaminiert wurde, hatten wir es mit einer Epidemie zu tun – die Krankheit wurde von Mensch zu Mensch übertragen. Nachdem das Virus ins Wasser gelangt ist, standen

wir einer Pandemie gegenüber.«

Gemeinsam mit Xander setzen Ky und ich die Puzzlestücke zusammen. Ky sagt: »Das Virus kommt aus dem Wasser, genau wie die, mit der die Gesellschaft den Feind bekämpft hat.«

Die hohe Anzahl der Neuerkrankungen ergibt plötzlich einen Sinn. »Der plötzliche Ausbruch der Seuche zu Beginn der Erhebung – Neuerkrankungen in verschiedenen Städten und Provinzen – lässt darauf schließen, dass das Virus ins Wasser gegeben wurde, um die Ausbreitung zu beschleunigen.« Unwillkürlich schüttele ich den Kopf. »Das hätte mir schon viel früher klarwerden sollen. Deswegen ist die Krankheit überall gleichzeitig

aufgetreten!«

»Aus diesem Grund konnten wir Mediziner der Lage kaum Herr werden«, fährt Xander fort. »Die Erhebung hat nicht mit diesem Sabotageakt gerechnet. Aber wir konnten die Krankheit dennoch erfolgreich bekämpfen, so lange, bis die Mutation auftrat.«

»Sie glauben doch nicht im Ernst, dass wir das alles zu dritt hätten koordinieren können?«, fragt Ky.

»Nein«, antwortet der Steuermann. »Aber Sie waren daran beteiligt. Und jetzt haben Sie die Gelegenheit, Ihr Gewissen zu erleichtern.« Nach einer kurzen Pause fügt er hinzu: »Für Cassia wartet eine weitere Nachricht auf dem

Datenpod.«

Auf dem Bildschirm sehe ich eine zweite Datei. Sie enthält je ein Bild von meiner Mutter und von meinem Vater. Zwischen ihnen wird hin und her geblendet.

»Nein!«, ächze ich. »Nein!« Mit glasigen Augen starren meine Eltern ins Leere. Sie sind Versunkene.

»Sie sind an der mutierten Form erkrankt«, erklärt der Steuermann. »Es gibt kein Heilmittel. Sie liegen in einem medizinischen Zentrum in Keya.« Er ahnt meine nächste Frage und nimmt die Antwort voraus: »Ihren Bruder konnten wir bisher noch nicht ausfindig machen.«

Bram! Liegt er irgendwo, wo niemand ihn finden konnte? Ist er tot wie der

Junge in den Canyons? Nein. Das darf nicht sein. Das kann ich einfach nicht glauben. Ist Bram versunken? Das kann und will ich mir nicht vorstellen.

»Jetzt haben Sie wohl einen Anreiz, mir alles zu erzählen, was Sie wissen«, drängt der Steuermann. »Für wen arbeiten Sie? Sind Sie Gesellschaftssympathisanten? Oder Anhänger einer anderen Gruppierung? Hat Ihre Gruppe das mutierte Virus eingeschleust? Haben Sie ein Heilmittel?«

Zum ersten Mal erlebe ich mit, wie er die Kontrolle verliert, zwar nur beim letzten Wort, *Heilmittel*, aber daran merkt man, wie verzweifelt und

getrieben er ist. Er braucht das Heilmittel! Er würde alles dafür tun, es zu finden.

Aber wir haben es nicht. Er vergeudet seine Zeit mit uns. Was können wir schon ausrichten? Und wie sollen wir ihn davon überzeugen, dass wir die Falschen sind?

»Ich weiß, dass Sie eine Lösung kennen«, fährt der Steuermann fort, nun wieder schmeichelnd und sanft. »Zwar hat Ihr Vater sich für die Gesellschaft und gegen die Erhebung entschieden, aber Ihr Großvater hat für uns gearbeitet. Außerdem sind Sie natürlich die Urenkelin von Steuerfrau Reyes und haben uns früher schon geholfen, auch wenn Sie sich nicht daran erinnern

können.«

Den letzten Teil des Satzes höre ich kaum noch.

Meine Urgroßmutter! *Sie* war die Steuerfrau!

Sie hat meinem Großvater Gedichte aufgesagt und Lieder vorgesungen, die nicht unter den erlaubten Einhundert waren, obwohl sie zum Auswahlgremium der Kulturgüter gehörte. Sie hat das Gedicht gerettet, das ich verbrannt habe.

»Ich habe Steuerfrau Reyes nie persönlich kennengelernt«, fährt der Steuermann fort. »Aber ich kenne ihre Schriften, sie war die rechte Steuerfrau zur rechten Zeit. Sie stand vor meinem

Vorgänger am Ruder. Sie sorgte dafür, dass Wissen erhalten blieb, und schuf die Grundlagen für unsere späteren Aktivitäten. Doch eines gilt für alle Lenkerinnen und Lenker gleichermaßen: Wir müssen uns bewusst sein, was es bedeutet, Steuermann zu sein. Ihre Urgroßmutter wusste genau, dass man in dem Moment scheitert, in dem man keine Rettung bringt. Und sie wusste, dass der kleinste Rebell, der seine Pflichten erfüllt, genauso wichtig ist wie der Steuermann an der Spitze. Sie glaubte es nicht nur, sie war von dieser Wahrheit restlos überzeugt.«

»Wir haben nichts getan …«, beginne ich, aber plötzlich geht das Schiff in den Sinkflug, immer schneller.

Ky verliert das Gleichgewicht und stürzt gegen die Kisten an der Wand. Xander und ich eilen ihm zu Hilfe.

»Mir ist nichts passiert«, ächzt Ky. Durch das Dröhnen der Triebwerke verstehe ich ihn kaum, und dann folgt eine abrupte, harte Landung. Der Ruck fährt mir durch den ganzen Körper.

Ky sagt: »Sobald er den Frachtraum öffnet, fliehen wir. Wir können es schaffen!«

»Nein, Ky!«, erwidere ich.

»Wir können an ihm vorbeikommen«, insistiert Ky. »Wir sind drei gegen einen.«

»Zwei«, wendet Xander ein. »Ich komme nicht mit.«

»Aber hast du denn nicht zugehört?«, fragt Ky erstaunt.

»Doch«, sagt Xander. »Der Steuermann will ein Heilmittel finden, und ich auch. Also werde ich ihm helfen, so gut ich kann.« Xander blickt mich an, und ich erkenne, dass er noch immer an den Steuermann glaubt. Er stellt ihn über alles andere, in diesem Fall zumindest.

Er hat auch gute Gründe dafür. Ky und ich haben ihn im Stich gelassen. Ich habe Xander nie das Schreiben beigebracht oder ihn über sein bisheriges Leben ausgefragt, weil ich glaubte, ohnehin alles darüber zu wissen. Doch als ich Xander jetzt ansehe, wird mir klar, dass ich keineswegs alles wusste und

inzwischen sehr vieles nicht mehr weiß. Er hat seine eigene Reise zurückgelegt und ist verändert daraus hervorgegangen.

Außerdem hat er recht. Alles, was zählt, ist das Heilmittel. Dafür müssen wir jetzt kämpfen!

Ich bin das Zünglein an der Waage. Die Männer warten auf meine Entscheidung. Und diesmal wähle ich Xander, oder besser, ich ergreife für ihn Partei. Zu Ky sage ich: »Lass uns mit dem Steuermann reden und noch einmal verschiedene Dinge klären.«

»Willst du das wirklich?«, fragt Ky.

»Ja«, sage ich, und der Steuermann öffnet die Klappe des Frachtraums. Ky geht zuerst ins Cockpit, dann folgen Xander und ich. Ich übergebe dem

Steuermann den Datenpod mit den Bildern meiner Eltern.

»Die Galerie diente als Treffpunkt für Kreative und Kunstinteressierte«, erkläre ich dem Steuermann, »und die Sache mit den blauen Tabletten war ein Versehen, ein Unfall. Wir hielten sie für hilfreich und wussten nicht, dass sie tödlich sind. Den Höhleneingang oberhalb des Dorfes haben wir gesprengt, weil die Bewohner ihre Schätze darin aufbewahren und sie nicht wollten, dass diese der Gesellschaft in die Hände fielen. Die vergifteten Gewässer sind das Werk der Gesellschaft, zu der wir nicht mehr gehören.«

Für einen Moment ist es so still, wie es in einem Luftschiff in den Bergen nur sein kann. Der Wind draußen rauscht in den Bäumen, hier drinnen hört man nur unseren Atem, wir sind nicht still, noch nicht. »Wir beabsichtigen nicht, die Erhebung zu sabotieren«, fahre ich fort. »Alles, was wir wollen, ist ein Heilmittel.« Plötzlich wird mir klar, wer die zweite Vertraute des Steuermannes sein muss – die Pilotin, die er mit unserer Abholung beauftragte, als er selbst keine Zeit hatte und kein Risiko eingehen wollte. »Hören Sie auf Indie«, sage ich. »Wir können Ihnen helfen, wirklich!«

Der Steuermann wirkt nicht

überrascht darüber, dass ich meine Schlüsse gezogen habe.

»Indie!«, sagt Ky. »Hat sie das Mal?«

»Nein«, antwortet der Steuermann. »Aber wir werden alles dafür tun, dass sie weiterfliegen kann.«

»Sie haben sie angelogen«, wirft Ky ihm vor. »Sie haben sie dazu benutzt, uns alle einzufliegen.«

»Ich werde nichts unversucht lassen, um ein Heilmittel zu finden«, erwidert der Steuermann.

»Wir können Ihnen helfen!«, wiederhole ich. »Ich kann Daten sortieren. Xander hat im medizinischen Zentrum gearbeitet und den Mutanten von Anfang an beobachtet. Ky…«

»… ist möglicherweise der

Nützlichste von Ihnen allen«, ergänzt der Pilot.

»Ich bin nur ein Körper«, sagt Ky. »Kanonenfutter, wie damals in den Äußeren Provinzen.« Ky entfernt sich von mir in Richtung Tür. Er bewegt sich langsamer als normalerweise, jedoch mit derselben Geschmeidigkeit, die ich immer mit ihm assoziiert habe. Er besitzt eine bessere Körperbeherrschung als die meisten, und mich schmerzt die Vorstellung, dass auch er bald versunken daliegen könnte.

»Das weißt du doch noch gar nicht«, erwidere ich beunruhigt. »Noch scheinst du nicht krank zu sein.« Doch Ky sieht mich resigniert an. Weiß er mehr, als er

sagt? Kann er das mutierte Virus in sich spüren, wie sie durch seine Adern kriecht und ihn krank macht?

»Jedenfalls ist Ky dem Virus ausgesetzt gewesen«, sagt Xander. »Er sollte nicht diejenigen gefährden, die an der Entwicklung des Heilmittels arbeiten.«

»Dieses Risiko besteht nicht«, erwidert der Steuermann. »Die Dorfbewohner sind immun gegen das Virus.«

»Deswegen sollen wir also hier nach einem Heilmittel suchen«, sagt Xander lächelnd und fährt hoffnungsvoll fort: »Und wir können es finden!«

»Wenn Sie aber doch vom roten Mal wussten«, frage ich den Steuermann,

»warum haben Sie dann nicht schon längst eine Gruppe derjenigen, die sie haben, hierhergebracht? Vielleicht könnten ihre Daten nützlich sein.« Man könnte die Daten derjenigen, die aufgrund einer früheren Infektion immun sind, mit denen der Dorfbewohner in den Bergen korrelieren.

Doch schon in dem Moment, als ich den Vorschlag ausspreche, schüttele ich den Kopf und beantworte meine eigene Frage: »Nein, es würde nichts nützen, weil unsere Daten bereits durch Impfungen und Kontakte mit Überträgern verfälscht wurden. Wir bräuchten eine unverfälschte Testgruppe, um nach dem Heilmittel zu forschen.«

»Stimmt«, sagt der Steuermann und sieht mich forschend an. »Nur diejenigen nützen uns etwas, die von Geburt an außerhalb der Gesellschaft gelebt haben. Ihre Daten brauchen die Entwickler des Heilmittels zum Vergleich.«

»Wobei wir die Daten stärker gewichten müssen, je länger jemand außerhalb der Gesellschaft gelebt hat«, ergänze ich. »Dorfbewohner der zweiten und dritten Generation sind für uns am bedeutsamsten.«

»Vor kurzem sind wir auf eine weitere Gruppe gestoßen, die für uns ebenfalls interessant ist«, sagt der Steuermann. »Diese Leute sind immun, obwohl sie erst vor kurzem hier in den

Bergen eingetroffen sind.«

Die Farmer aus den Canyons! Sie müssen es sein. Ich erinnere mich an das kleine Haussymbol, das in den Bergen auf der Landkarte der Farmer eine Siedlung symbolisierte. Offenbar war weder der Name des Ortes bekannt noch, ob er noch bewohnt war. Aber dorthin waren die Farmer geflohen, als ihr Aufenthalt in den Canyons nicht länger sicher war.

Ky sieht mich an. Ich weiß, was er denkt. *Ob wir Eli wiedersehen? Oder Hunter?*

»Als die Anomalien aus den Canyons eintrafen, erlaubten ihnen die Bewohner von Endstein, neben ihrem Dorf eine neue Siedlung zu errichten«, erzählt der

Steuermann. »Anfangs waren wir nicht sicher, dass die Anomalien aus den Canyons ebenfalls gegen das mutierte Virus immun waren. Sie hatten vorher unter ganz anderen klimatischen Bedingungen gelebt und seit Jahren keinen Kontakt mehr zu den Anomalien in Endstein gehabt. Doch sie sind vor einer Infektion geschützt, was ein Segen für uns war, weil …«

»… ihre Daten ebenfalls in die Korrelation mit einfließen konnten«, ergänze ich spontan. »Sie konnten nach Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Gruppen suchen.«

»Wie weit sind Sie gekommen?«, fragt Xander.

»Nicht so weit, wie wir es uns wünschen würden«, antwortet der Steuermann. »Bei der Ernährung und den Gewohnheiten der beiden Gruppen gab es zahlreiche Übereinstimmungen. Wir untersuchen alle Möglichkeiten so schnell wie möglich, aber dennoch ist die Methode zeitaufwendig, und wir brauchen Freiwillige, die das Heilmittel testen.«

Er sieht uns drei an. Haben wir ihn überzeugt?

Xander beobachtet mich ebenfalls. Als sich unsere Blicke treffen, lächelt er, und ich erkenne wieder den alten Xander in ihm. Damals hat er mich mit diesem Lächeln dazu gebracht, an den

Freizeitspielen teilzunehmen, obwohl ich eigentlich keine Lust dazu hatte. Als ich mich wieder Ky zuwende, sehe ich, dass seine Hände zittern, seine schmalen Hände, mit denen er mir das Schreiben beigebracht und mich berührt hat, als wir durch die Canyons wanderten.

Vor langer Zeit auf dem Hügel hat mich Ky vor einer Situation wie dieser gewarnt, in der wir einander womöglich verraten könnten. Er erklärte mir, was man unter dem Gefangenendilemma versteht und wie wir einander schützen konnten. Damals konnte er nicht ahnen, dass wir einmal zu dritt in dieser Situation stecken würden.

In dieser Zwickmühle zwischen Xanders Lächeln und Kys Händen treffe

ich die freie Entscheidung, dass die Entwicklung eines Heilmittels der einzige Weg ist, uns alle zu schützen.

»Wir können Ihnen helfen«, sage ich zu dem Steuermann und hoffe, dass er mir diesmal glaubt.

Genau, wie Großvater an mich geglaubt hat. Ich halte seinen Mikrochip fest in der Hand, eingepackt von meiner Mutter, bedeckt von den Worten meines Vaters in der Schrift meines Bruders.

Fünfter Teil
Das Gefangenendilemma

Kapitel 24

Xander

Draußen vor dem Schiff läuft Ky ruhelos auf der Lichtung hin und her, während wir die Ankunft der Dorfbewohner erwarten. »Ruh dich lieber aus«, rate ich ihm. »Es gibt keine Hinweise darauf, dass ständige Bewegung den Ausbruch

der Krankheit verzögert.«

»Du hörst dich an wie ein Funktionär«, murrt Ky.

»Ich war ja auch mal einer«, erwidere ich.

»Du weißt nur deshalb nicht, ob Bewegung den Ausbruch verzögert, weil du es noch nie ausprobiert hast«, wendet Ky ein.

Wir reden und scherzen kumpelhaft wie damals an den Spieltischen. Wieder einmal steht Ky auf der Verliererseite. Das ist so ungerecht! Ausgerechnet er! Ich will nicht, dass er versinkt.

Wenigstens Cassia hat er nicht verloren. Wenn sich die beiden ansehen, ist es wie eine Berührung. Ich stehe zwischen ihnen.

Doch es bleibt keine Zeit, darüber nachzudenken. Eine Gruppe von neun Leuten tritt zwischen den Bäumen hervor. Fünf tragen Waffen, die übrigen Krankenbahren.

»Heute bringen wir keine Infizierten«, erklärt der Steuermann, »und leider auch keine Vorräte. Nur diese drei hier.«

»Mein Name ist Xander«, stelle ich mich den Dorfbewohnern vor, um das Eis zu brechen.

»Ich bin Leyna«, sagt eine der Frauen. Ihr Haar ist zu einem langen blonden Zopf geflochten, und sie scheint ungefähr in unserem Alter zu sein. Keiner der anderen stellt sich vor, aber alle sehen kräftig und gesund aus. Keiner wirkt

kränklich.

»Ich bin Cassia«, sagt Cassia.

»Ky«, sagt Ky.

»Wir sind Anomalien«, erklärt Leyna. »Wahrscheinlich die ersten, denen ihr je begegnet seid.« Sie wartet auf unsere Reaktion.

»Wir haben schon andere Anomalien in den Canyons kennengelernt«, erklärt Cassia.

»Wirklich?«, fragt Leyna interessiert. »Wann denn?«

»Kurz bevor sie hierhergezogen sind«, antwortet Cassia.

»Ihr kennt also Anna, ihre Anführerin«, sagt einer der Männer.

»Nein«, erwidert Cassia. »Als wir kamen, waren sie und ihre Leute bereits

aufgebrochen. Wir haben nur Hunter getroffen.«

»Wir waren überrascht, als die Farmer nach Endstein kamen«, sagt Leyna. »Wir dachten, dass die Leute in den Canyons schon lange tot wären, und nur noch wir in den Steindörfern zwischen der Gesellschaft und dem Rest der Welt stünden.«

Sie ist eine gute Vermittlerin. Ihre Stimme klingt warmherzig, aber kräftig, und beim Reden mustert sie uns aufmerksam. Sie wäre eine gute Ärztin. »Wozu haben Sie diese drei hergebracht?«, fragt sie den Steuermann. Sie spricht mit ihm wie mit jemandem auf Augenhöhe und nicht wie mit einem

Anführer.

»Ich bin eine wandelnde Leiche und kann euch nichts mehr nützen«, sagt Ky. »Ich bin mit dem mutierten Virus infiziert. Ich bin nur noch nicht versunken.«

Leyna sagt mit hochgezogenen Augenbrauen zum Piloten: »Er ist der Erste, den wir im Anfangsstadium der Erkrankung sehen. Die anderen, die Sie gebracht haben, waren alle schon versunken.«

»Ky ist Pilot«, erklärt Cassia. Ich merke, dass es ihr nicht gefällt, wie Leyna über Ky redet. »Einer der Besten.«

Leyna nickt, beobachtet Ky aber noch immer mit klugem Blick.

»Xander ist Medic«, fährt Cassia fort, »und ich kann sortieren.«

»Ein Medic und eine Sortiererin«, sagt Leyna. »Sehr praktisch.«

»Ich bin schon länger kein Medic mehr«, korrigiere ich. »Ich habe als Arzt in der Verwaltung des medizinischen Zentrums gearbeitet, aber in den letzten Monaten viele Patienten gesehen und geholfen, sie zu pflegen.«

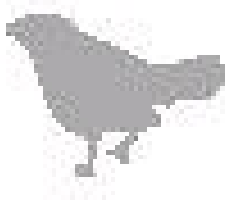
»Das ist sehr nützlich«, sagt Leyna. »Wir hören immer gerne aus erster Hand, wie die Erkrankung verläuft und wie sich das Virus in den Städten und Vororten ausbreitet.«

»Ich komme so bald wie möglich wieder«, verspricht der Steuermann.

»Gibt es irgendetwas Neues?«

»Nein«, sagt Leyna, »aber beim nächsten Mal bestimmt.« Dann deutet sie auf die Bahren und sagt, an Ky gewandt: »Wir können dich wenn nötig tragen.«

»Nein, danke«, lehnt Ky ab. »Ich bleibe so lange auf den Beinen, bis ich umkippe.«



»Du hast großes Vertrauen in den Steuermann«, sage ich zu Leyna, als wir den Weg zum Dorf hinaufgehen. Cassia und Ky gehen uns voraus, stetig, aber langsam. Leyna und ich behalten sie im

Auge, und auch andere in der Gruppe beobachten Ky. Alle warten auf den Moment, in dem die Schwäche ihn übermannt.

»Der Steuermann ist zwar nicht unser Anführer«, erklärt Leyna, »aber wir vertrauen ihm so weit, dass wir mit ihm zusammenarbeiten. Ihm geht es genauso mit uns.«

»Und ihr seid wirklich immun?«, frage ich. »Auch gegen den Mutanten?«

»Ja«, antwortet sie. »Obwohl wir keine Male haben. Der Steuermann hat davon erzählt, dass einige von euch eins haben.«

Ich nicke und sage: »Ich frage mich, warum es diese Unterschiede gibt.« Trotz der Gefahr, die von der Seuche

ausgeht, faszinieren mich das Virus und sein Mutant.

»Das wissen wir auch nicht genau«, sagt Leyna. »Der Experte in unserem Dorf hat uns erklärt, dass Viren und die Reaktion des Immunsystems auf sie unglaublich komplex sind. Er weiß nur so viel: Unser Immunsystem ist von Natur aus stark genug, um das Virus abzuwehren. Wir werden gar nicht erst infiziert, daher haben wir auch kein Mal.«

»Dann solltet ihr wohl lieber weder eure Ernährung noch eure sonstigen Lebensumstände umstellen, bevor ihr wisst, was genau euch immun macht«, bemerke ich. »Sonst könntet ihr

womöglich doch erkranken.«

Sie nickt.

Ich sage: »Ganz schön mutig, sich freiwillig der mutierten Form des Virus auszusetzen.«

»Ja, die Entscheidung ist uns auch nicht leichtgefallen.«

»Wie viele Leute leben in eurem Dorf?«, frage ich.

»Mehr, als du vielleicht glaubst«, antwortet Leyna. »Die Steine sind ins Rollen geraten.«

Was meint sie damit?

»Als die Gesellschaft begonnen hat, Aberrationen und Anomalien in die Lockvogel-Lager zu deportieren«, erklärt Leyna, »flohen mehr und mehr von ihnen hinaus in die Steindörfer. Hast

du von diesen Siedlungen gehört?«

»Ja«, sage ich und denke daran, was Lei mir erzählt hat.

»Inzwischen sind wir alle in ein Dorf gezogen, das letzte«, fährt Leyna fort. »Es heißt Endstein. Wir konzentrieren unsere Kräfte darauf, auf der Basis unserer Immunität ein Heilmittel gegen die Seuche zu finden.«

»Aber warum?«, frage ich. »Was haben wir aus den Inneren Provinzen jemals für euch getan?«

Leyna lacht. »Nicht viel«, gibt sie zu. »Aber der Steuermann hat uns eine Belohnung versprochen, wenn es uns gelingt.«

»Welche denn?«

»Wenn wir ein Heilmittel finden«, sagt Leyna, »wird er uns mit seinen Luftschiffen nach Anderland bringen. Das wünschen wir uns am allermeisten, und sein größter Wunsch ist das Heilmittel, daher ist es ein faires Geschäft. Und sollte sich herausstellen, dass wir durch den Ortswechsel für die Krankheit anfällig werden, möchten wir natürlich auch gerne Aussicht auf Heilung haben und Heilmittel mitnehmen.«

»Anderland existiert also wirklich«, sage ich.

»Natürlich!«

»Wenn ihr abwarten würdet, bis die Bevölkerung in den Provinzen durch die

Seuche praktisch ausgerottet ist, könntet ihr die Schiffe des Steuermannes einfach übernehmen«, sage ich. »Oder euch in den verlassenen Städten und Häusern ansiedeln.«

Zum ersten Mal lüftet sie ihre charmante Maske ein wenig, so dass die Verachtung durchschimmert. »Ihr seid wie Ratten«, sagt sie, ihre Stimme nach wie vor sanft. »Selbst wenn die meisten von euch stürben, seid ihr immer noch zu viele, um euch zu besiegen. Nein, uns ist es lieber, alles zurückzulassen und an einem von euch unberührten Ort ganz von vorn anzufangen.«

»Warum erzählst du mir das alles?«, frage ich. Wir haben uns eben erst kennengelernt, also dürfte sie mir

eigentlich noch nicht trauen.

»Ich finde es wichtig, euch klarzumachen, wie viel wir zu verlieren haben«, erwidert sie.

Ich nicke. Das verstehe ich. Wo so viel auf dem Spiel steht, kann und wird sie nichts tolerieren, was ihr Ziel gefährden könnte. Wir müssen hier vorsichtig auftreten. Ich sage: »Wir wollen dasselbe wie ihr. Ein Heilmittel finden.«

»Gut«, sagt Leyna. Sie senkt die Stimme und fährt mit einem Blick auf Ky fort: »Was meinst du, wann wird er versinken?«

Ky geht ein wenig schneller. »Es kann nicht mehr lange dauern«, antworte ich.

Nicht mal Ky kann dem Virus davonlaufen. Cassia ist wie elektrisiert und euphorisch, einfach, weil er in ihrer Nähe ist, obwohl sie befürchtet, dass er krank sein könnte. *Wäre es mir wert, am Virus zu erkranken, wenn ich dafür sie haben könnte?*, frage ich mich. *Würde ich mit ihm tauschen wollen?*

Kapitel 25

Cassia

Als es geschieht, beschleunigt und verlangsamt sich das Leben gleichermaßen.

Wir gehen den schmalen Weg entlang, als Ky plötzlich auf die Knie sinkt.

Ich kauere mich neben ihn und lege

meine Hände auf seine Schultern.

Seine flackernden Augen heften sich auf mich. »Geh weiter!«, bittet er mich. »Ich möchte nicht, dass du es miterlebst.«

Aber ich wende den Blick nicht ab. Ich bleibe bei ihm und helfe ihm sanft, sich ins Frühlingsgras zu legen. Mit den Händen schütze ich seinen Kopf. Sein Haar ist weich und warm; das Gras ist frisch und kühl.

»Indie hat mich geküsst«, bringt Ky mit ängstlichem Blick hervor.

Ich sollte schockiert sein, aber für mich spielt es keine Rolle. Wichtig sind jetzt nur seine Augen, die mich ansehen, meine Hände, die ihn und die Erde berühren. Fast hätte ich es

ausgesprochen, aber rechtzeitig erkenne ich, dass es für ihn durchaus eine Rolle spielt, sonst hätte er es mir nicht gestanden. Also sage ich: »Das ist unwichtig.«

Ky seufzt auf vor Erleichterung und Erschöpfung und flüstert: »Es ist wie damals in den Canyons.«

»Genau«, sage ich. »Und das hier schaffen wir jetzt auch noch.«

Xander kniet sich neben uns. Wir sehen uns an, Xander und ich, Ky und ich. Können wir einander vertrauen? Können wir einander beschützen?

Am Wegesrand blühen Wildblumen, rosa, blau und rot. Der Wind fährt durch das Gras zu unseren Füßen und erfüllt

die Luft mit einem sauberen Geruch nach Blüten und Erde.

Ky folgt meinem Blick. Ich strecke den Arm aus, pflücke eine rote Knospe ab und rolle sie in der Handfläche umher. Weil sie so saftig und intensiv gefärbt ist, erwarte ich, dass auch meine Hand rot wird. Aber die Knospe gibt nichts von ihrer Farbe ab.

»Einmal hast du mir erzählt«, sage ich zu Ky, zeige ihm die Knospe und drücke sie ihm in die Hand, »Rot sei die Farbe des Anfangs.«

Er lächelt.

Die Farbe des Anfangs. Eine Erinnerung blitzt kurz in mir auf und erlischt wieder. *Für eine ganz kurze Zeit im Frühling leuchten sowohl die*

Knospen an den Bäumen als auch die Blumen am Boden rot. Die Luft ist kühl und warm zugleich. Großvater beobachtet mich, die Augen klar und entschlossen.

Damals, im Frühling. Der Tag im roten Garten, von dem Großvater gesprochen hat, war im Frühling, denn es gab rote Knospen und rote Blumen zugleich, das sagt mir mein Gefühl. Aber worüber haben Großvater und ich geredet?

Es will mir nicht einfallen. Doch als ich spüre, wie sich Kys Finger um meine schließen, denke ich, wie typisch das für ihn ist: Immer hat er mir noch etwas zu geben, wenn man meinen könnte, dass

Loslassen die einzige Möglichkeit sei.

Kapitel 26

Ky

»Ky!«, sagt Cassia. Ob es das letzte Mal ist, dass mich der Klang ihrer Stimme erreicht? Kann man als Versunkener noch etwas hören?

Schon, als ich im Luftschiff das Gleichgewicht verloren habe, wusste

ich, dass ich krank war. Mein Körper gehorchte mir nicht mehr. Die Muskeln waren schlapp, die Knochen steif.

Xander kniet sich neben mich. Ich erhasche einen Blick auf sein Gesicht. Er denkt, er könne ein Heilmittel finden. Xander ist nicht blind, nur gläubig. Es tut weh, das mit anzusehen.

Dann sehe ich wieder Cassia an. Ihre Augen sind kühl und grün. Wenn ich hineinblicke, geht es mir besser, und der Schmerz wird für einen Moment gelindert.

Dann kehrt er wieder.

Jetzt weiß ich, warum die an der Seuche Erkrankten nicht lange gegen das Versinken ankämpfen.

Wenn ich den Kampf aufgebe, gewinnt

die Erschöpfung die Oberhand, und das erscheint mir als das kleinere Übel. Lieber schlafen als diese Schmerzen ertragen zu müssen. Die ursprüngliche Seuche war wesentlich weniger schlimm als die Seuche, die durch das mutierte Virus ausgelöst wurde. Denn sie hat nicht die Entzündungen hervorgerufen, die inzwischen schon meinen ganzen Körper schwächen.

Rotweiße Blitze trüben meine Sicht. Die Furcht beschleicht mich, dass die Schmerzen mich auch dann noch quälen könnten, wenn ich versunken bin.

Cassia berührt meinen Arm.

In den Canyons waren wir frei, wenn auch nicht für lange. Sie hatte Sand auf

der Haut und den Geruch von Wasser und Gestein in den Haaren. Ich bilde mir ein, nahenden Regen zu riechen. Werde ich schon bewusstlos sein, wenn er kommt, so dass ich mich später nicht mehr daran erinnern kann?

Es ist gut, zu wissen, dass Xander hier ist. Cassia bleibt nicht allein zurück, wenn ich versinke.

»Du bist durch die Canyons gewandert, um mich zu finden«, flüstere ich Cassia zu. »Ich überwinde die Seuche, um bei dir anzukommen.«

Cassia hält meine eine Hand, in der anderen spüre ich die Knospe, die sie mir gegeben hat. Die Luft in den Bergen ist schön kühl. Ich spüre es, wenn wir unter Bäumen hindurchgehen. Hell.

Dunkel. Hell. Irgendwie angenehm, so getragen zu werden. Mir ist mein Körper zu schwer geworden.

Dann verschlimmern sich die Schmerzen. Rotglühend durchziehen sie mich, und ich sehe nur noch Rot durch meine geschlossenen Augenlider.

Cassia lässt meine Hand los.

Nein!, möchte ich rufen. *Lass mich nicht allein!*

Stattdessen höre ich Xanders Stimme. Er redet mir gut zu. »Wichtig ist, dass du nicht vergisst zu atmen. Wenn du den Schleim aus den Lungen nicht abtransportierst, droht die Gefahr einer Lungenentzündung.« Nach einer Pause fährt er fort: »Es tut mir leid, Ky. Wir

finden ein Heilmittel. Versprochen.«

Dann ist er fort, und Cassia hält wieder meine Hand, sanfter diesmal. Sie sagt: »Was der Steuermann auf dem Schiff rezitiert hat, war ein Gedicht, das ich für dich geschrieben habe. Ich habe es tatsächlich vollendet.«

In leisem Singsang trägt sie es mir vor. Ich atme.

Neorosen, alte Rosen, Spitzen, weiß und rein.
Wasser, Flüsse, weite Seen und Sonnenschein.

Winde wehen unter Bäumen, über jeden Hügelkamm.

Weithin jenseits aller Grenzen, die man sehen kann.

Ich steige ins Dunkel für dich.
Wartest du in den Sternen auf mich?

Ja, das werde ich.

Was immer geschieht, sie wird sich an mich erinnern, und ihre Erinnerungen kann ihr keiner nehmen, weder die Gesellschaft noch die Erhebung. Zu viel ist geschehen. Und zu viel Zeit ist vergangen.

Sie wird wissen, dass ich gelebt habe. Und sie geliebt habe.

Das wird sie nie vergessen, es sei denn, sie will es.

Kapitel 27

Xander

Im Dorf herrscht reges Treiben. Überall sind Menschen, die Kinder rennen die Wege entlang und spielen auf einem großen Stein in der Mitte der Siedlung. Anders als die Skulpturen der Gesellschaft ist dieser Stein nicht

glattgeschliffen, sondern genauso rau und zerklüftet, wie er vor Jahren von der Felswand abgebrochen und heruntergestürzt ist. Offenbar haben die Leute ihr Dorf um diesen Felsbrocken herum gebaut. Die Kinder schauen uns an, als wir vorbeikommen, neugierig, aber nicht ängstlich. Das freut mich.

Die Krankenstation befindet sich in einem langgestreckten Holzgebäude jenseits des Dorfsteins. Wir betreten es und heben Ky vorsichtig von der Trage auf ein Krankenbett.

»Ihr beiden kommt jetzt bitte zur Befragung mit ins Forschungslabor«, fordert Leyna Cassia und mich auf. Ringsum kümmern sich die Medics und

Krankenschwestern der Bergbewohner um die Versunkenen. Ich zähle rasch durch und stelle fest, dass Ky der zweiundfünfzigste Patient ist. »Wir brauchen Xanders Informationen über die Seuche und die Symptome bei einer Infektion mit dem mutierten Virus, und dich, Cassia, um einen Blick auf unsere gesammelten Daten zu werfen.« Beschwichtigend lächelnd fügt sie hinzu: »Tut mir leid. Ich weiß, er ist euer Freund, aber am besten könnt ihr ihm momentan helfen, indem ihr …«

»… indem wir an der Entwicklung des Heilmittels mitarbeiten«, ergänzt Cassia. »Das verstehe ich. Aber bestimmt machen wir zwischendurch

mal eine Pause, und dann würde ich ihn gerne besuchen.«

»Ob das möglich ist, bestimmt Sylvie«, erwidert Leyna und zeigt auf eine ältere Dame, die neben uns steht. »Ich bin für die Pflegemaßnahmen im Allgemeinen verantwortlich, aber sie ist die Leiterin der Krankenstation.«

»Ich habe nichts dagegen, wenn du ihn besuchst, solange du dich vorher gründlich wäschst und Maske und Handschuhe trägst«, sagt Sylvie. »Ich bin gespannt, wie er reagiert. Außer ihm erhält hier niemand Besuch. Vielleicht erholt er sich dadurch schneller.«

»Danke!«, sagt Cassia, strahlend vor Hoffnung. Ich will sie ihr nicht rauben, indem ich ihr von meinen Beobachtungen

berichte: Es scheint nicht die geringste Bedeutung zu haben, ob jemand bei den Kranken wacht oder nicht. Ich habe ja selbst immer mit den Patienten geredet, das scheint so ein Instinkt zu sein. Wer weiß? Ich hoffe, dass in unserem medizinischen Zentrum jemand mit Lei redet. Wäre es besser gewesen, wenn ich dort geblieben wäre?

Hinter uns fliegt mit lautem Knall die Tür auf. Erschrocken drehen Cassia und ich uns um. Ein Mann tritt ein. Er ist lang und dünn wie eine Bohnenstange und starrt uns mit dunklen Augen unter seinen buschigen Brauen hervor misstrauisch an. Er hat eine Glatze, braun und glatt. »Wo ist er?«, fragt er. »Colin hat mir

gesagt, wir hätten hier jemanden, der innerhalb der letzten Stunde versunken ist.«

»Hier«, sagt Leyna und zeigt auf Ky.

»Wurde auch Zeit!«, grantelt der Mann und eilt zu uns herüber. »Was habe ich dem Steuermann schon die ganze Zeit eingeschärft? Bringt sie uns, wenn sie noch frisch sind, dann kann ich sie vielleicht wieder aufwecken.«

Cassia weicht Ky nicht von der Seite. Beschützend bleibt sie an seinem Bett stehen.

»Ich bin Oker«, stellt sich der Mann vor, macht aber keine Anstalten, ihr die Hand zu reichen. Er trägt einen Plastikbeutel mit Flüssigkeit bei sich und hält ihn mit seinen knorrigen Händen

so fest umklammert, dass sich die Hülle ausbeult und zu platzen droht. »Verdammt!«, flucht er, als er es bemerkt, und streckt den Beutel Sylvie hin. »Nimm ihn mir ab!«, bittet er. »Ich bin zu verkrampft. Aber brich mir nicht die Finger.«

Sylvie windet ihm den Beutel aus den Händen.

»Schließ ihn an«, sagt er mit einem Nicken in Richtung Ky. »Die Lösung ist ganz frisch, genauso frisch wie er!« Daraufhin lacht er.

»Augenblick!«, wendet Cassia ein. »Was ist das?«

»Eine bessere Medizin als das Zeug der Erhebung«, erwidert Oker. »Los!«,

drängt er Sylvie. »Beeil dich!«

»Aber was ist denn drin?«, fragt Cassia.

Oker schnaubt und starrt Sylvie an. »Übernimm du das. Ich habe keine Zeit, sämtliche Inhaltsstoffe aufzuzählen.« Er stößt die Tür mit der Schulter auf und verlässt die Krankenstation. Ich höre seine Schritte draußen auf dem Weg, während die Tür quietschend zuklappt. Er geht schnell. Seine Hände mögen gichtig sein, mit seinen Beinen ist alles in Ordnung.

»Er hat recht«, sagt Sylvie. »Anfangs haben wir die Infusionen der Erhebung benutzt, die der Steuermann aus den Provinzen mitbrachte, aber eines Tages gingen sie zur Neige, bevor wir neue

bekommen haben. Oker kreierte seine eigene Mixtur, um die Patienten am Leben zu erhalten, und sie erwies sich tatsächlich als wirksamer, daher benutzen wir sie seitdem ausschließlich.«

»Wird dadurch nicht der Heilungsprozess beeinträchtigt?«, frage ich. »Die Patienten in den Provinzen erhalten schließlich etwas ganz anderes.«

»Das könnte sich aber schon bald ändern«, entgegnet Sylvie. »Vor kurzem hat Oker dem Steuermann die Formel für seine Lösung mitgegeben. Der Steuermann will versuchen, sie auch in den Provinzen einzuführen.«

»Was sagst du dazu?«, fragt mich Cassia leise.

»Die Patienten machen tatsächlich einen besseren Eindruck«, bestätige ich. »Jedenfalls haben sie eine gesündere Gesichtsfarbe. Warte mal.« Ich lausche dem Atem eines der Patienten. Seine Lungen scheinen frei zu sein. Ich taste ihn unter dem Rippenbogen ab – die Milz fühlt sich ganz normal an.

»Er scheint die Wahrheit zu sagen«, erkläre ich. Ich wünschte, wir hätten diese Formel schon früher gehabt. Vielleicht hätte sie unseren Patienten helfen können.

Cassia kniet sich neben Ky. Er sieht bleicher aus als die anderen, obwohl er

als Letzter versunken ist. Cassia bemerkt es auch. »Na schön«, sagt sie.

Sylvie nickt und hängt Okers Beutel an den Tropf. Cassia und ich beobachten Kys Gesicht, doch anfangs erkennen wir keinen Unterschied. Natürlich nicht – kaum ein Wirkstoff macht sich so schnell bemerkbar.

Doch Okers Lösung hilft tatsächlich rasch. Schon nach wenigen Minuten sieht Ky ein bisschen besser aus. Es erinnert mich an die Wirkung des Heilmittels bei der ersten Welle der Seuche.

»Das scheint ja das reinste Wundermittel zu sein«, haucht Cassia mit besorgtem Gesicht. »Aber wer glaubt schon an Wunder?«

»Wir haben nicht viel zu verlieren«,

gebe ich zu bedenken. »Die Maßnahmen der Erhebung sind alle wirkungslos.«

»Hast du je erlebt, dass jemand wieder aufgewacht ist?«, fragt Cassia.

»Nein«, antworte ich. »Keiner von denen, die das mutierte Virus erwischt hatten.«

Wir bleiben noch eine Weile stehen und beobachten, wie die Lösung in Kys Arm tropft. Dabei vermeiden wir es, uns anzusehen.

Cassia atmet tief durch, und ich befürchte schon, sie fängt an zu weinen. Doch stattdessen lächelt sie und sagt: »Xander.«

Ich kann nicht anders: Ich strecke die Arme aus und drücke sie an mich. Sie

lässt mich gewähren. Es fühlt sich gut an, und für einen Moment sage ich nichts. Sie legt die Arme um mich, und ich spüre ihren Atem.

»Geht es dir gut?«, fragt sie mich.

»Ja, alles in Ordnung.«

»Xander?«, fragt Cassia. »Wo warst du eigentlich? Was ist mit dir passiert, während ich in den Canyons und in Central war?«

Ich weiß nicht, wie ich es ihr sagen soll. *Tja, ich bin zwar nicht durch die Canyons geirrt, aber ich habe Babys an ihrem Willkommensbankett Tabletten verabreicht und alten Leuten vor ihrem Abschiedsbankett Gewebeproben entnommen. Ich habe eine wahre Freundin gefunden, konnte sie aber*

nicht vor dem Virus schützen. Keiner meiner Patienten ist wieder aufgewacht.

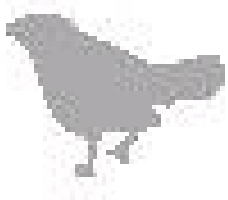
»Wir müssen gehen«, mahnt Leyna. »Colin hat Leute zusammengetrommelt, die dich befragen wollen. Ich möchte sie nicht warten lassen.«

Ich lächle Cassia an und sage: »Ich erzähl's dir später. Jetzt müssen wir erstmal ein Heilmittel finden.«

Sie nickt. Ich möchte nicht, dass sie glaubt, ich wolle es ihr heimzahlen, weil sie mich so oft im Dunkeln über ihre Erlebnisse gelassen hat. Aber es ist schon seltsam festzustellen, dass sie inzwischen genauso wenig über mich weiß, wie ich in den letzten Monaten

über sie. Sogar noch weniger.

Ich bin es leid, dass wir so wenig voneinander wissen. Wir waren einmal zusammen, wir sollten auf dem Laufenden darüber sein, wie es dem anderen geht. Ich hoffe, dass uns die Entwicklung des Heilmittels einander wieder näherbringt.



»Kannst du uns genaue Informationen darüber geben, wie ihr die Versunkenen behandelt habt?«, fragt einer aus dem Dorf.

Der Raum ist mit Zuhörern gefüllt. Ich

sehe ihnen nicht auf den ersten Blick an, wer wie wir vom Steuermann hierhergebracht wurde und wer eine Anomalie aus dem Dorf ist. Doch nachdem ich das Publikum einige Minuten lang beobachtet habe, glaube ich zu erkennen, wer irgendwann einmal in der Gesellschaft gelebt hat.

Oker sitzt mit verschränkten Armen auf einem Stuhl in der Nähe des Fensters und hört mir ebenfalls zu. Mehrere Sortierer aus dem Dorf sind anwesend und geben die Daten ein. Oker und ich sind die Einzigen, die keinen Datenpod bei sich haben.

Leyna fällt auf, dass ich das bemerkt habe, und erklärt: »Der Steuermann hat uns mit Datenpods ausgestattet. Sie sind

sehr hilfreich und nicht so gefährlich wie Miniterminals. Miniterminals sind übrigens bei uns im Dorf nicht erlaubt.« Ich nicke. Datenpods speichern Informationen, geben aber im Gegensatz zu Miniterminals keine Auskunft über den Aufenthaltsort ihres Besitzers.

»Ich habe Behandlungs-und Patientendaten, sowohl über die ursprüngliche Form der Seuche als auch die neue, durch die Mutation ausgelöste Form«, erkläre ich der Versammlung. »Ich habe seit der Nacht im medizinischen Zentrum gearbeitet, in der der Steuermann zum ersten Mal über Terminal gesprochen und die Bevölkerung über die Seuche informiert

hat.«

»Wann hast du aufgehört?«, fragt ein anderer.

»Heute am frühen Morgen«, antworte ich.

Alle sehen mich erstaunt an. »Wirklich?«, fragt einer. »Dann sind deine Erfahrungen mit dem mutierten Virus ja ganz frisch!«

Ich nicke.

»Perfekt!«, sagt einer, und Leyna lächelt.

Die Medics wollen alles über die Patienten wissen, bis ins Detail: Aussehen, Alter, Infektionsrate, die Zeitspanne vom Ausbruch der Krankheit bis hin zum Versinken, Merkmale für erhöhte Anfälligkeit.

Wenn ich mir nicht sicher bin, sage ich lieber nichts.

Aber größtenteils erinnere ich mich. Ich rede also, und sie hören mir zu, aber ich wünschte, ich hätte Lei bei der Suche nach dem Heilmittel an meiner Seite, denn sie verstand immer die richtigen Fragen zu stellen.

Ich rede stundenlang. Alle machen sich Notizen, außer Oker. Natürlich könnte er den Datenpod mit seinen verkrümmten Händen gar nicht bedienen. Ich warte darauf, dass er mich so abrupt unterbricht wie vorhin, als er in die Krankenstation gestürmt ist, doch er schweigt konsequent. Irgendwann lehnt

er den Kopf an die Wand und scheint einzuschlafen. Meine Stimme versagt ausgerechnet dann, als ich von der Mutation und dem kleinen roten Mal berichten will.

Da ergreift Leyna das Wort: »Darüber wissen wir bereits Bescheid. Der Steuermann hat es uns erklärt.« Sie steht auf. »Und jetzt gönnen wir Xander eine kurze Pause.«

Der Saal leert sich. Einige blicken sich um, als fragten sie sich besorgt, ob ich gleich noch da sein würde. »Keine Sorge«, beruhigt sie Leyna, »er wartet auf euch. Aber könntet ihr ihm vielleicht etwas zu essen besorgen? Und neues Wasser.« Den Krug, den man mir hingestellt hat, habe ich längst

ausgetrunken.

Oker schläft noch immer im Hintergrund. Leyna sagt: »Er findet kaum Ruhe, deshalb macht er ein Nickerchen, wann immer sich eine Gelegenheit bietet. Wir sollten ihn nicht stören.«

»Bist du ein Medic?«, frage ich Leyna.

»O nein«, erwidert sie. »Ich bin nicht gut darin, Kranke zu pflegen. Aber ich bin gut darin, die Gesunden zu managen.« Sie schiebt ihren Stuhl zurück und lehnt sich näher zu mir herüber. Erneut erinnert sie mich an eine Gegnerin damals an den Spieltischen der Gesellschaft. Sie sieht mich abschätzend an und bereitet sich auf den nächsten Zug

vor. »Ich muss zugeben«, sagt sie, »dass ich die Situation irgendwie amüsant finde.«

»Wie bitte?« Ich beuge mich ebenfalls nach vorn, so dass nur noch wenig Platz zwischen uns bleibt.

Ihr Lächeln wird breiter. »Die ganze Situation. Die Seuche. Die Mutation des Virus. Die Tatsache, dass du jetzt hier bist.«

»Und was soll daran witzig sein? Ich würde auch gerne darüber lachen.« Ich versuche, mir nichts anmerken zu lassen, aber ich habe zu viele Versunkene gesehen, um der Sache irgendetwas Komisches abgewinnen zu können.

»Ihr habt uns als Anomalien bezeichnet«, sagt Leyna. »Nicht gut

genug, um unter euch zu leben. Nicht gut genug, um euch zu heiraten. Und jetzt braucht ihr uns, um zu überleben.«

Ich erwidere ihr Lächeln und sage: »Stimmt.« Dann lehne ich mich noch näher zu ihr hin. Ich bin mir nicht sicher, ob Oker wirklich schläft, daher flüstere ich: »Nachdem ihr mich ausgequetscht habt, hätte ich auch ein, zwei Fragen an dich.«

»Schieß los«, sagt sie mit blitzenden Augen. Das Geplänkel macht ihr offensichtlich Spaß.

»Besteht überhaupt die geringste Chance, dass ihr ein Heilmittel findet?«

»Aber natürlich«, antwortet sie, ihrer Sache ganz sicher. »Es ist nur eine Frage

der Zeit. Ihr seid uns eine Hilfe, das will ich nicht leugnen, aber wir hätten auch ohne euch eine Lösung gefunden. Ihr tragt nur dazu bei, das Ganze zu beschleunigen, was natürlich wichtig ist. Der Steuermann fliegt uns nicht aus, wenn zu viele Patienten sterben, bevor wir sie retten können.«

»Angenommen, eure Immunität bietet keine Anhaltspunkte?«, frage ich. »Angenommen, sie beruht auf genetischer Veranlagung?«

»Tut sie nicht«, erwidert sie. »Das wissen wir genau. Die Leute im Dorf kommen aus ganz unterschiedlichen Regionen, einige schon vor Generationen, andere erst vor kurzem. Der Steuermann will nicht, dass die

Daten der Neuankömmlinge in unsere Forschungen miteinbezogen werden, daher sehen wir davon ab, aber wir sind tatsächlich alle immun. Es muss etwas mit unserem Umfeld und unserer Lebensweise zu tun haben.«

»Trotzdem ist es ein himmelweiter Unterschied zwischen starken Abwehrkräften auf der einen und einem Heilmittel auf der anderen Seite. Die Immunisierung könnte euch gelingen, so dass die Gesunden geschützt sind, aber ob ihr auch die Kranken heilen könnt?«

»Selbst wenn wir ›nur‹ einen Impfstoff entwickeln, wäre das doch schon eine wertvolle Entdeckung«, erwidert Leyna.

»Aber nur, wenn ihr es rechtzeitig schafft«, gebe ich zu bedenken. »Wer bereits infiziert ist, kann nicht mehr geimpft werden. Daher sind wir ganz besonders wertvoll für euch.«

Aus der Ecke ertönt ein Schnauben. Oker erhebt sich und gesellt sich zu uns.

»Gratuliere!«, sagt er zu mir. »Du bist also doch nicht nur so ein hohles Gesellschaftssöhnchen, wie ich befürchtet habe.«

»Besten Dank.«

»Du warst Arzt zu Zeiten der Gesellschaft, richtig?«, fragt Oker.

»Stimmt«, sage ich.

Mit einer Handbewegung in meine Richtung sagt er zu Leyna: »Teile ihn

meinem Labor zu, wenn ihr hier fertig seid.«

Sie ist nicht begeistert darüber, nickt aber trotzdem. »In Ordnung.« Als gute Chefin weiß sie genau, wer für das Projekt am wichtigsten ist, und wenn das auf Oker zutrifft, wird sie ihm alles zur Verfügung stellen, was er für seinen Erfolg braucht.

Es dauert fast die ganze Nacht, bis die Wissbegier der Versammlung befriedigt ist. Dann sagt Leyna: »Du solltest dich jetzt ausruhen. Komm, ich zeige dir deinen Schlafplatz.«

Sie führt mich durch das Dorf, und ich höre das Sirren der Zikaden. Hier, wo es weniger durch Hintergrundgeräusche

überlagert wird, fällt es stärker auf als zu Hause in Oria.

»Stammst du aus dem Dorf?«, frage ich Leyna. »Es ist wunderschön hier.«

»Nein«, antwortet Leyna. »Ich bin in Camas aufgewachsen. Wir Aberrationen in den Grenzprovinzen sind am längsten geblieben. Manchmal haben wir Arbeit auf den Militärbasen gefunden. Als die Gesellschaft die letzten Anomalien und Aberrationen zusammengetrieben hat, sind wir in die Berge geflüchtet.«

Mit dem Blick in die Ferne gerichtet fährt sie fort: »Der Steuermann hat uns rechtzeitig gewarnt. Die Gesellschaft wollte uns alle umbringen. Wer nicht mitkommen wollte, wurde in die

Äußeren Provinzen deportiert und dem sicheren Tod überlassen.«

»Deshalb vertraut ihr dem Steuermann«, stelle ich fest. »Weil er euch gewarnt hat.«

»Genau«, sagt sie. »Und weil er vielen von uns bei der heimlichen Flucht geholfen hat. Vielleicht hast du davon gehört, dass damals Anomalien und Aberrationen über Nacht spurlos verschwunden sind.«

»Ja, das habe ich. Die Flüchtlinge haben sich hierher oder nach Anderland gerettet.«

Leyna nickt.

»Und es ist nie jemand aus Anderland zurückgekehrt?«

»Bisher nicht«, sagt sie und bleibt vor

einem Gebäude mit vergitterten Fenstern stehen. Ein Wachtposten neben der Tür nickt ihr zu. »Tut mir leid, es ist das Gefängnis«, sagt sie. »Wir kennen euch noch nicht gut genug, um euch unbeaufsichtigt zu lassen, daher müssen wir euch hin und wieder hier unterbringen, besonders nachts. Einige von den anderen, die der Steuermann hierhergebracht hat, waren weniger kooperativ als du. Sie sind dauerhaft hier untergebracht.«

Es ergibt Sinn. Ich würde dasselbe tun, wenn ich das Sagen hätte. »Und Cassia?«, frage ich. »Wo schläft sie?«

»Sie wird auch hier übernachten müssen«, sagt Leyna. »Aber wir holen

euch bald wieder raus.«

»Warte!«, bitte ich sie. »Eines habe ich nicht verstanden.«

»Ich dachte, ich hätte mich klar ausgedrückt«, erwidert sie. »Wir kennen euch nicht und können es nicht riskieren, euch unbeaufsichtigt zu lassen.«

»Nein, das meine ich nicht«, entgegne ich. »Ich möchte wissen, warum ihr unbedingt nach Anderland wollt. Ihr wisst doch noch nicht mal, ob es existiert?«

»Es existiert!«, behauptet sie stur.

Weiß sie etwas, was ich nicht weiß? Möglicherweise erzählt sie mir nicht alles. Warum sollte sie auch? Wie sie ganz richtig betont hat, kennt sie mich nicht und kann mir nicht ohne weiteres

vertrauen. »Aber es ist nie jemand von dort zurückgekehrt«, gebe ich zu bedenken.

»Leute wie du sehen es als erwiesen an, dass Anderland nicht existiert«, sagt Leyna. »Leute wie ich dagegen sehen es als erwiesen an, dass es dort so wunderschön ist, dass niemand je zurückkehren will.«

Kapitel 28

Cassia

Wo bist du, Ky?

Das, wovor ich immer am meisten Angst hatte, ist eingetreten. Ich habe mich davor gefürchtet, seitdem ich in den Canyons die Toten auf der Hochebene gesehen habe. Ein geliebter

Mensch verlässt mich.

Die Chefsortiererin, Rebecca, ist etwa so alt wie meine Mutter und hat mir zunächst ein paar Testaufgaben gestellt. Nachdem sie meine Ergebnisse kontrolliert hat, teilt sie mir lächelnd mit, ich könne sofort anfangen.

»Du wirst merken, dass wir hier ein bisschen anders arbeiten, als du es gewöhnt bist«, erklärt sie mir. »In der Gesellschaft hast du allein sortiert. Hier musst du mit Oker und den Medics alles genau absprechen.« Sie legt den Datenpod auf den Tisch. »Wenn wir einen Fehler machen, etwas auslassen oder ein Muster übersehen, könnte das schwerwiegende Folgen haben.«

Das ist wirklich ein Unterschied zu

meiner bisherigen Arbeit. In der Gesellschaft durften wir nicht wissen, in welchem Zusammenhang die Daten standen, die wir geordnet haben. Sämtliche Informationen waren verschlüsselt.

»Ich habe eine Datenbank angelegt, in der alle Informationen über die Dorfbewohner und die Farmer aus den Canyons gesammelt sind, die ihr ganzes Leben außerhalb der Gesellschaft verbracht haben.«

Ich würde so gerne nach Eli und Hunter fragen und wie es ihnen geht, aber ich muss mich jetzt auf das Heilmittel, Ky und meine Familie konzentrieren.

»Wir haben Daten über Ernährung, Alter, Hobbys, Berufe und Familiengeschichte abgespeichert«, erklärt Rebecca. »Manche stammen aus externen Quellen, die meisten aber von den Personen selbst.«

»Keine besonders verlässlichen Informationen«, bemerke ich.

»Stimmt«, gibt sie zu. »Aber das ist alles, was wir haben. Natürlich gibt es zahlreiche Übereinstimmungen zwischen den Datensätzen, aber es ist uns bereits gelungen, einige wichtige Faktoren zu extrapolieren. Unsere Ergebnisse weisen zum Beispiel auf bestimmte Ernährungs- und Umwelteinflüsse hin.«

»Soll ich gleich mit dem Sortieren der

Elemente für das Heilmittel beginnen?«, frage ich hoffnungsvoll.

»Später«, erwiderte Rebecca. »Vorher habe ich noch ein anderes Projekt für dich. Du musst ein Optimierungsproblem mit Nebenbedingungen für uns lösen.«

Ich glaube, ich weiß schon, worum es dabei geht. Diese Frage beschäftigt mich, seitdem ich weiß, dass es für die neue Form der Seuche kein Heilmittel gibt. »Ihr wollt wissen, wie lange es dauert, bis die Erhebung die Versorgung der Versunkenen einstellt«, sage ich. »Wir müssen wissen, wie viel Zeit uns bleibt.«

»Richtig«, bestätigt Rebecca. »Wenn niemand mehr übrig ist, der gerettet

werden kann, wird uns der Steuermann nicht ausfliegen. Bitte arbeite zunächst daran, während ich weiter die Grundlagen zur Erforschung des Heilmittels recherchiere. Wenn du fertig bist, kannst du mir helfen.« Über den Tisch hinweg schiebt sie mir einen Datenpod zu. »Darauf findest du das Protokoll von Xanders Befragung. Es enthält Informationen über die Infektionsraten, die bereitgestellten Helfer und Hilfsmittel sowie Patientendaten. Vom Steuermann haben wir noch zusätzliche Angaben erhalten.«

»Mir fehlen aber noch einige Informationen«, wende ich ein. »Zum Beispiel die Menge der ursprünglich

vorhandenen Helfer und Hilfsmittel sowie Angaben zur Größe der Bevölkerung.«

»Die ursprünglich vorhandene Menge der Mittel musst du aus der Verbrauchsrate hochrechnen«, erwidert sie. »Die Einwohnerzahl der Provinzen beträgt laut Angaben des Steuermanns circa 20,2 Millionen.«

»Mehr nicht?«, frage ich erstaunt. Ich dachte, die Gesellschaft wäre viel größer gewesen.

»Nein«, sagt sie.

Die Erhebung wird herauszufinden versuchen, wie sie Mittel und Personal am effektivsten einsetzen kann. Sie braucht Leute, die die Versunkenen pflegen, und andere, die die Versorgung

mit Nahrungsmitteln und Energie gewährleisten. Doch selbst wenn eine kleine Bevölkerungsgruppe durch einen früheren Kontakt mit dem Virus geschützt ist, ist die Anzahl derer, die sich um ihre Mitmenschen kümmern können, begrenzt.

Ich muss wissen, wie viele Menschen wahrscheinlich immun sind und wie viele noch versinken werden. Welchen Prozentsatz an Kranken können die Gesunden am Leben erhalten, und wie schnell wird dieser Prozentsatz sinken?

»Oker schätzt, dass fünf bis zehn Prozent der Bevölkerung von vornherein gegen jede Form der Seuche immun sind«, erklärt Rebecca. »Zu dieser

Gruppe kommt dann noch der geringe Prozentsatz von Leuten wie Xander, die geimpft waren und dann zu genau der richtigen Zeit mit dem Lebendvirus in Kontakt kamen. Diese beiden Gruppen musst du in deine Berechnungen mit einbeziehen.«

»Gut«, sage ich. Anschließend muss ich, wie schon oft, beim Sortieren der Daten jeden Gedanken an Ky ausblenden. Für einen flüchtigen Augenblick hätte ich am liebsten diese unmögliche Aufgabe hinter mir gelassen und den Zahlen erlaubt zu wandern, wohin sie wollten. Stattdessen wäre ich hinüber in das kleine Zimmer gegangen, in dem Ky liegt, und hätte ihn im Arm gehalten. Nachdem wir die Canyons

durchquert haben, sind wir jetzt in den Bergen gelandet.

So kann's gehen, sage ich mir. *Nur noch ein kleines Stück, dann haben wir es geschafft.* Wie bei der Reise, die in dem Gedicht *Dich hab ich nicht erreicht* beschrieben wird:

Wir schreiten leicht, wie Schnee wir stehen,
die Wasser murmeln leis.
Flüsse, Wüsten, Berg und Meer
sind von uns durchlaufen.
Doch Tod entreißt mir meinen Preis,
Dich schauend, er gewinnt.

Die letzten beiden Zeilen werde ich korrigieren. Der Tod wird mir nicht die Menschen entreißen, die ich liebe. Unsere Reise wird anders enden.

Ich brauche lange, weil ich alles richtig machen will.

»Fertig?«, fragt Rebecca leise.

Stumm starre ich auf das Ergebnis, zu dem ich gekommen bin. Damals in den Canyons habe ich mir gewünscht, mit Leuten zusammen zu sein und zu arbeiten, die am Rand der Gesellschaft lebten. Doch wir haben nur ein verlassenes Dorf an einem idyllischen Fleck gefunden, in dem nichts als papierne Zeugnisse der einstigen

Bewohner zurückgeblieben waren – hinterlassene Schätze.

Ständig kämpfen wir dagegen an, still zu gehen, gelassen zu gehen.

»Ja«, beantworte ich Rebeccas Frage.

»Und?«, fragt sie weiter. »Wie lange noch, bis sie die Patienten sterben lassen?«

»Sie haben schon damit begonnen.«

Kapitel 29

Ky

Jemand kommt herein, ich höre, wie die Tür geöffnet wird und sich Schritte nähern.

Ob es Cassia ist?

Nein, diesmal nicht. Der Besuch riecht nicht nach Blumen und Papier,

wie Cassia, sondern nach Schweiß und Rauch. Auch sein Atem klingt anders. Tiefer, lauter, wie nach einem schnellen Lauf.

Ich höre, wie die Person nach dem Infusionsbeutel greift.

Aber ich brauche keine neue Lösung. Der Beutel wurde eben erst erneuert. Wo sind die anderen? Wissen sie, was geschieht?

Ich spüre einen Ruck an meinem Arm. Der Besucher hat den Beutel abgehängt und leert ihn aus. Die Lösung tropft in ein Gefäß, einen Eimer vielleicht, anstatt in meinen Arm.

Ich werde zum Fenster gedreht, so dass das Klappern der Scheiben im Wind lauter wird.

Geschieht das mit allen? Oder nur mit mir? Will jemand sichergehen, dass ich nicht wieder aufwache?

Ich höre, wie mein Herzschlag sich verlangsamt.

Ich sinke tiefer weg.

Die Schmerzen ebben ab.

Es fällt mir schwerer, das Atmen nicht zu vergessen. Um im Rhythmus zu bleiben, wiederhole ich in Gedanken Cassias Gedicht.

Neo. Rosen. Alte. Rosen. Spitzen. Weiß. Und. Fein.

Ein. Aus. Ein. Aus. Ein. Aus. Ein.

Aus.

Kapitel 30

Xander

Ich muss eingeschlafen sein, denn ich fahre erschrocken zusammen, als die Gefängnistür geöffnet wird. »Hol ihn raus«, sagt jemand zu der Wache, und Oker erscheint vor meiner Zelle. Die Wache schließt auf. »Du!«, sagt Oker.

»Es wird Zeit, wieder an die Arbeit zu gehen!«

Ich werfe einen Blick zur Zelle gegenüber. Cassia ist nicht gekommen. Hat sie die ganze Nacht an Kys Bett gewacht? Oder musste sie durcharbeiten? Die anderen Gefangenen geben keinen Mucks von sich. Ich höre sie atmen, aber sie scheinen zu schlafen.

Draußen ist es noch dunkel, der Morgen dämmert nicht einmal. »Du arbeitest für mich«, knurrt Oker, »also hast du die gleichen Arbeitszeiten wie ich.« Er zeigt auf das Forschungslabor auf der anderen Seite des Weges und sagt: »Das ist mein Reich. Tu, was ich sage, und du kannst den größten Teil des Tages dort verbringen anstatt im

Gefängnis.«

Wenn man Leyna als Dorfärztin betrachtet, wäre Oker der Steuermann.

»Befolge meine Anweisungen ganz genau«, sagt er. »Ich brauche nur deine Hände, weil meine mir nicht mehr gehorchen.«

»Oker ist nicht besonders gesellig«, bemerkt der eine, als Oker gegangen ist. »Ich heiße Noah und arbeite schon für Oker, seitdem ich hierhergekommen bin.« Noah sieht aus wie Mitte dreißig. »Das ist Tess«, stellt er mir unsere Kollegin vor.

Tess nickt mir zu. Sie ist etwas jünger als Noah und hat ein nettes Lächeln.

»Ich bin Xander«, sage ich. »Was ist

das alles?« Eine Wand des Labors ist mit Bildern von Leuten bedeckt, die mir unbekannt sind. Es sind alte Fotos und aus Büchern gerissene Seiten darunter, die meisten scheinen aber von Hand gezeichnet zu sein. Hat Oker die Zeichnungen angefertigt, bevor seine Hände versagten? Ich bin beeindruckt und muss an die Schwester im medizinischen Zentrum denken. Ob ich der Einzige bin, der nicht von sich aus kreativ sein und weder malen noch dichten kann?

»Oker nennt sie die Helden der Vergangenheit«, erklärt Noah. »Er hält es für wichtig, dass wir die Arbeiten unserer Vorfahren kennen.«

»Er wurde in der Gesellschaft

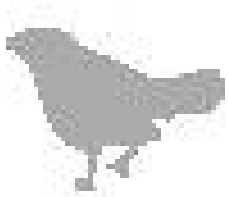
ausgebildet, oder?«, frage ich.

»Ja«, sagt Tess. »Er ist vor zehn Jahren hierhergekommen, kurz vor seinem Abschiedsbankett.«

»Wie bitte? Er ist neunzig?«, frage ich. Noch nie habe ich jemanden gekannt, der so alt war.

»Ja«, bestätigt Noah. »Der älteste Mensch der Welt, soweit wir wissen.«

Mit einem Knall fliegt die Bürotür auf, und wir machen uns wieder an die Arbeit.



Ein paar Stunden später trägt Oker den

beiden anderen Assistenten auf, eine Pause einzulegen. »Du nicht«, sagt er zu mir. »Ich muss etwas herstellen und brauche dich dafür.«

Noah und Tess werfen mir mitfühlende Blicke zu.

Oker stellt mehrere sorgfältig beschriftete Kartons und Gläser vor mich hin und reicht mir eine Liste. »Misch dieses Präparat an«, trägt er mir auf, und ich beginne, die einzelnen Stoffe abzumessen und abzuwiegen. Oker geht an den Schrank und wühlt nach weiteren Ingredienzien. Ich höre die Behälter klirren.

Dann beginnt er zu meiner Überraschung, mit mir zu reden. »Du sagtest, du hättest im medizinischen

Zentrum von Camas an die zweitausend Patienten gepflegt«, beginnt er. »In einem Zeitraum von vier Monaten.«

»Ja«, antworte ich. »Natürlich lagen auf den anderen Stationen und in verschiedenen evakuierten Nachbargebäuden noch viel mehr Kranke.«

»Schön. Und wie viele von denen, die du selbst gesehen hast, machten einen besseren Eindruck als meine Patienten hier?«

»Keiner«, antworte ich.

»Die Antwort kam aber schnell«, erwidert er. »Denk erst noch einmal in Ruhe nach.«

Ich denke an alle meine Patienten

zurück. Natürlich kann ich mich nicht an jedes Gesicht erinnern, aber an die letzten einhundert. Und eines, selbstverständlich.

»Kein Einziger«, wiederhole ich.

Oker lehnt sich mit verschränkten Armen und zufriedener Miene zurück. Er sieht mir beim Abmessen einiger weiterer Inhaltsstoffe zu. »Na schön«, sagt er. »Und jetzt darfst du mir eine Frage stellen.«

Damit habe ich nicht gerechnet, will mir aber die Gelegenheit nicht entgehen lassen und frage: »Worin besteht der Unterschied zwischen den Infusionslösungen der Erhebung und Ihrer eigenen?«

Oker schiebt mir einen Behälter zu.

»Hast du schon einmal von Alzheimer gehört?«

Das ist eine Gegenfrage und keine Antwort. »Nein«, sage ich trotzdem.

»Natürlich nicht«, sagt Oker. »Weil ich ein Heilmittel entwickelt habe, mit dem diese Krankheit schon lange vor deiner Geburt heilbar wurde.«

»Sie haben das Heilmittel entwickelt?«, frage ich. »Sie allein. Niemand sonst?«

Oker tippt einige Porträts an der Wand an. »Nein, das war natürlich nicht ich allein. Ich war Teil eines Forscherteams der Gesellschaft. Die Krankheit zerstörte das Gehirn durch die Bildung von Proteinplaques. Vor uns

hatten schon andere nach einem Heilmittel geforscht, aber wir fanden eine Methode, mit der die Überproduktion des entsprechenden Proteins verhindert wird.« Er beugt sich zu dem Präparat hinunter, das ich anmische. »Also, um deine Frage zu beantworten: Ich weiß, was ich tue, wenn ich das Heilmittel entwickle. Im Gegensatz zur Erhebung kann ich die durch das mutierte Virus angekurbelte Überproduktion eines bestimmten Proteins drosseln, weil es sich auf ganz ähnliche Weise verhält wie das Alzheimer-Protein. Außerdem kann ich verhindern, dass sich die Thrombozyten in der Milz anreichern, so dass sie nicht anschwillt und inneren Blutungen durch

Rupturen vorgebeugt wird. Ein weiterer Unterschied besteht darin, dass ich eine geringere Dosis von Narkotika verabreiche. Meine Patienten verspüren daher gewisse Schmerzen, zwar keine schlimmen, sondern mehr eine Art Unbehagen. Aber dadurch vergessen sie nicht zu atmen, was es wahrscheinlicher macht, dass sie wieder erwachen.«

»Aber ist das denn sinnvoll?«, frage ich. »Angenommen, sie spüren die Schmerzen, die die Beulen verursachen?«

Oker schnaubt. »Wenn sie etwas spüren, kämpfen sie. Wenn du an einem Ort ohne Schmerzen wärst, würdest du zurückkehren?«

Er schiebt ein Tablett mit Pulver zu mir herüber und sagt: »Lass uns wieder an die Arbeit gehen. Miss die richtige Menge hiervon ab und gib sie nach und nach in die Lösung.«

Nach einem Blick in die Rezeptur wiege ich zwei Gramm Pulver ab und gebe es in die Lösung.

»Manchmal kann ich es kaum glauben«, murmelt Oker vor sich hin. Führt er Selbstgespräche? Nein, er schaut zu mir herüber. »Jetzt arbeite ich schon wieder an einem Heilmittel gegen diese verdammte Seuche.«

»Wie bitte?«, frage ich. »Sie haben schon an dem ersten Heilmittel mitgearbeitet?«

Er nickt. »Die Gesellschaft wusste von unserer Arbeit über Proteinbiosynthese und hat unser Team mit der Entwicklung eines Heilmittels gegen die Seuche beauftragt. Bevor die Gesellschaft das Virus als Biowaffe gegen den Feind einsetzte, wollte sie sichergehen, dass ein Heilmittel zur Verfügung stand, falls die Seuche auf ihre eigene Bevölkerung übergriff.«

»Die Erhebung hat also gelogen«, sage ich. »Die Gesellschaft besaß ein Heilmittel gegen die Seuche.«

»Natürlich hatte sie eines«, sagt Oker. »Jedoch nicht genug für eine Pandemie, daher kann sich die Erhebung auf die Fahnen schreiben, dass sie es in

größeren Mengen produziert hat. Doch die Gesellschaft hat das Heilmittel entwickelt. Ich wette, das hat dir euer Steuermann verschwiegen.«

»Stimmt«, sage ich.

»Ich habe einen hohen Preis für meine Flucht hierher bezahlt«, fährt Oker fort, »und der jetzige Steuermann war derjenige, der mich ausgeflogen hat.« Oker geht wieder an den Schrank und sucht nach etwas. »Das war, bevor er der Steuermann der Erhebung wurde«, sagt er mit gedämpfter Stimme aus dem Schrank hervor. »Als er gebeten wurde, die Führung zu übernehmen, habe ich ihn vor den Rebellen und ihren Lügen gewarnt. ›Die sind nicht anders als die Gesellschaft, nur unter einem anderen

Namen, und wollen nur Ihre Gefolgsleute‹, habe ich gesagt. Aber er war sich ganz sicher, dass es funktionieren würde.« Oker kehrt an den Tisch zurück. »Na ja, vielleicht war er sich doch nicht ganz so sicher. Jedenfalls hat er mich nicht aus den Augen verloren, selbst nachdem ich hier draußen in Endstein war.«

Also gehörte Oker zu denen, die über Nacht spurlos verschwunden sind und von denen mir Lei erzählt hat. »Hat Sie das gestört?«, frage ich. »Dass er Sie quasi verfolgte?«

»Nein«, antwortet Oker. »Ich wollte raus aus der Gesellschaft, und das war ich. Es macht mir nichts aus, mich hin

und wieder nützlich zu machen. Hier.« Er reicht mir den Datenpod. »Scroll mal bitte für mich die Liste durch.«

Während ich das tue, grummelt er: »Können die die relevanten Faktoren denn nicht ein bisschen näher eingrenzen? Wir gehen doch alle davon aus, dass die Gründe in der Umwelt liegen. Allerdings verzehren wir alles Essbare, was wir finden oder anbauen. Daraus ergibt sich eine große Vielfalt von Möglichkeiten, aber wir werden etwas finden, womit wir den Kranken helfen können. Wenn vielleicht auch nicht mehr rechtzeitig.«

»Warum hat der Steuermann Sie nicht nach Camas oder Central geflogen?«, frage ich. »Dort hätten Sie viel bessere

Arbeitsbedingungen bei der Forschung an dem Heilmittel vorgefunden. Man hätte Ihnen alles bringen können, was Sie brauchen, auch die Pflanzen aus den Bergen. In den Provinzen hätten Sie Zugang zu allen Daten, der Ausrüstung …«

Oker erwidert mit strenger Miene: »Ich habe nur unter der Bedingung meine Mitarbeit zugesichert, dass ich hier draußen bleiben darf.«

Ich nicke.

»Wenn du einmal hier draußen bist«, sagt Oker, »gehst du nicht mehr zurück.«

Seine Hände sehen uralt aus, die Haut überspannt die Knochen wie Papier, aber die Venen sind dick und gut

durchblutet. »Ich sehe dir an, dass du noch etwas auf dem Herzen hast«, sagt er, entnervt und interessiert zugleich. »Schieß los.«

»Der Steuermann hat uns erzählt, jemand habe das Trinkwasser verseucht«, sage ich. »Glauben Sie, dass die Gesellschaft auch die Mutation gezüchtet hat? Die Verseuchung der Bevölkerung verlief so rasant, dass es scheint, als sei die Mutation genauso eingeschleust worden wie das ursprüngliche Virus.«

»Gute Frage«, sagt Oker, »aber ich möchte wetten, dass die Mutation spontan aufgetreten ist. Kleine genetische Veränderungen ereignen sich ständig in der Natur, aber sie setzen sich

nur durch, wenn sie dem Organismus einen entscheidenden Vorteil verschaffen. Ansonsten sterben sie ab, weil andere Formen ihnen gegenüber im Vorteil sind.« Er zeigt auf ein Glasgefäß, und ich öffne den Deckel. »Doch wenn ein bestimmter Selektionsdruck ausgeübt wird und einem Mutanten einen Vorteil verschafft, vermehrt sich dieser Mutant und verdrängt schließlich das ursprüngliche Virus.«

»Das hat mir auch schon ein Virologe drüben in Camas erklärt«, sage ich.

»Er hat recht, jedenfalls meiner Meinung nach.«

»Er hat mir auch erzählt, dass wahrscheinlich das Heilmittel diesen

selektiven Druck ausgeübt und die Mutation verursacht hat.«

»Könnte sein«, bestätigt Oker, »aber trotzdem glaube ich nicht, dass diese Entwicklung geplant war. Es war, wie wir außerhalb der Gesellschaft manchmal sagen, einfach Pech. Eine der Mutationen hat das Virus resistent gegen das Medikament gemacht, und daher konnte sich das Virus ungehindert vermehren.«

Oker hat es mir bestätigt. Das Heilmittel hat die wahre Pandemie ausgelöst.

»Aber jetzt habe ich vorgegriffen«, sagt Oker und fährt trocken fort: »Dabei wollte ich dir zunächst einmal erklären, wie ein Virus wirkt. Teilweise hast du

es dir schon selbst zusammengereimt. Am besten kann ich es anhand einer Geschichte illustrieren, und zwar an einer der Hundert. Nummer drei. Erinnerst du dich daran?«

»Ja«, sage ich, und das stimmt tatsächlich. Ich habe sie mir deswegen gemerkt, weil die weibliche Hauptperson darin so ähnlich heißt wie ich – Xanthe.

»Erzähl sie mir«, fordert Oker mich auf.

Als ich neulich versucht habe, Lei eine Geschichte zu erzählen, habe ich mich nicht mit Ruhm bekleckert. Ich wünschte, ich hätte ihr etwas Besseres bieten können. Aber ich will es

versuchen, weil mich Oker dazu aufgefordert hat und weil er vermutlich derjenige sein wird, der das Heilmittel entwickelt. Ich muss ein Lächeln unterdrücken. *Wir werden es finden. Wir schaffen das!*

»Die Geschichte handelt von einem Mädchen namens Xanthe«, beginne ich. »Eines Tages wollte sie die für sie bestimmten Mahlzeiten nicht mehr essen. Als die Lieferung kam, nahm sie sich stattdessen heimlich den Haferbrei ihres Vaters und aß ihn. Doch er war zu heiß, und Xanthe fühlte sich den ganzen Tag krank und fiebrig. Am nächsten Tag stahl sie den Haferbrei ihrer Mutter, doch der war zu kalt, und sie bekam Schüttelfrost. Am dritten Tag aß sie wieder ihren

eigenen Brei. Er war genau richtig, und es ging ihr gut.« Ich halte inne. Es ist eine ziemlich dämliche Geschichte, die Gesellschafts-Kinder ermahnen sollte, sich nach Wunsch zu verhalten. »So geht es die ganze Zeit weiter«, erzähle ich Oker. »Am Ende erhält sie drei Tadel für ungehöriges Benehmen, bis sie erkennt, dass die Gesellschaft weiß, was das Beste für sie ist.«

Zu meiner Überraschung nickt Oker. »Gar nicht schlecht«, meint er. »Du hast allerdings den Teil mit ihrem Haar vergessen.«

»Richtig«, sage ich. »Es war golden. Der Name Xanthe bedeutet ›Gold‹.«

»Aber das ist unwichtig«, sagt Oker.

»Das Entscheidende ist die Vorstellung, dass etwas zu heiß, zu kalt oder genau richtig sein kann. Genauso funktioniert ein Virus. Es bedient sich der, wie ich sie nenne, ›Xanthe-Strategie‹. Ein Virus darf seine Opfer nicht zu schnell verlieren. Es tötet die Organismen, die es infiziert, aber dabei muss ihm genug Zeit bleiben, zum nächsten Organismus zu wandern.«

»Wenn also ein Virus seine Opfer zu schnell tötet«, sage ich, »ist es zu heiß.«

»Und wenn es nicht schnell genug auf einen anderen Organismus übergeht, stirbt es«, sagt Oker. »Dann ist es zu kalt.«

»Genau in der Mitte findet es die idealen Bedingungen«, schlussfolgere

ich.

Oker nickt und erklärt: »Diese Mutation ist genau richtig, und nicht nur wegen der Gesellschaft und der Erhebung und deren jeweiliger Taten. Sie haben gewisse günstige Bedingungen geschaffen, das schon. Aber das Virus ist von ganz allein mutiert, wie es Viren schon seit jeher tun. In der ganzen Menschheitsgeschichte hat es Seuchen gegeben, und dies wird nicht die letzte sein.«

»Wir können uns also nie in Sicherheit wiegen«, sage ich.

»O nein, mein Junge«, antwortet Oker fast sanft. »Vielleicht war das der größte Triumph der Gesellschaft – dass sich so

viele von uns absolut sicher wähnten.«

Kapitel 31

Cassia

Ich sollte nach Ky sehen.

Ich sollte hierbleiben und an dem Heilmittel arbeiten.

Sobald ich anfange nachzudenken, bin ich hin-und hergerissen und verliere den Faden, zermartere mir sorgenvoll das

Gehirn, schaffe nichts und helfe niemandem. Deswegen denke ich lieber nicht nach, jedenfalls nicht bewusst. Ich denke an Pflanzen, Arzneimittel und Zahlen, kämpfe mich durch die Daten, auf der Suche nach irgendeinem Anhaltspunkt, der dabei hilft, die Kranken zurückzuholen.

Die Listen zu vergleichen ist nicht so einfach, wie es klingt. Sie enthalten nicht nur Bezeichnungen für Nahrungsmittel, die Dorfbewohner und Farmer verzehrt haben, sondern auch Angaben zu der Häufigkeit, mit der sie verzehrt wurden, darüber, ob sie tierischen oder pflanzlichen Ursprungs waren, zu den Böden, auf denen die Pflanzen gedeihen, und unendlich viele weitere Fakten, die

in die Kalkulation mit einbezogen werden müssen. Doch nur, weil eine Substanz häufig verzehrt wurde, bedeutet das noch nicht, dass sie Immunität verleiht. Andererseits ist es höchst unwahrscheinlich, dass etwas nur einmal Verzehrtes vor einer Krankheit schützt.

Es herrscht ein ständiges Kommen und Gehen – die Medics untersuchen die Kranken und kehren zurück, um Bericht zu erstatten, Oker und Xander erledigen ihre Arbeit, die Sortierer machen Pause, Leyna überprüft unsere Fortschritte. Ich gewöhne mich an das Rein und Raus, blicke irgendwann nicht einmal mehr auf, wenn die Holztür geöffnet und geschlossen wird, und bemerke kaum,

wenn die kalte Bergluft hereinweht und mir durchs Haar fährt.

Die Stimme einer Frau reißt mich aus meiner Konzentration. »Uns sind noch ein paar andere Dinge eingefallen, und ich will sichergehen, dass sie auch auf unserer Liste stehen.«

»Kein Problem«, sagt Rebecca.

Irgendwie kommt mir der Dialekt der Frau bekannt vor. Ich blicke auf.

Sie sieht älter aus, als ihre Stimme vermuten lässt. Ihr graues Haar ist zu kunstvollen Zöpfen geflochten auf ihrem Kopf aufgetürmt. Sie hat wettergegerbte Haut und eine sanfte Gestik. In der Hand hält sie ein Blatt Papier mit einer Liste. Selbst von meinem Platz aus kann ich

erkennen, dass die Liste handgeschrieben und nicht ausgedruckt ist.

»Anna!«, sage ich.

Sie dreht sich um, sieht mich an und fragt: »Kenne ich dich?«

»Nein«, sage ich. »Entschuldigen Sie. Aber ich bin in Ihrem Dorf in den Canyons gewesen und kenne Hunter und Eli.« Ich sehne mich danach, Eli zu sehen, aber weil ich mich um Ky kümmern und an dem Heilmittel arbeiten muss, habe ich mir noch nicht die Zeit genommen, nach der neuen Siedlung der Farmer Ausschau zu halten, obwohl ich weiß, dass sie nicht weit vom Dorf entfernt liegt. Ich habe schreckliche

Gewissensbisse, obwohl ich nicht einmal weiß, ob Leyna und die anderen mich gehen lassen würden, wenn ich darum bitten würde. Ich bin nun mal hier, um an dem Heilmittel zu arbeiten.

»Du musst Cassia sein«, sagt Anna. »Eli hat viel von dir erzählt.«

»Ja, ich bin Cassia«, antworte ich. »Bitte sagen Sie Eli, dass Ky auch hier ist.« Hat Eli Anna von Ky erzählt? Annas Blick lässt es vermuten. »Aber leider ist Ky auch krank geworden.«

»Das tut mir sehr leid«, sagt Anna.

Ich umklammere den Rand des rohen Holztischs und ermahne mich, nicht zu intensiv an Ky zu denken, damit ich nicht zusammenbreche und ihm zu nichts mehr nütze bin. »Geht es Hunter und Eli gut?«

»Ja, es geht ihnen gut«, sagt Anna.

»Ich wollte sie besuchen, aber …«

»Schon gut«, sagt Anna. »Im Moment ist es eben nicht möglich.«

Rebecca wendet sich mit einem leichten Nicken zu uns um, und Anna versteht den Wink. Lächelnd sagt sie zu mir: »Wenn ich fertig bin, gehe ich zu Eli und erzähle ihm, dass du hier bist. Bestimmt möchte er dich gerne sehen. Und Hunter auch.«

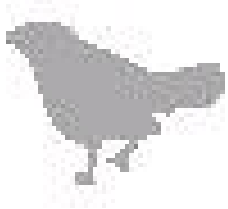
Ich bedanke mich. Kaum zu glauben! Ich habe Anna getroffen, die Frau, von der uns Hunter erzählt hat, deren Texte ich in der Höhle gefunden habe und der Eli und später Indie in die Berge zu folgen versuchten. Als sie ihre Liste

vorliest, schlägt mich ihre Stimme in ihren Bann.

»Mormonentulpen«, sagt Anna zu Rebecca, »und Castilleja, aber nur in kleinen Mengen, sonst kann die Pflanze toxisch wirken. Wir benutzen Salbei als Küchenkraut und bereiten aus Meerträubel Tee zu …«

Wörter, so schön wie Lieder. Jetzt wird mir auch klar, warum mir Annas Stimme so bekannt vorkommt – sie erinnert mich ein klein wenig an die meiner Mutter. Ich ziehe ein Blatt Papier zu mir hin und notiere mir die Namen der Pflanzen, die Anna aufzählt. Vielleicht kennt meine Mutter schon einige von ihnen, und über die anderen möchte sie bestimmt etwas lernen. Ich

werde sie ihr vorsingen, wenn ich ihr das Heilmittel bringe.



»Es wird Zeit, dich ein wenig auszuruhen.« Rebecca drückt mir ein Stück in Tuch gewickeltes Fladenbrot in die Hand. Das Brot ist noch warm, und schon der Duft allein verursacht mir Magenknurren. Hier bereiten sie ihr Essen selbst zu. Wie das wohl wäre? Wenn ich genügend Zeit hätte, auch das zu lernen? »Hier«, sagt Rebecca und reicht mir noch eine Thermosflasche. »Du solltest essen, während du bei ihm

bist.«

Sie weiß natürlich, wohin ich gehe.

Auf dem Weg zur Krankenstation atme ich die Waldluft tief ein. Wildblumen wachsen überall am Wegesrand, violett, rot, blau und gelb. Wolken in beeindruckendem, unerwartet kräftigem Rosa ziehen am Himmel über die Bäume und die Berggipfel hinweg. In dem Moment erfüllt mich die tiefe Überzeugung, dass wir ein Heilmittel finden werden. So deutlich habe ich es noch nie gespürt.

In der Krankenstation setze ich mich an Kys Bett, sehe ihn an und berühre seine Hand.

Die Opfer der Seuche schließen ihre Augen nicht. Ich wünschte, sie täten es.

Kys Augen blicken leer und grau, und es fehlen die blauen und grünen Reflexe, die ich in ihnen gesehen habe. Ich lege ihm die Hand auf die Stirn und ertaste die glatte Haut und die Knochenstruktur darunter. Er fühlt sich heiß an. Ob er Fieber hat? »Er sieht nicht gut aus«, teile ich einer der diensthabenden Medics mit. »Sein Infusionsbeutel ist leer. Ist vielleicht der Tropf zu weit aufgedreht gewesen?«

Sie sieht in ihren Unterlagen nach. »Der Beutel dieses Patienten müsste eigentlich noch halbvoll sein.«

Ich weiche Ky nicht von der Seite. Die Medic steht auf und holt einen neuen Infusionsbeutel. Sie wirkt gestresst. Nur

zwei Medics sind gerade im Dienst. Ich frage, ob sie in der Station noch Hilfe gebrauchen können.

»Nein«, lehnt sie brüsk ab. »Leyna und Oker haben angeordnet, dass nur ausgebildete Medics die Versunkenen versorgen dürfen.«

Als sie die Infusion gewechselt hat, bleibe ich neben Ky sitzen und lege meine Hände auf seine. Ich denke daran, wie lebendig er auf dem Hügel und in den Canyons gewesen ist und für kurze Zeit auch in den Bergen. Und dann war er plötzlich weg. Wie lange ich damals, als ich frisch verliebt in ihn war, über seine Augenfarbe gerätselt habe! Ich fand ihn unberechenbar und schwer einzuschätzen. Er passte in keine

Schublade.

Die Tür wird geöffnet, und ich drehe mich um, in der Erwartung, wieder zur Arbeit gerufen zu werden. Aber ich will noch nicht gehen. Seltsam: Während ich die Daten sortiere, hat diese Aufgabe für mich oberste Priorität. Wenn ich hier bin, habe ich dagegen das Gefühl, unbedingt bei Ky bleiben zu müssen.

Doch es ist niemand aus dem Forschungslabor. Es ist Anna.

»Darf ich reinkommen?«, fragt sie. Nachdem sie sich die Hände gewaschen und die Schutzmaske angelegt hat, gesellt sie sich zu mir. Ich stehe auf, um ihr meinen Stuhl anzubieten, doch sie schüttelt den Kopf und setzt sich auf den

Boden neben das Bett. Es ist ein komisches Gefühl, auf sie hinunterzublicken.

»Das ist also Ky«, sagt sie und betrachtet ihn. Er liegt auf der Seite. Sie sieht ihm in die Augen und berührt seine Hand. »Eli möchte ihn gerne besuchen. Hältst du das für eine gute Idee?«

»Ich bin mir nicht sicher.« Einerseits würde Ky dann noch eine andere Stimme außer meiner hören, die zu ihm spricht, die ihn zurückruft, andererseits befürchte ich, Eli könnte schockiert sein. »Sie kennen ihn besser als ich.« Es fällt mir schwer, das auszusprechen, aber natürlich stimmt es. Ich habe Eli nur wenige Tage begleitet, sie dagegen kennt ihn schon seit Monaten.

»Eli hat mir erzählt, dass Kys Vater ein Händler war«, sagt Anna. »Eli wusste seinen Namen nicht, aber er hat sich daran erinnert, dass Ky ihm erzählt hat, sein Vater habe in unserem Dorf schreiben gelernt.«

»Das stimmt«, bestätige ich. »Können Sie sich an ihn erinnern?«

»Natürlich«, antwortet Anna. »Wie könnte ich ihn vergessen? Sein Name war Sione Finnow. Ich habe ihm geholfen, seinen Namen schreiben zu lernen. Obwohl er natürlich zuerst den Namen seiner Frau lernen wollte.« Sie lächelt. »Er hat für sie Geschenke erworben, wann immer er konnte, sogar Pinsel, obwohl er sich keine Farbe

leisten konnte.«

Ob Ky mithören kann?

»Auch an Ky hat er bei seinen Geschäften gedacht«, fährt Anna fort.

»Wie meinen Sie das?«

»Manche Händler haben mit den Abenteurerpiloten zusammengearbeitet«, fährt Anna fort. »Mit denjenigen, die Flüchtlinge aus der Gesellschaft ausgeflogen haben. Sione hat einen Platz auf einem solchen Flug gekauft.«

»Für Ky?«, frage ich überrascht.

»Nein«, erwidert sie. »Sione hat den Platz für seinen Neffen gekauft, um ihn hinaus in die Steindörfer zu bringen. Wir Farmer haben uns natürlich nie an solchen Geschäften beteiligt. Aber er hat mir davon erzählt.«

Mir schwirrt der Kopf. *Matthew Markham. Der Sohn von Patrick und Aida. Er ist gar nicht tot?*

»Sione hat bei diesem Handel selbst kein Geschäft gemacht, weil er es für eine Verwandte abgeschlossen hat, die Schwester seiner Frau. Deren Mann wusste, dass etwas in der Gesellschaft faul war, und wollte sein Kind hinausbringen. Es war ein extrem heikles, gefährliches Geschäft.«

Ihr Blick geht an mir vorbei, als sie an Kys Vater zurückdenkt, den ich nie kennengelernt habe. Wie er wohl war? Ich kann ihn mir nicht anders als eine ältere, waghalsigere Ausgabe von Ky vorstellen, klug und mutig. »Doch Sione

hat es geschafft«, fährt Anna fort. »Er dachte, dass die Gesellschaft den Jungen lieber für tot als flüchtig erklärt, und er hatte recht. Die Gesellschaft erfand eine Geschichte, mit der sie Matthews Verschwinden plausibel machte. Sie wollte nicht, dass sich Gerüchte über das plötzliche Verschwinden so vieler verbreiteten und die Leute sich Hoffnungen machten, entkommen zu können.«

»Er hat für seinen Neffen viel aufs Spiel gesetzt«, wende ich ein.

»Er hat es für seinen Sohn getan«, erwidert Anna.

»Für Ky?«

»Ja. Sione konnte seinen eigenen Status nicht verändern, wollte aber

seinem Sohn ein besseres Leben ermöglichen, als er ihm bieten konnte.«

»Aber Kys Vater war ein Rebell«, entgegne ich. »Er hat an die Erhebung geglaubt.«

»Aber letzten Endes war er wohl auch ein Realist«, sagt Anna. »Er wusste, dass die Chancen auf den Erfolg einer Rebellion gering waren. Für Ky wollte er Sicherheit – einen Platz in der Gesellschaft. Falls ihm etwas zustoßen sollte, konnte Ky bei seinem Onkel und seiner Tante weiterleben.«

»Und so geschah es«, sage ich.

»Ja«, sagt Anna. »Ky wurde in Sicherheit gebracht.«

»Aber sie haben ihn dann doch hinaus

in die Arbeitslager geschickt«, erwidere ich. Schlimmer noch: Ich habe ihn dorthin geschickt.

»Aber wesentlich später und unter anderen Umständen«, gibt Anna zu bedenken. »In der Gesellschaft hatte er in jedem Fall eine höhere Lebenserwartung, als er sie in den Äußeren Provinzen gehabt hätte.«

»Aber wo ist denn nun sein Cousin?«, frage ich. »Matthew Markham?«

»Keine Ahnung«, sagt Anna. »Ich bin ihm ja nie begegnet. Ich weiß nur von ihm, weil Sione mir von ihm erzählt hat.«

»Ich habe Kys Onkel gekannt«, sage ich. »Patrick. Kaum zu glauben, dass er seinen Sohn hier hinausgeschickt hat, zu

wildfremden Leuten.«

»Eltern tun alles Mögliche, um ihre Kinder zu schützen«, erwidert Anna.

»Aber für Ky hat Patrick das nicht getan!«, bemerke ich wütend.

»Ich nehme an«, erwidert Anna, »er wollte den Wunsch von Kys Eltern respektieren, ihren Sohn fern der Äußeren Provinzen aufwachsen zu lassen. Irgendwann wollten Kys Onkel und Tante ihn sicher auch nicht mehr missen. Schon als sie ihren Sohn fortschickten, hat der Kummer sie fast um den Verstand gebracht. Als dann die Jahre vergingen, ohne dass etwas Schlimmes geschah, haben sie sich vermutlich gefragt, ob ihre Entscheidung

richtig war.« Mit einem tiefen Seufzer fügt Anna hinzu: »Vielleicht hat Hunter euch erzählt, dass ich ihn und seine Tochter Sarah, meine Enkelin, allein zurückgelassen habe.«

»Ja«, sage ich. Ich habe mit angesehen, wie Hunter Sarah begraben hat. Ich denke an die Inschrift auf dem Grabstein: als plötzlich durch den Juni fährt, mit Fingern ein kalter Hauch.

»Hunter hat mir das nie zum Vorwurf gemacht«, fährt Anna fort. »Er wusste, dass ich unsere Leute in die Berge führen musste. Uns lief die Zeit davon. Die, die geblieben sind, mussten sterben. Ich hatte also recht.«

Sie blickt zu mir auf. Ihre Augen sind sehr dunkel. »Aber ich mache mir

Vorwürfe«, gesteht sie. Sie streckt ihre Hände aus und beugt die Finger. Hat sie blaue Linien auf der Haut oder sind es ihre Venen? Im schwachen Licht der Krankenstation kann ich es schlecht erkennen.

Sie steht auf und fragt: »Wann ist deine nächste Pause?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich erkundige mich mal. Dann komme ich wieder und bringe Eli und Hunter mit, damit sie dich wiedersehen können.« Anna beugt sich zu Ky und berührt ihn an der Schulter. »Und dich«, flüstert sie.

Als sie fort ist, neige ich mich zu Ky und frage: »Hast du alles mitbekommen? Hast du gehört, wie sehr deine Eltern

dich geliebt haben?«

Er antwortet nicht.

»Ich liebe dich auch«, füge ich hinzu. »Wir suchen noch immer nach einem Heilmittel für dich.«

Er regt sich nicht. Ich sage Gedichte für ihn auf und flüstere ihm ins Ohr, dass ich ihn liebe. Immer und immer wieder. Nach einer Weile habe ich den Eindruck, dass der Tropfinhalt hilft. Sein Gesicht erwärmt sich wie Gestein in den Strahlen der aufgehenden Sonne.

Kapitel 32

Ky

Zuerst kehrt ihre Stimme zurück. Melodisch und sanft. Sie sagt noch immer Gedichte für mich auf.

Doch auch die Schmerzen flackern wieder auf, jedoch anders als zuvor. Während anfangs meine Muskeln und

Knochen wehgetan haben, geht der Schmerz jetzt tiefer. Hat sich die Entzündung ausgebreitet?

Cassia versucht mir mitzuteilen, dass sie mich liebt.

Die Schmerzen versuchen mich aufzufressen.

Ich wünschte, ich könnte eines ohne das andere haben, aber so ist das nun mal im Leben. Man kann das Maß von Freud und Leid nicht selbst bestimmen.

Ich habe weder ihre Liebe noch diese Krankheit verdient.

Das ist ein blöder Gedanke. So etwas passiert, ob man es verdient hat oder nicht.

Im Augenblick versuche ich, auf den Wellen ihrer Stimme den Schmerzen

davonzusegeln und nicht darüber nachzudenken, wie ich mich fühlen werde, wenn sie gehen muss.

In diesem Augenblick ist sie hier, und sie liebt mich. Sie sagt es immer und immer wieder.

Kapitel 33

Cassia

Xander tritt zu mir an Kys Bett. »Leyna schickt mich, du sollst wiederkommen«, sagt er. »Die Arbeit wartet.«

»Kys Infusionsbeutel war leer, als ich kam«, erzähle ich. »Ich wollte bei ihm bleiben, bis er wieder besser aussieht.«

»Das hätte nicht passieren dürfen!«, sagt Xander besorgt. »Ich gebe Oker Bescheid.«

»Ja, bitte«, sage ich. Okers Zorn hat einen wesentlich größeren Einfluss auf die Verantwortlichen des Dorfes als meiner.

»Ich komme wieder«, sage ich zu Ky, falls er mich hören kann. »So bald wie möglich.«

Draußen vor der Krankenstation beginnt ein Wäldchen, das sich bis zu den ersten Häusern des Dorfes erstreckt. Die Zweige schaben und rascheln, wenn der Wind hindurchfährt. Hier ist so viel Leben! Gräser, Blumen, Blätter und

überall Leute, die umhergehen, reden, leben.

»Das mit den blauen Tabletten tut mir leid«, sagt Xander. »Ich … Du hättest sterben können! Und es wäre meine Schuld gewesen.«

»Nein«, erwidere ich. »Du wusstest es doch nicht.«

»Du hast aber keine genommen, oder?«

»Doch, aber ich habe es überstanden. Ich bin einfach immer weitergegangen.«

»Wie hast du das geschafft?«

Der Gedanke an Ky hat mich vorangetrieben. Aber wie soll ich das Xander erklären? »Ich habe mich einfach durchgekämpft«, sage ich, »und die Schnipsel mit den Nachrichten aus der

Tablettenverpackung haben mir dabei geholfen.«

Xander lächelt.

»Jetzt kannst du mir doch auch endlich das Geheimnis verraten, das du auf einem der Zettel erwähnt hast«, sage ich. »Was hast du damit gemeint?«

»Dass ich mich der Erhebung angeschlossen habe«, sagt Xander.

»Das habe ich mir schon gedacht«, antworte ich. »Das hast du auch versucht, mir über Terminal zu sagen. Oder? Jedenfalls habe ich dich so verstanden …«

»Stimmt«, bestätigt Xander. »Es war also kein besonders großes Geheimnis.« Er grinst, blickt mich dann aber wieder

ernst an. »Und ich wollte dich schon die ganze Zeit fragen, wie du auf die rote Tablette reagierst.«

»Ich bin nicht resistent«, antworte ich. »Bei mir wirkt sie.«

»Bist du sicher?«

»Ja, in Central musste ich sie einmal nehmen«, antworte ich. »Ich bin mir ganz sicher.«

»Aber die Erhebung hat mir versichert, dass die rote Tablette bei dir nicht wirkt und du gegen die Seuche immun bist!«, erwidert Xander.

»Dann hat man dich entweder angelogen oder einen Fehler gemacht«, entgegne ich.

»Wenn die rote Tablette bei dir wirkt, hätte das aber zugleich bedeuten müssen,

dass du für die erste Form der Seuche anfällig gewesen wärst«, argumentiert Xander. »Bist du krank geworden? Hast du das Heilmittel bekommen?«

»Nein.« Ich verstehe, was ihn so verwirrt. »Wenn die rote Tablette bei mir wirkt, bin ich damals als Baby nicht geimpft worden. Also hätte ich an der ursprünglichen Form der Seuche erkranken müssen. Bin ich aber nicht. Dennoch habe ich das kleine rote Mal.«

Xander schüttelt den Kopf und versucht, eine Logik zu erkennen, genau wie ich mit meinem mathematischen Verstand. Ich zähle auf: »Die rote Tablette wirkt bei mir. Die grüne habe ich nie genommen und die blaue

überlebt.«

»Hat außer dir schon einmal jemand die blaue ohne fremde Hilfe überlebt?«, fragt Xander.

»Nicht, dass ich wüsste«, sage ich. »Ich hatte Indie an meiner Seite, und sie hat mir geholfen, nicht stehenzubleiben. Vielleicht war das ein Grund.«

»Was ist sonst noch in den Canyons geschehen?«, fragt Xander.

»Lange Zeit wusste ich nichts über Kys Aufenthaltsort«, erzähle ich. »Nachdem wir von meinem ursprünglichen Arbeitslager aus in ein Lager für Aberrationen deportiert worden waren, sind wir zu dritt in die Canyons geflüchtet, Indie, der Junge, der gestorben ist, und ich.«

»Indie ist in Ky verliebt«, sagt Xander.

»Ich weiß«, sage ich. »Aber zuerst war sie in dich verliebt. Sie hat immer mal wieder etwas gestohlen, unter anderem meinen Mikrochip und ein Miniterminal, auf dem sie sich dein Bild angesehen hat, wann immer sich eine Gelegenheit bot.«

»Doch am Ende wollte sie Ky«, bemerkt Xander, und ich höre eine Spur von Bitterkeit heraus. Das ist ungewöhnlich für ihn.

»Sie sind beide im selben Lager für die Erhebung geflogen«, erzähle ich, »da waren sie oft zusammen.«

»Du scheinst gar nicht sauer auf sie zu

sein«, bemerkt Xander.

Stimmt. Im ersten Moment war ich schockiert und verletzt, als Ky mir erzählte, dass Indie ihn geküsst hat, aber seitdem Ky zu den Versunkenen gehört, spielt das keine Rolle mehr für mich. »Sie geht ihren eigenen Weg«, erkläre ich. »Sie macht, was sie will.« Ich schüttele den Kopf. »Man kann ihr einfach nicht richtig böse sein.«

»Das kann ich nicht verstehen«, sagt Xander.

Wahrscheinlich kann er das wirklich nicht. Er kennt Indie schließlich nicht; er hat nie erlebt, wie sie gelogen und betrogen hat, um das zu bekommen, was sie wollte, und wie sich dahinter dennoch eine seltsame, unerklärliche

Ehrlichkeit verbarg, die nur ihr eigen ist. Er hat nicht miterlebt, wie sie uns über den silbrig schäumenden Fluss lotste, jeder Gefahr trotzte und uns entgegen aller Erwartungen in Sicherheit brachte. Er weiß nicht, wie sehr sie das Meer liebt und wie sehnlich sie sich ein Ballkleid aus blauer Seide gewünscht hätte.

Manche Erlebnisse kann man nicht teilen. Ich könnte ihm in allen Einzelheiten erzählen, was ich in den Canyons erlebt habe, und dennoch könnte er es nicht nachempfinden.

Dasselbe gilt für ihn. Er könnte mir alles Mögliche über die Seuche, das mutierte Virus und seine Erlebnisse

erzählen, aber ich war nun einmal nicht dabei.

Ich sehe Xander an, dass er dasselbe denkt wie ich. Er schluckt. Ihm liegt etwas auf der Seele, was er mich fragen will. Doch es ist etwas anderes, als ich erwartet habe. »Hast du je etwas für mich geschrieben? Ich meine, außer dem Brief.«

»Aber den hast du doch erhalten, oder?«

»Ja, allerdings ist der Schluss unleserlich geworden.«

Ein Stich fährt mir in die Magengrube. Er hat also nie erfahren, dass ich ihn beschworen habe, nicht länger auf mich zu warten.

»Hast du je ein Gedicht für mich

geschrieben?«, fragt Xander.

»Moment.« Ich habe kein Papier, aber einen Stock und dunklen Waldboden unter den Füßen. So habe ich schließlich auch schreiben gelernt. Ich zögere einen Moment und werfe einen Blick zurück zur Krankenstation, aber dann wird mir klar, dass Ky und ich unsere Geheimnisse nicht länger für uns behalten können. Ich habe sie in Central öffentlich preisgegeben, warum sollte ich es nicht auch Xander gegenüber tun?

Dennoch ist es irgendwie intimer, für Xander zu schreiben. Es hat eine größere Bedeutung.

Ich schließe für einen Moment die Augen und denke nach. Dann fällt mir

etwas ein, eine Verlängerung des Gedichts durch ein Wort, das mich an Xander erinnert. Ich fange an zu schreiben. »Xander«, sage ich und halte inne.

»Was denn?«, fragt er, ohne den Blick von meinen Händen abzuwenden, als vollbrächten sie ein Wunder, das er endlich mit ansehen darf.

»Ich habe in den Canyons auch an dich gedacht. Und ich habe von dir geträumt.«

Jetzt sieht er mir ins Gesicht, doch ich kann seinem Blick nicht standhalten. Innerlich tief bewegt, senke ich die Augen und schreibe:

Dunkel, dunkel war's,
Doch die Hand des Arztes war leicht.
Er brachte Heilung, linderte Schmerz,
Und heilte unsere Flügel, so dass wir wieder fliegen konnten.

Xander liest es ein zweites Mal, mit stummen Lippenbewegungen. »Arzt«, sagt er leise und schmerzlich berührt. »Du glaubst, ich könnte Kranke heilen.«

»Ja, das glaube ich.«

In dem Moment kommen Kinder aus dem Dorf den Weg vor uns herunter. Gleichzeitig richten Xander und ich uns auf und folgen ihnen mit den Blicken.

Sie spielen ein mir unbekanntes Spiel, bei dem sie so tun, als seien sie ein Tier.

Jedes Kind hat sich als etwas anderes verkleidet. Manche haben sich aus Gras ein Fell gemacht, andere ein Federkleid aus Blättern, wieder andere haben sich Flügel aus zusammengebundenen Stöcken und Wolldecken gebastelt, die heute Abend wieder abgenommen und zum Zudecken verwendet werden. Diese Zweckentfremdung natürlicher Materialien, um etwas Neues daraus zu erschaffen, erinnert mich an die Galerie, und ich frage mich, ob die Leute in Central einen neuen Treffpunkt für ihren Kunstaustausch gefunden haben. Oder haben sie keine Zeit mehr für so etwas, weil das Virus lauert und keine Heilung in Sicht ist?

»Wie es wohl gewesen wäre, wenn

wir solche Möglichkeiten gehabt hätten?«, fragt Xander.

»Wie meinst du das?«

»Das zu sein, was wir wollten«, erklärt er. »Wie wäre es gewesen, wenn wir als Kinder so etwas hätten spielen dürfen?«

Solche Gedanken sind auch mir durch den Kopf gegangen, als ich durch die Canyons gewandert bin. *Wer bin ich? Was ist meine Bestimmung?* Ich habe wirklich großes Glück, dass ich trotz der Einschränkungen der Gesellschaft so viele verrückte Phantasien hatte. Teilweise natürlich, weil Großvater mir diese Flöhe ins Ohr gesetzt hat.

»Denkst du noch manchmal an Oria?«,

fragt Xander.

Natürlich denke ich daran. An alles, und ich kann mich noch an jede Einzelheit erinnern. Ich sehe es wieder klar und deutlich vor Augen: wir beide, frisch gepaart, Hand in Hand im Airtrain. Meine Hand in seinem Nacken, als ich Kys Kompass in sein Hemd rutschen ließ, damit er das kostbare Artefakt vor den Funktionären versteckte. Schon damals taten wir drei alles für einander.

»Kannst du dich noch an den Tag erinnern, an dem wir die Neorosen gepflanzt haben?«

»Natürlich«, wiederhole ich. Ich denke daran, wie wir uns damals geküsst haben, zum ersten und letzten Mal, und

das Herz tut mir weh, aus Wehmut und aus Mitgefühl für Xander. Der Wind hier oben in den Bergen weht auch im Sommer frisch. Er pustet uns durch, zerwühlt unser Haar, treibt uns die Tränen in die Augen. Mit Xander hier in den Bergen zu sein ist ähnlich und doch völlig anders, als mit Ky draußen in den Canyons am Abgrund zu stehen.

Ich greife nach Xanders Hand. Meine Handfläche ist schmutzig vom Schreiben mit dem Stock. Als ich sie betrachte und an Xander denke, damals mit den herunterhängenden Neorosenwurzeln in seiner Hand, während der Wind in den Bäumen raschelt und die Kinder zum Dorfplatz hinaufhüpfen, schwebt eine

weitere pappelsamenleichte Erinnerung herbei:

Die Hände meiner Mutter sind voller schwarzer Erde, aber ich kann die weißen Linien ihrer Handflächen erkennen, als sie die Setzlinge herauszieht. Wir stehen im Gewächshaus des Arboretums; das Glasdach über uns und die schwülheiße Atmosphäre im Inneren lassen uns die frühlingshafte Morgenkühle draußen vergessen.

»Bram hat es rechtzeitig in die Schule geschafft«, erzähle ich.

Sie sagt: »Danke, dass du mir Bescheid gibst«, und lächelt mich an.

An den wenigen Tagen, an denen sie und Papa früh zur Arbeit müssen, bin ich dafür verantwortlich, dass mein jüngerer Bruder pünktlich den frühen Airtrain zur Schule erwischt. »Wo gehst du denn jetzt hin? Du hast ja noch ein bisschen Zeit, bevor du zur Arbeit musst.«

»Vielleicht schaue ich mal bei Großvater vorbei«, sage ich. Heute kann ich ruhig von der täglichen Routine abweichen, weil Großvaters Letztes Bankett kurz bevorsteht. Und ich warte auf mein Paarungsbankett. Wir haben so viel zu bereden!

»Tu das«, sagt sie. Sie pflanzt Setzlinge aus den Röhrchen, in denen

sie gekeimt haben und die in ordentlichen Reihen auf Tabletts stehen, in ihre neuen Behausungen um, kleine Töpfe mit Erde. Sie hebt einen Setzling heraus.

»Der hat aber noch nicht viele Wurzeln«, bemerke ich.

»Noch nicht«, erwidert sie. »Aber die kommen schon noch.«

Ich gebe ihr einen Kuss auf die Wange und mache mich auf den Weg. Es wird nicht gern gesehen, dass ich mich länger an ihrer Arbeitsstelle aufhalte, und ich muss meinen Airtrain erwischen. Dass ich mit Bram zusammen früh aufgestanden bin, hat mir etwas Zeit verschafft, aber nicht viel.

Der launische Frühlingswind schiebt mich hierhin, zieht mich dorthin. Er wirbelt einige der übriggebliebenen Herbstblätter hoch in die Luft, und wenn ich zum Airtrain-Bahnsteig hinaufstiege und hinunterspränge, würde er mich vielleicht trudelnd mit emportragen.

Immer, wenn ich mir vorstelle zu fallen, denke ich automatisch ans Fliegen.

Bestimmt könnte ich fliegen, wenn ich mir Flügel bauen könnte.

Als ich auf dem Weg zur Airtrain-Haltestelle das Dickicht des Hügels passiere, spricht mich eine Frau an, eine Arbeiterin mit Erde an den Knien

ihrer Zivilhose, so wie meine Mutter nach der Arbeit. »Cassia Reyes?«, fragt sie. Sie ist jung, nur wenige Jahre älter als ich, und sie hält eine Pflanze in der Hand, von der Wurzeln herunterhängen. Jätet sie oder pflanzt sie?, frage ich mich.

»Ja?«, antworte ich.

»Ich muss mit Ihnen reden«, sagt die Frau. Ein Mann kommt hinter ihr den Hügel herunter. Er ist im selben Alter wie sie, und unwillkürlich denke ich: Sie würden ein schönes Paar abgeben. *Ich habe nie die Erlaubnis erhalten, den Hügel zu besteigen, und betrachte das dichte Unterholz und die Bäume im Hintergrund.*

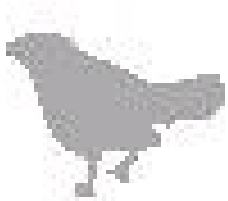
»Wir möchten, dass Sie einige Daten

für uns sortieren«, sagt der Mann.

»Tut mir leid«, erwidere ich, »ich sortiere nur bei der Arbeit.« Die beiden sind weder Funktionäre noch Vorgesetzte oder Aufseher. Sie wollen mich dazu bringen, die Regeln zu brechen, und das tue ich nicht, schon gar nicht für Fremde.

»Sie könnten damit Ihrem Großvater helfen«, behauptet die Frau.

Ich bleibe stehen.



»Cassia?«, fragt Xander. »Geht es dir gut?«

»Ja«, sage ich. Ich starre noch immer meine Hand an und wünschte, ich könnte die flüchtige Erinnerung damit festhalten. Sie hat mit dem Tag im roten Garten zu tun, da bin ich mir sicher, obwohl ich nicht weiß, warum.

Xander scheint noch etwas hinzufügen zu wollen, aber die spielenden Kinder kehren zurück, nachdem sie den Dorfstein ganz umrundet haben. Sie lärmen und lachen, wie es sich für Kinder gehört. Ein kleines Mädchen lächelt Xander an, und er erwidert ihr Lächeln und greift nach ihren Flügeln, als sie vorbeiläuft, doch sie dreht sich im entscheidenden Moment weg, und er greift ins Leere.

Kapitel 34

Xander

Oker ist so besessen, dass es fast unmenschlich erscheint. Ich will genauso unbedingt das Heilmittel finden wie er, doch bei ihm spielt noch etwas anderes eine Rolle. Schon nach wenigen Tagen habe ich mich an die Arbeit im Labor

gewöhnt, die folgendermaßen abläuft: Wir arbeiten, wenn Oker es verlangt, und machen Pause, wenn Oker es erlaubt. Manchmal erhasche ich einen Blick auf Cassia in den Sortierräumen, aber die meiste Zeit stelle ich nach Okers Anweisungen Lösungen her.

Oker nimmt seine Mahlzeiten im Labor ein. Er setzt sich nicht mal hin. Wir folgen seinem Beispiel: Im Stehen sehen wir uns gegenseitig dabei zu, wie wir unsere Mahlzeiten hinunterschlingen. Wahrscheinlich liegt es an dem Stress und dem Arbeitsdruck, aber irgendetwas löst ständig einen Lachreiz bei mir aus. Die Gespräche beim Essen sind symptomatisch dafür, wie die medizinischen Versuche laufen. Oker

unterscheidet sich von anderen Menschen dadurch, dass er schweigsam wird, wenn alles gutgeht. Läuft etwas schief, reagiert er gesprächiger.

Heute frage ich ihn: »Was ist eigentlich an Anderland so toll, dass ihr alle unbedingt dorthin wollt?«

Oker schnaubt. »Nichts«, antwortet er. »Ich bin zu alt, um noch mal neu anzufangen. Ich bleibe hier. Und ich bin nicht der Einzige, der nicht weg will.«

»Warum arbeiten Sie an dem Heilmittel, wenn Ihnen der Erfolgt am Ende nichts bringt?«

»Wegen meines inhärenten Altruismus.«

Ich muss lachen, doch er starrt mich

grimmig an und sagt dann: »Ich will die Gesellschaft schlagen und das Heilmittel zuerst finden.«

»Aber die Gesellschaft gibt es doch gar nicht mehr«, erinnere ich ihn.

»Quatsch!«, schnaubt er, trinkt aus seiner Thermosflasche, wischt sich mit dem Handrücken den Mund ab und schaut mich streng an. »Nur Narren glauben, dass sich irgendetwas verändert hat. Die Erhebung und die Gesellschaft haben sich so lange gegenseitig infiltriert, dass nicht mal sie noch wissen, wer zu wem gehört. Das ist wie bei einer Schlange, die ihren eigenen verdammten Schwanz frisst. Das Leben hier – hier draußen – ist die einzig wahre Rebellion.«

»Der Steuermann glaubt an die Erhebung«, entgegne ich. »Und er ist kein Betrüger.«

Oker sieht mich an. »Vielleicht nicht«, sagt er. »Aber das bedeutet nicht, dass du ihm folgen solltest.« Mit strenger Miene fügt er hinzu: »Und mir übrigens auch nicht.«

Ich sage nichts, weil wir beide wissen, dass er und der Steuermann schon längst Vorbilder für mich sind. Der Steuermann führt uns auf den Weg zur Revolution und Oker auf den Weg zu einem Heilmittel.

Die Patienten hier sehen noch immer viel besser aus als die zu Hause in den Provinzen. Oker hat alle

Sekundärsymptome behandelt, die das mutierte Virus hervorrufen, etwa die Anreicherung der Blutplättchen in der Milz und die vermehrte Sekretion in den Atemwegen. Doch noch immer grübelt er über die Proteine im Gehirn nach, und ich weiß, dass er noch nicht herausgefunden hat, wie man die Auswirkungen der Mutation auf das Nervensystem verhindern oder rückgängig machen kann. Aber er wird es schaffen.

Oker flucht. Er hat etwas Wasser aus seiner Feldflasche auf sein Hemd verschüttet. »In einer Hinsicht hatte die Gesellschaft allerdings recht«, sagt Oker. »Die verflixten Hände haben ein, zwei Jahre nach meinem Achtzigsten den

Dienst versagt. Allerdings funktioniert mein Grips immer noch besser als der der meisten anderen.«

Cassia ist bereits in ihrer Zelle, als ich hineinkomme, aber sie hat auf mich gewartet. Ich kann sie im Dunkeln nicht richtig erkennen, aber sie flüstert mir etwas zu. Jemand in einer Nachbarzelle ruft laut, wir sollten ruhig sein, aber alle anderen scheinen zu schlafen.

»Rebecca hat gesagt, dass dich die Pharmazeuten im Labor alle mögen«, sagt Cassia. »Und dass du der Einzige bist, der Oker Widerworte gibt.«

»Vielleicht sollte ich das sein lassen«, antworte ich. Ich will mir

niemanden zum Feind machen. Ich muss in diesem Labor bleiben und weiter an dem Heilmittel arbeiten.

»Nein, Rebecca findet das gut«, erwidert Cassia. »Sie glaubt, dass Oker dich mag, weil du ihn an ihn selbst erinnerst.«

Stimmt das? Ich halte mich weder für so stolz noch für so klug wie Oker. Natürlich habe ich mich immer gefragt, ob ich eines Tages Steuermann werden könnte. Ich mag Menschen. Ich freue mich, wenn ich bei ihnen sein und ihre Lebenssituation verbessern kann.

»Wir sind auf dem richtigen Weg«, meint Cassia. »Es muss einfach so sein.« Ihre Stimme klingt etwas weiter weg. Sie muss sich von der Tür entfernt und

auf ihr Bett gesetzt haben. »Gute Nacht, Xander.«

»Gute Nacht, Cassia«, antworte ich.

Kapitel 35

Cassia

Manchmal, wenn ich müde bin, kommt es mir vor, als hätte ich nie anderswo gelebt. Ich habe nie etwas anderes gearbeitet, Ky war schon immer versunken, Xander und ich haben schon immer nach einem Heilmittel gesucht.

Meine Eltern und Bram sind unerreichbar für mich, und ich muss auf die Suche nach ihnen gehen. Die Aufgabe scheint übermächtig, zu gewaltig für einen einzelnen oder eine Gruppe von Menschen.

»Was machst du da?«, fragt eine der anderen Sortiererinnen und deutet auf den Datenpod sowie die Papierschnipsel und das verkohlte Holzstäbchen, mit dem ich mir Notizen gemacht habe. Ich habe festgestellt, dass ich manchmal etwas von Hand schreiben muss, um die Daten zu verstehen, die über meinen Bildschirm wandern. Dadurch sehe ich klarer. Ich versuche auch schon seit einer Weile, Pflanzen und andere mögliche Komponenten des Heilmittels

nach den Beschreibungen auf dem Datenpod von Hand zu zeichnen, weil ich sie mir nicht vorstellen kann. Die Sortiererin kneift amüsiert die Augen zusammen, als sie sich meine unbeholfene Skizze einer Blume anschaut, und ich ziehe das Blatt näher zu mir hin.

»Auf dem Datenpod sind keine Bilder«, erkläre ich ihr, »nur schriftliche Beschreibungen.«

»Weil wir eben wissen, wie das alles aussieht«, antwortet eine andere Sortiererin ungeduldig.

»Ich weiß«, sage ich leise, »aber ich eben nicht. Und das hat Auswirkungen auf unsere Sortierungen. Sie stimmen

nicht.«

»Willst du etwa behaupten, wir erledigen unsere Arbeit nicht ordentlich?«, fragt die andere Sortiererin frostig. »Wir wissen, dass die Daten Fehler enthalten können. Aber wir sortieren so effizient wie möglich.«

»Nein«, erwidere ich kopfschüttelnd. »Das meine ich nicht. Es liegt weder am Ausgangsmaterial noch am Ergebnis, weder an den eigentlichen Daten noch an unserer Methode. Etwas dazwischen stimmt nicht, in der Korrelation der Listen. Es ist, als gäbe es ein zugrundeliegendes Phänomen, das wir nicht beachten, eine latente Variable, die wir in den Daten nicht werten.« Ich weiß es ebenso genau, wie ich weiß, dass in

meinen Erinnerungen an den Tag im roten Garten das Mittelstück fehlt: Unser Verständnis der Beziehung zwischen den beiden Datensätzen ist fehlerhaft.

Die andere Sortiererin wendet ein: »Wichtig ist doch nur, dass wir ständig die Listen an Oker weitergeben.« Jeden Tag schicken wir ihm Vorschläge, was zur Wirkung des Heilmittels beitragen könnte, immer aufgrund der aktuellen Informationen über die Patienten und unter Einbeziehung der wahrscheinlichen Fehler in der Behandlung.

»Ich weiß nicht, inwiefern Oker überhaupt auf uns hört«, wende ich ein. »Ich glaube, Oker traut nur einem, und zwar sich selbst. Aber wenn wir zu

einer Art Konsens dahingehend kommen, welches die wichtigsten Ingredienzien sind, und diese an ihn weiterleiten, und wenn unsere Analysen sich dabei decken, nimmt er vielleicht eher Ratschläge von uns an.«

Leyna beobachtet mich.

»Aber genau das tun wir doch!«, protestiert eine der anderen Sortiererinnen.

»Ich habe nicht das Gefühl, dass ich es richtig mache!«, entgegne ich. Frustriert schiebe ich meinen Stuhl zurück und stehe auf, den Datenpod in der Hand. »Ich glaube, ich gehe jetzt in die Pause.«

Rebecca nickt.

»Ich begleite dich in die

Krankenstation«, sagt Leyna überraschenderweise. Sie arbeitet sehr, sehr hart, und ich weiß, dass ihr Anderland das bedeutet, was Ky für mich ist – das Beste, Schönste, unerreichbar, aber voller Verheißungen.

Wir überqueren den Dorfplatz und kommen an dem großen Stein in der Mitte vorbei. Vor ihm befinden sich zwei schmale Tröge.

»Wofür benutzt ihr die?«, frage ich Leyna.

»Zum Wählen«, antwortet sie. »Die Farmer und wir bedienen uns der gleichen Methode. Jeder besitzt einen kleinen Stein mit seinem Namen darauf, und bei Abstimmungen wirft jeder

seinen Stein entweder in den einen oder den anderen Trog. Hinterher wird ausgezählt, welche Seite gewonnen hat.«

Ich frage: »Gibt es immer nur zwei Möglichkeiten?«

»Ja, normalerweise«, antwortet Leyna. Sie bedeutet mir, ihr auf die Rückseite des Steins zu folgen. »Schau mal hier hinten.«

Auf dem Stein stehen winzig klein Reihen von Namen in Spalten nebeneinander. Jemand hat sie eingemeißelt und -geritzt. Oben ist damit begonnen worden, und unten ist jetzt nicht mehr viel Platz.

»Diese Spalte«, erklärt Leyna, »enthält die Namen all jener, die in diesem Dorf, in Endstein, gestorben

sind. Und dies«, dabei zeigt sie auf eine andere Stelle im Stein, »ist eine Liste derer, die nach Anderland gezogen sind. Das Dorf ist sozusagen das Sprungbrett nach Anderland, und die Namen aller, die dorthingingen, sind hier eingraviert, egal, woher sie stammten.«

Ich bleibe noch einen Moment dort stehen und lese die Namen auf dem Stein in der Anderland-Spalte, in der Hoffnung, auf den eines Bekannten zu stoßen. Zunächst überlese ich ihn, weil ich nicht glauben kann, was da steht, doch dann sehe ich genauer hin, und es war kein Irrtum.

Matthew Markham

»Hast du ihn gekannt?«, frage ich Leyna neugierig und berühre den Namen.

»Nicht richtig«, antwortet sie. »Er stammte aus einem anderen Dorf.« Interessiert sieht sie mich an. »Kennst du ihn denn?«

»Ja!«, sage ich mit klopfendem Herzen. »Er hat bei uns in der Siedlung gewohnt, in Oria. Seine Eltern haben ihn von der Gesellschaft weggeschickt.« Ich hätte schon früher daran denken sollen, mich nach ihm zu erkundigen; ich kann es kaum erwarten, Ky zu erzählen, dass sein Cousin hier war und noch am Leben sein könnte, wenn auch an einem Ort, von dem es keine Wiederkehr gibt.

»Viele, die spurlos verschwunden sind, sind nach Anderland gegangen«, sagt Leyna. »Manche von ihnen – ich

weiß aber nicht mehr, ob Matthew so empfunden hat – hatten das Gefühl, ihre Eltern hätten sie aus der Gesellschaft verstoßen, und wollten daraufhin noch weiter weg, als ihre Familien es beabsichtigt hatten. Es war wie eine Art Rache.« Auch sie legt die Hand auf den Namen. »Hat er unter diesem Namen auch in eurer Siedlung gelebt?«

»Ja«, sage ich. »Ja, das ist sein richtiger Name.«

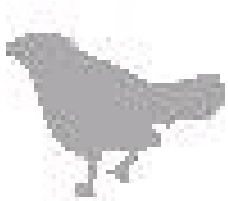
»Das will schon etwas heißen«, sagt sie. »Viele haben ihren Nachnamen geändert, er aber nicht. Das bedeutet, er wollte seine Spur nicht ganz verwischen, falls irgendwann jemand nach ihm suchen würde.«

»Sie hatten doch keine Luftschiffe,

also müssen sie den ganzen Weg zu Fuß zurückgelegt haben«, sage ich.

Leyna nickt. »Deshalb sind sie auch nicht zurückgekommen. Die Reise ist zu lang. Ohne Luftschiffe dauert sie Jahre.« Sie zeigt auf den Fuß des Steins. »Jetzt ist nur noch Platz für unsere Namen – ein Zeichen dafür, dass wir gehen sollten.«

»Ich verstehe«, sage ich. Es steht viel auf dem Spiel, fast unermesslich viel, und zwar für jeden Einzelnen von uns.



In der Krankenstation erzähle ich Ky alles über den Stein. »Das ist der

Beweis, dass Anna recht hat und er nicht in Oria gestorben ist«, sage ich, »es sei denn, es gibt einen zweiten Matthew Markham, aber die Wahrscheinlichkeit liegt ungefähr bei …« Ich höre auf zu rechnen und atme tief durch. »Ich glaube, er ist es. Ich spüre es.«

Ich versuche, mich an Matthew zu erinnern. Dunkelhaarig, älter als ich, gutaussehend. Er und Ky ähnelten sich ein wenig, so dass man sie als Cousins erkennen konnte, aber es gab auch Unterschiede. Matthew war nicht so still wie Ky, er lachte lauter und machte sich in der Siedlung deutlicher bemerkbar. Doch er war nett, genau wie Ky.

»Ky«, sage ich, »wenn wir das Heilmittel haben, zeige ich dir den Stein.

Und dann können wir zurückkehren und Patrick und Aida davon erzählen.«

Während ich berichte, wird die Tür geöffnet, und Anna bringt endlich Eli zu mir.

Eli ist gewachsen, aber er lässt sich von mir umarmen, wie es hoffentlich auch Bram tun wird, wenn ich ihn wiedersehe, ganz fest. »Du hast es geschafft!«, sage ich. Er riecht nach frischer Luft, Tannennadeln und Erde, und ich bin so froh, ihn wohlbehalten wiederzusehen, dass mir die Tränen über die Wangen laufen, obwohl ich lächle.

»Ja, ich hab's geschafft«, sagt Eli.

»Ich habe in Central gewohnt, wo du herkommst, und musste die ganze Zeit an dich denken – ob du in irgendeiner der Straßen gewohnt hast, durch die ich gegangen bin. Und ich war auch am See!«

»Manchmal habe ich Heimweh«, sagt Eli und schluckt. »Aber hier ist es schöner.«

»Ja«, sage ich, »das ist es.«

Als sich Eli von mir löst, blicke ich zu Hunter hinüber. Noch immer ziehen sich blaue Linien an seinen Armen hinauf und hinunter, und seine Augen blicken sehr müde.

»Ich möchte Ky sehen«, sagt Eli.

»Bist du sicher, dass Eli immun ist?«,

frage ich Anna.

Sie nickt und antwortet: »Er hat zwar keine Narbe, aber wir anderen auch nicht.«

Ich trete beiseite, so dass Eli auf die andere Seite des Krankenbettes gehen kann. Er hockt sich neben Ky und sieht ihm genau in die Augen. »Ich wohne jetzt in den Bergen«, erzählt er Ky, und ich muss mich abwenden.

Anna zeigt auf meinen Datenpod und fragt: »Seid ihr schon weiter mit dem Heilmittel?«

Ich schüttele den Kopf und sage: »Ich bin keine Hilfe, weil ich nicht genug über die Sachen auf der Liste weiß. Ich habe zwar die Beschreibungen, aber trotzdem weiß ich nicht, wie die

Pflanzen und Tiere, die euch als Nahrung dienen, in Wirklichkeit aussehen.«

Anna fragt: »Meinst du, das macht etwas aus?«

»Ja, bestimmt«, antworte ich.

»Ich kann Zeichnungen für dich anfertigen«, schlägt sie vor. »Zeig mir die Einträge auf der Liste, unter denen du dir nichts vorstellen kannst.«

Ich hole ein Stück Papier heraus und schreibe ihr die Namen auf. Es sind sehr viele, und ich schäme mich. »Ich fange sofort damit an«, verspricht sie. »Womit soll ich beginnen?«

»Zuerst die Blumen«, bitte ich sie. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass sie wichtig sind. »Danke, Anna.«

»Ich freue mich, dir behilflich sein zu können.«

»Danke, dass ihr Ky besucht habt«, sage ich zu Hunter. Er schüttelt den Kopf, als wolle er sagen: Das ist doch selbstverständlich. Ich würde ihn gerne fragen, wie es ihm geht, und mehr darüber erfahren, was er hier in den Bergen erlebt hat, aber er nickt mir nur zu und geht, und ich sollte jetzt auch wieder aufbrechen. Ich darf nicht aufhören zu sortieren, bis wir ein Heilmittel gefunden haben.

Kapitel 36

Ky

Beim Abschied verspricht mir Cassia jedes Mal, bald wiederzukommen.

Ich habe das Gefühl, dass sie schon lange nicht mehr bei mir gewesen ist, aber genau weiß ich es nicht. Nachdem sie fort ist, höre ich andere Stimmen,

wie damals, nachdem Vick am Ufer des Flusses gestorben ist.

Diesmal spricht Indie mit mir, aber das kann nicht sein, denn sie ist ja gar nicht hier.

»Ky«, sagt sie. »Ich habe Cassia für dich nach Camas gebracht.«

»Ich weiß«, sage ich. »Ich weiß, Indie.«

Ich kann sie nicht sehen, aber ihre Stimme höre ich so klar und deutlich, dass ich schwerlich glauben kann, es sei alles nur Einbildung. Aber Indie kann gar nicht hier sein und mit mir reden. Oder?

»Ich bin krank«, sagt sie. »Deswegen musste ich abhauen. Es gibt noch immer kein Heilmittel.«

»Wohin gehst du?«, frage ich.

»So weit weg, wie ich kann, bevor ich versinke«, sagt sie.

»Nein!«, bitte ich. »Nein, Indie! Kehr um, bald gibt es ein Heilmittel! Vielleicht hast du auch die ursprüngliche Form der Seuche. Vielleicht kann man dir helfen!« Kaum zu glauben, dass ich ihr so zurede, aber ich kann nicht anders.

Sie wird sowieso nicht auf mich hören.

»Nein«, erwidert sie. »Ich bin mit dem mutierten Virus infiziert.«

»Das kannst du doch gar nicht wissen!«

»Doch«, sagt sie. »Ich habe rote Striemen auf dem Rücken. Es tut so weh,

Ky! Deshalb laufe ich weg.« Sie lacht. »Oder besser: Ich fliege weg. Ich habe ein Luftschiff des Steuermanns gekapert.«

Ich wiederhole unablässig ihren Namen, um sie aufzuhalten. *Indie, Indie, Indie.*

»Sogar, als ich dich noch gehasst habe, mochte ich deine Stimme«, sagt sie.

»Indie …«, flüstere ich noch einmal, aber sie unterbricht mich.

»Bin ich die beste Pilotin, die du je gesehen hast?«, fragt sie.

Ja, das ist sie.

»Das bin ich«, sagt sie, und ich höre an ihrer Stimme, dass sie lächelt. Sie sieht immer so schön aus, wenn sie

lächelt!

»Weißt du noch, wie ich geglaubt habe, der Steuermann würde über das Wasser kommen?«, fragt Indie. »Weil meine Mutter mir immer dieses Lied vorgesungen hat.« Indie singt es mir vor, mit kräftiger, klarer Stimme. *»Jeden Tag ihr Boot fliegen müsste/über die Wellen, bis an die Küste.«* Sie schweigt für einen Moment. »Ich dachte, sie wollte mir damit sagen, dass ich vielleicht eines Tages Steuerfrau werden könnte. Deshalb habe ich das Boot gebaut und versucht abzuhauen.«

»Kehr um!«, beschwöre ich Indie. »Flieg zurück! Lass dir eine Infusion geben, damit du am Leben bleibst.«

»Ich will ja gar nicht sterben«, erwidert Indie. »Entweder ich werde abgeschossen oder ich finde irgendwo einen guten Landeplatz und renne los, bis ich umfalle. Verstehst du nicht? Ich gebe nicht auf. Ich will nur rennen, bis es nicht mehr geht. Ich kann nicht mehr zurück.«

Jetzt weiß ich nicht, was ich sagen soll.

»Er ist nicht der Steuermann«, sagt mir Indie. »Das weiß ich jetzt.« Zittrig atmet sie aus. »Weißt du noch, als ich dich für den Steuermann gehalten habe?«

»Ja«, sage ich.

»Weißt du, wer es in Wirklichkeit ist?«, fragt Indie.

»Natürlich«, antworte ich. »Genauso gut wie du.«

Sie holt tief Luft, und ich befürchte schon, dass sie anfängt zu weinen. Als sie wieder spricht, klingt ihre Stimme tränenerstickt, aber zugleich höre ich wieder das Lächeln heraus. »Ich bin es!«, sagt sie.

»Ja«, sage ich. »Natürlich bist du es.«

Für einen kurzen Augenblick herrscht Schweigen.

»Du hast meinen Kuss erwidert«, sagt sie.

»Ja, das habe ich.«

Es tut mir nicht mehr leid.

Als Indie mich geküsst hat, habe ich all ihre Schmerzen, ihre Sehnsucht und

ihre Not gefühlt. Es zerriss mich förmlich, ihre Gefühle zu spüren und zu wissen, wie sehr auch ich sie liebte, aber eben nicht auf eine Weise, die funktioniert hätte. Ich verstehe Indie auf eine so schmerzliche und elementare Art, dass es mich zerreißen würde.

Das Merkwürdige ist, dass ihre Gefühle für mich sie aufrecht gehalten haben.

Ich könnte für sie das tun, was Cassia für mich tut. Das wusste ich, und deswegen habe ich ihren Kuss erwidert.

Ich habe das Gefühl, im Laufen mit ihr eins zu sein – ich sehe Szenen aus ihrem Leben. Wasser strömt in ein Boot in Sonoma, als die Funktionäre es versenken. Dann ihre triumphierende

Fahrt den Fluss hinunter zur Erhebung, die sie nicht gerettet hat. Unser Kuss. Ein Flug, eine Landung, ein Lauf, Schritt um Schritt um Schritt, ein Lauf, wenn jeder andere stehen geblieben wäre …

Dann wird alles schwarz.

Vielleicht war es auch rot.

Kapitel 37

Xander

»Oker!«, mahnt Leyna. »Die Sortierer haben eine neue Liste für dich ausgearbeitet.«

»Schon wieder eine?«, fragt Oker. »Leg sie dahin.« Er zeigt auf das Ende des langen Tisches.

Theoretisch braucht Oker die Liste der Sortierer, weil ihr Beitrag wertvoll ist. Die Sortierer analysieren, welche Faktoren am wahrscheinlichsten zur Immunität beitragen. Oker muss die Ergebnisse dann umsetzen. Wenn der Verzehr einer bestimmten Pflanze ein wichtiger Faktor zu sein scheint, welche Komponente könnte dann bedeutsam sein? Wie isoliert man den Wirkstoff? Und in welcher Konzentration sollte er Verwendung finden? Die enge Zusammenarbeit soll Zeit sparen und die Chancen erhöhen, in kürzerer Zeit ein effektives Heilmittel zu finden.

Doch Oker hat nie Lust dazu, alles stehenzulassen, um sofort die Liste zu

lesen. Ich weiß, wie hart Cassia daran gearbeitet hat, die Informationen durchzusieben – sie sind wertvoll! Ich räuspere mich und will etwas sagen, aber Leyna kommt mir zuvor.

»Du musst sie dir ansehen!«, befiehlt sie ihm. »Die Sortierer haben noch einmal alle Daten analysiert, unter Einbeziehung der neuesten Informationen aus der Krankenstation und deinen eigenen Ergebnissen. Sie haben die wahrscheinliche Heilwirkung jeder dieser Substanzen noch einmal ganz neu berechnet.«

»Irgendwie habe ich das alles doch schon mal gehört«, murrt Oker und strebt mit seinem Datenpod in der Hand zu seinem Büro.

»Oker!«, sagt Leyna. »Als medizinische Administratorin bestehe ich darauf, dass du dir die Liste ansiehst, oder ich werde dich von deinen Pflichten entbinden!«

»Pah!«, erwidert Oker. »Außer mir gibt es hier weit und breit keinen anderen ausgebildeten Pharmazeuten.«

»Deine Assistenten sind absolut kompetent«, entgegnet Leyna.

Vor sich hin grummelnd kommt Oker zu uns herüber und greift nach dem Datenpod. »Die schicken doch ständig neue Listen«, meckert er. »Was ist so dringend an dieser hier?«

»Wir haben eine neue Mitarbeiterin«, erinnert ihn Leyna. »Und du kannst

sicher sein, dass auch in den Provinzen Sortierer bei der Arbeit an dem Heilmittel eingesetzt werden.«

»Natürlich«, sagt Oker. »Alles funktioniert noch genauso wie in der Gesellschaft, und niemand kann selbständig denken. Ohne Zahlen sind die völlig hilflos.«

Leyna setzt noch einmal zu einer Erklärung an. »Aber die neue Sortiererin, Cassia …«

Oker winkt ab. »Hör mit den Sortiererinnen auf. Ich seh sie mir ja schon an.« Mit dem Datenpod und der Liste verzieht er sich in sein Büro und knallt die Tür hinter sich zu.

Schon kurz darauf höre ich, wie die

Bürotür wieder geöffnet wird. Ich rechne schon mit einer beißenden Bemerkung Okers, dass es für Leyna Zeit sei zu gehen, aber stattdessen steht er dort wie angewurzelt, die Stirn nachdenklich gerunzelt. Schließlich sagt er: »Camassia.«

Ich berichtige ihn: »Sie heißt Cassia«, weil ich glaube, dass er sich an die Namen der Sortiererinnen zu erinnern versucht, doch er fällt mir ins Wort.

»Nein, *Camassia*, die Essbare Prärielilie. Die haben wir noch nicht systematisch verwendet.« Dann brabbelt er vor sich hin, als habe er vergessen, dass wir zuhören. »Ja, sie ist essbar, sogar recht nahrhaft. Schmeckt wie

Kartoffeln, nur süßer. Blüht violett. Die Provinz Camas ist nach ihr benannt.« Er reißt sich aus seinen Gedanken und fixiert mich mit seinem Blick. »Ich gehe welche ausgraben.«

»Camassia steht aber auf der Liste der Sortierer nicht sehr weit oben«, gibt Leyna zu bedenken.

»Wir sind hier nicht in der Gesellschaft!«, grollt Oker. »Wir müssen uns nicht zwingend an die Reihenfolge halten. Hier im Dorf ist es erlaubt, seiner Intuition und Intelligenz zu folgen, oder? Wir können das Heilmittel schneller finden als die Forscher der Provinzen, aber nur, wenn wir aufhören, so zu denken wie sie.«

Leyna schüttelt den Kopf. Ich weiß,

dass sie fieberhaft darüber nachgrübelt, wie sie mit dieser Situation umgehen soll und sich wieder einmal dieselben Fragen stellt, die schon früher aufgetaucht sein müssen: Ist Oker ein so wertvoller Mitarbeiter, dass er nach Gutdünken handeln darf, obwohl es ihren Überzeugungen zuwiderläuft?

»Ich mache dir einen Vorschlag«, sagt Oker. »Du sammelst die anderen Zutaten, und ich stelle daraus jede Arznei her, die du willst.« Mit einem Blick auf Noah und Tess fügt er hinzu: »Ihr beide sorgt dafür, dass die Nährlösung nicht ausgeht.«

»Wir haben doch noch einen Vorrat«, gibt Noah zu bedenken.

»Aber wir werden noch wesentlich mehr brauchen!«, erwidert Oker ungeduldig. »Achtet streng darauf, dass bei keinem der Patienten die Infusion ausgeht, besonders nicht bei unserem Neuzugang.« Dann dreht er sich zu mir um. »Komm mit, du kannst mir graben helfen.«

»Wir haben nur noch sieben Patienten, die für Tests in Frage kommen«, mahnt Leyna, während Oker mir aufzählt, was ich alles einpacken soll – saubere Jutestoffstreifen, Feldflaschen und zwei kleine Schaufeln. »Die anderen Patienten haben noch die letzten Versuchslösungen im Blut.«

»Dann nehmen wir eben diese sieben

Patienten!«, blafft Oker mit mühsam gezügeltem Ärger.

»Der Steuermann braucht aber eine größere Testgruppe als nur eine Handvoll geheilte Patienten …«, beginnt Leyna.

»Dann gebt ihnen eben allen mein Heilmittel!«, sagt Oker und stößt die Tür auf. »Wir drehen uns im Kreis. Ich stelle die Arzneien her, du entscheidest, wer sie erhält. Hauptsache, irgendjemand bekommt sie. Und den neuesten Patienten will ich für mein Mittel.« Über die Schulter wirft er Leyna noch einen letzten Blick zu. »Die Sortierer sollen mal ausrechnen, wie hoch die Wahrscheinlichkeit ist, dass wir vor den Forschern in den Provinzen ein

Heilmittel finden. Der Steuermann setzt nicht alle Hoffnungen auf uns, sondern hat seinen Einsatz breit gestreut. Mit uns rechnet er am allerwenigsten.«

»Deine Arzneien haben den Patienten wirklich geholfen«, erwidert Leyna. »Und das weiß auch der Steuermann.«

Oker sagt: »Das soll ja auch nicht heißen, dass wir nicht die Ersten sein könnten, aber nur, wenn du mich das tun lässt, was ich für richtig halte.«

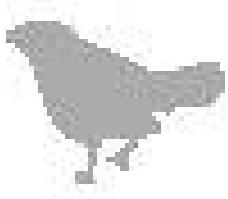
»Wir haben Camassia gelagert«, entgegnet Leyna als letzten Einwand. »Du brauchst nicht bis hinaus zu den Feldern zu wandern.«

»Ich brauche sie aber ganz frisch aus der Erde«, erklärt Oker.

Leyna sagt: »Dann schicke ich jemanden raus, der die Blumenzwiebeln erntet. Das geht schneller, als wenn du selbst losziehst.«

»Nein!«, sagt Oker. »Nein!« Mit einem tiefen Seufzer klärt er die Sache ein für alle Mal: »Ich kann nicht zulassen, dass die Zubereitung dieses Heilmittels aus irgendeinem Grund fehlschlägt. Ich muss sie von A bis Z überwachen.«

Jetzt klingt er wie ein wahrer Steuermann. Er geht zur Tür hinaus, und ich folge ihm.



Ich bin nicht so blauäugig zu glauben, dass Oker mich deshalb ausgewählt hat, weil er mir am meisten vertraut. Noah und Tess können selbständig die Infusionslösung für die Patienten herstellen, während ich dabei noch Anleitung brauche. Er benötigt mich nur zum Graben.

Außerdem unterhält er sich gerne mit mir über die Mutation, weil ich bis vor kurzem mit den Versunkenen gearbeitet habe. Ich konnte den Verlauf der durch das mutierte Virus ausgelösten Krankheit aus nächster Nähe verfolgen. Das interessiert ihn natürlich. Er hat das erste Heilmittel entwickelt und sich als einer der Ersten mit der Seuche befasst.

»Wie weit ist es?«, frage ich.

»Ein paar Kilometer«, sagt er. »Das Feld, zu dem ich will, liegt nicht in der Nähe, sondern dichter bei den anderen Steindörfern, in Richtung Camas.«

Ich folge ihm. Zwischen dem Gras und den Steinen kann ich keinen Pfad entdecken und sage zu Oker: »Es scheint, dass kaum noch jemand in die anderen Dörfer geht.«

»Nein, nicht mehr, seitdem sich alle in Endstein versammelt haben«, erklärt Oker. »Zwar werden immer wieder Leute hinausgeschickt, um verschiedene Feldfrüchte zu sammeln, aber die Natur hat den Weg schnell wieder zurückerobert.«

Ab und zu kommen wir an einem runden Stein vorbei, der flach in den Boden gedrückt ist. Oker erklärt, es seien Markierungen, die uns zeigen, dass wir auf dem richtigen Weg sind. Seine Stimme klingt friedlich, ja fast verträumt, doch er bewegt sich fort, so schnell er kann. »Damals auf der Flucht aus der Gesellschaft habe ich den ganzen Weg bis nach Endstein zu Fuß zurückgelegt«, erzählt er. »Die Piloten haben uns Flüchtlinge meist nur bis ins erste Dorf geflogen, und von da an musste man selbst entscheiden, wo man hinwollte. Ich beschloss, nach Endstein zu gehen, weil es am weitesten von den Gesellschaftsprovinzen entfernt war. Ich

war mir der Gefahr bewusst, dass ich es möglicherweise nicht schaffen würde, denn nach Ansicht der Gesellschaft war ich ja praktisch schon so gut wie tot, aber ich bin einfach immer weiter gegangen.« Er lacht. »Ich bin meinem Abschiedsbankett davongelaufen!«

»So etwas Ähnliches hat auch mein Freund versucht«, sage ich. »Er hat quasi versucht, dem mutierten Virus zu entkommen. Er war davon überzeugt, nicht zu versinken, wenn er nur immer weiterliefe.«

»Wie ist er denn auf die Idee gekommen?«, fragt Oker.

»Ich glaube, weil Cassia einmal eine blaue Tablette überlebt hat, indem sie nicht stehen blieb. Nachdem sie sie

genommen hatte, ist sie auch immer weiter gegangen.«

Ich erwarte den Einwand, das sei unmöglich, doch stattdessen sagt Oker: »Vielleicht haben deine Freunde recht, und man kann die Seuche tatsächlich überwinden. Es sind schon seltsamere Dinge geschehen.« Dann lächelt er. »Cassia ist ein ungewöhnlicher Name, die Bezeichnung für eine Pflanze, deren Rinde als Gewürz verwendet wird.«

»Hat sie irgendetwas mit der Pflanze zu tun, die wir jetzt suchen?«, frage ich. »Die Namen klingen sehr ähnlich.«

»Nein«, sagt Oker. »Nicht, dass ich wüsste.«

»Cassia hat geholfen, die neue Liste

zusammenzustellen«, erkläre ich. »Sie sollten sie sich wirklich einmal ansehen, nachdem wir mit der Camassia fertig sind.« Noch erwähne ich nicht, dass Cassia und nicht Oker darüber entscheiden sollte, welches Mittel Ky erhält.

Oker hält inne, um Atem zu schöpfen. Ich könnte zwar schneller gehen, aber er ist für sein Alter in ausgezeichneter Verfassung. Er sagt: »Die Camassia müsste hier ganz in der Nähe wachsen. Die Dorfbewohner haben sie zwar bereits geerntet, aber bestimmt sind noch genügend Pflanzen übrig. Man muss immer noch einen Restbestand für das nächste Jahr stehenlassen, selbst wenn man hofft, dann schon nicht mehr hier zu

sein.« Er verlässt den Weg und geht zwischen den Bäumen einer Baumgruppe hindurch.

Ich folge ihm. Hier in den Bergen wachsen Fichten und Bäume, die ich nicht kenne, mit weißer Rinde und zarten Blättern. Ich mag das Geräusch, wenn ich unter ihnen entlanggehe.

Oker zeigt zu Boden. »Siehst du? Da sind sie.«

Nach kurzer Suche entdecke ich die Pflanzen auch. Die Blüten sind schon ein wenig welk und trocken, aber violett, wie er gesagt hat.

»Diese hier kannst du ausgraben«, sagt er, »aber nicht alle, sondern nur jede zweite. Die Blüten brauchen wir

nicht, nur die Zwiebeln. Wickle sie in Jute ein und feuchte den Stoff im Bach an.« Er zeigt auf ein gluckerndes Rinnsal, das sich durch die sumpfige Wiese schlängelt. »Achte darauf, die Zwiebeln so schnell wie möglich zu befeuchten.«

Ich knie mich hin und lockere den Boden rings um die Pflanze. Die Zwiebel, die ich herausziehe, ist braun und schmutzig. Wirre Wurzelfäden hängen herunter. Ich denke an Cassia und daran, wie wir beide Blumen gepflanzt haben. An dem Tag haben wir uns geküsst. Dieser Kuss hat mich monatelang aufrechtgehalten.

Ich tauche die Jutestreifen in den Bach und wickle die Zwiebeln eine nach der

anderen damit ein. Ich grabe immer weiter in der warmen Sonne und stelle fest, dass ich den Erdgeruch angenehm finde. Mein Rücken schmerzt ein wenig, so dass ich aufstehe und mich recke. In meiner Tasche ist fast kein Platz mehr.

Oker drängt mich zum Weitermachen, hockt sich neben mich und beginnt, mit ungeschickten Bewegungen an einer Pflanze herumzuzerren. Die Blüten wippen vor und zurück, vor und zurück. Schließlich zieht Oker die Zwiebel heraus, wischt sie mit seinen verkrümmten Händen ab und reicht sie mir mit den Worten: »Einwickeln kann ich sie nicht, das musst du für mich übernehmen.«

Ich packe Okers Ernte ein und fülle unsere Taschen bis zum Rand. Als ich mir ganz selbstverständlich beide umhängen will, schüttelt er jedoch den Kopf und besteht darauf, seine Tasche selbst zu tragen.

Ich reiche sie ihm und frage: »Glauben Sie, dass die Camassia wirklich den entscheidenden Wirkstoff enthält?«

»Ja, das halte ich für sehr wahrscheinlich«, antwortet er. »Komm, lass uns zurückgehen.«

Auf dem Rückweg muss Oker eine Rast einlegen. »Habe vergessen zu frühstücken«, erklärt er. Ich erlebe ihn

zum ersten Mal erschöpft. Er runzelt ungeduldig die Stirn, lehnt sich an einen Felsen und wartet darauf, dass sein Herzschlag sich beruhigt.

»Eines verstehe ich immer noch nicht«, beginne ich, und da Oker nur grunzt, meine Frage aber nicht abwehrt, fahre ich fort. »Woher wussten die Dorfbewohner eigentlich, dass sie gegen die Seuche immun sind, bevor die Mutation überhaupt aufgetreten ist?«

»Dass sie gegen die ursprüngliche Form resistent sind, wissen sie schon seit Jahren«, antwortet Oker. »Als die Gesellschaft das Virus erstmals als Biowaffe gegen den Feind einsetzte, desertierte einer der Piloten, der die Bomben abgeworfen hatte, und flüchtete

zum ersten Steindorf, das Camas am nächsten liegt.«

Oker wartet einen Moment, bis er wieder zu Atem gekommen ist. Dann erzählt er weiter: »Der Idiot hatte allerdings nicht bedacht, dass er sich bereits mit der Seuche infiziert hatte. Er glaubte, man könne sie nur durch den Kontakt mit dem verseuchten Wasser bekommen, weil das Virus in die Gewässer des Feindes geworfen wurde. Aber natürlich kann es auch von Mensch zu Mensch übertragen werden, und er war mit einigen Feinden in Berührung gekommen. Offenbar hat er versucht, ihnen zu helfen, bevor er das Steindorf erreichte.«

»Warum ist er ins Steindorf geflüchtet?«, frage ich.

»Er gehörte zu den Piloten, die Flüchtlinge ausgeflogen haben«, erklärt Oker, »daher kannte er einige Leute im Dorf. Doch eine Woche, nachdem er dort Asyl gefunden hatte, erkrankte er.« Oker stemmt sich von dem Felsen hoch. »Komm, lass uns weitergehen.«

Vögel zwitschern in den Bäumen, und das Gras wächst so lang über den Weg, dass es raschelnd an unseren Hosenbeinen entlangstreift. »Natürlich stellte die Gesellschaft für die versehentlich Infizierten das Heilmittel bereit, doch der Pilot kehrte nicht zurück und starb.«

»Weil die Dorfbewohner kein Heilmittel gegen die Krankheit hatten? Oder weil sie ihn töteten?«

Oker wirft mir einen forschenden Blick zu. »Sie haben ihn mit Nahrung und Wasser im Wald zurückgelassen, aber sie wussten, dass er sterben würde.«

»Sie konnten nicht anders handeln. Sie haben wohl befürchtet, er könne ihr ganzes Dorf anstecken.«

Oker nickt. »Als der Pilot erkrankte, erzählte er den Leuten von der Seuche, dem Feind und was geschehen war. Er flehte die Dorfbewohner an, sich an die Gesellschaft zu wenden und ihm das Heilmittel zu besorgen. Doch zu diesem

Zeitpunkt hatte er schon fast mit der ganzen Gemeinschaft Kontakt gehabt. Die Leute befürchteten, sie müssten alle sterben, und wussten, dass sie niemals rechtzeitig das Heilmittel auftreiben würden. Sie mussten sich selber helfen, so gut sie konnten.« Oker lacht. »Natürlich hatten sie damals noch keine Ahnung, dass sie immun waren.«

»Haben sie sonst noch jemanden ausgesetzt?«, frage ich.

»Nein«, antwortet Oker. »Diejenigen, die Kontakt zu dem Piloten hatten, wurden für eine Weile isoliert, aber niemand erkrankte.«

Ich stoße einen Seufzer der Erleichterung aus.

»Ihre Immunität hätte für die

Gesellschaft natürlich keine Rolle gespielt, da es ja bereits ein Heilmittel gab«, fährt Oker fort, »aber für die Dorfbewohner war sie wichtig. Sie wussten, dass sie nicht sterben würden, falls die Gesellschaft auch ihre Gewässer verseuchen würde. Daher hielten sie weitgehend geheim, dass sie immun waren. Irgendjemand hat dem Steuermann davon erzählt, aber er hat das Wissen nicht ausgenutzt, bis die Mutation aufgetreten ist.«

»Und dann hat er sich gefragt, ob die Dorfbewohner womöglich auch gegen die neue Form der Seuche resistent waren«, sage ich.

»Genau«, bestätigt Oker. »Er kam

hierher und fragte, ob jemand bereit wäre, es zu testen, und er hat uns gebeten, ein Heilmittel zu entwickeln.«

»Ich weiß, dass sich einige freiwillig einer Ansteckung mit dem mutierten Virus ausgesetzt haben«, sage ich. »Aber warum?«

»Wegen der Fertigmahlzeiten«, antwortet Oker angewidert. »Der Steuermann hat uns eine ganze Ladung gebracht und versprochen, er könne noch mehr besorgen.«

»Aber was sollen die Leute hier denn damit anfangen?«, frage ich. »Ihr eigenes Essen ist doch viel besser.«

»Für die Reise nach Anderland«, erklärt Oker. »Die Fertigmahlzeiten sind jahrelang haltbar und ideal als Proviant

für unterwegs. Der Steuermann hat versprochen, genügend für alle Reisenden zu besorgen, wenn sich einige von uns freiwillig dem Virus aussetzten. Die Freiwilligen bekamen eine Injektion und wurden anschließend in einem der anderen Dörfer isoliert, nur zur Sicherheit. Aber niemand wurde krank.« Jetzt grinst er von einem Ohr zum anderen. »Du hättest mal das Gesicht des Steuermanns sehen sollen. Er konnte es nicht fassen. Daraufhin hat er uns die Schiffe für die Reise versprochen, falls wir ein Heilmittel fänden.«

Oker tritt mit einem großen Schritt über eine Gruppe blauer Blumen hinweg, die mitten auf dem Weg

wachsen. »Deine Freunde, die versucht haben, das Virus und die blauen Tabletten durch ständige Bewegung zu besiegen, hatten gar nicht mal so unrecht. Die blauen Tabletten selbst sind nämlich gar nicht giftig, sondern nur Auslöser für die Reaktion, ein Trigger.«

»Ein Trigger?«

»Als die Gesellschaft das Virus als Biowaffe gegen den Feind entwickelte«, erklärt Oker, »schuf sie zusätzlich mehrere andere Viren, von denen eines ganz ähnliche Symptome auslöst wie das Seuchenvirus. Es lähmt den ganzen Körper, kann aber nicht von Mensch zu Mensch übertragen werden. Es wirkt nur bei der Person, die die Tablette eingenommen hat. Die Gesellschaft

beschloss, dieses Virus nicht als Biowaffe gegen den Feind einzusetzen – sondern gegen die eigene Bevölkerung.«

Oker wirft mir einen Blick über die Schulter zu und sagt: »Die Gesellschaft hat den Viren übrigens Namen gegeben. Das, welches die Lähmungen verursacht, heißt Azurvirus.«

»Warum?«

»Azur ist ein anderes Wort für Blau«, erklärt Oker, »und im Labor wurden für dieses Virus blaue Etiketten verwendet, um es von den anderen zu unterscheiden. Ich vermute, dass die Funktionäre dadurch auf die Idee mit den blauen Tabletten gekommen sind. Die Gesellschaft modifizierte das Azurvirus

und fügte es der Grundimmunisierung der Babys hinzu. Dadurch konnten sie später nach Bedarf das Virus durch die blaue Tablette triggern.«

»Die typische Logik der Gesellschaft«, bemerke ich. »Einerseits schützen sie dich, andererseits schleusen sie ein Virus in deinen Körper, um dich nach Bedarf zu kontrollieren. Aber warum litten nicht mehr Leute unter Lähmungen?«

»Weil das Virus nur latent im Körper vorhanden ist«, antwortet Oker. »Es schleust sein eigenes Erbgut in die menschliche DNS ein, bleibt aber so lange inaktiv, bis es durch die blaue Tablette getriggert wird. Nimmt man sie ein, wird die gesamte Muskulatur

gelähmt, und wenn man nicht rechtzeitig gefunden wird, ist man dem Tod geweiht. Gegen das Azurvirus gibt es ebenso ein Heilmittel wie gegen die erste Form der Seuche. Doch damit waren die Grenzen der Wissenschaft erreicht – ein Mittel gegen den Mutanten wurde bisher nicht entdeckt.«

»Warum erzählen Sie mir das alles?«, frage ich.

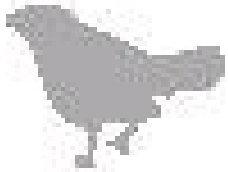
»Weil ich jeden Moment tot umfallen kann«, erwidert Oker. »Jemand muss über diese Vorgänge Bescheid wissen.«

»Und warum haben Sie ausgerechnet mich ausgewählt? Sie kennen mich ja nicht einmal.«

»Aber du kennst Leute, die am

mutierten Virus erkrankt sind«, erwidert Oker. »Du hast Verwandte und Freunde in den Provinzen, und einer deiner Freunde liegt hier auf der Krankenstation. Du hast ganz persönliche Gründe, um nach einem Wirkstoff zu forschen. Nicht zuletzt deswegen, weil du nie erfahren wirst, ob deine Freundin sich für ihn oder für dich entschieden hätte, falls dein Freund stirbt.«

Oker hat natürlich recht. Er ist ein scharfer Beobachter, was mich eigentlich nicht wundern dürfte. Ein wahrer Steuermann sollte genau diese Qualitäten besitzen. Den Rest des Weges legen wir schweigend zurück.



Als wir das Labor erreichen, schütten wir die Zwiebeln auf dem Tisch aus. Oker trägt Tess und Noah auf, sie zu waschen, aber nicht zu schrubben. »Nur die Erde entfernen!«

Sie nicken.

»Ich sortiere die besten Zwiebeln aus«, sagt Oker zu mir und schiebt mit den Knöcheln den Haufen auseinander. »Du suchst das Material zur Verarbeitung zusammen. Wir brauchen Messer, ein Schneidebrett, Mörser und Stößel. Stell sicher, dass alles sterilisiert ist.«

In aller Eile suche ich das Material

zusammen. Als ich fertig bin, hält Oker schon die richtigen Zwiebeln bereit. »Das sind die besten«, erklärt er. »Mit ihnen fangen wir an.« Er schiebt mir eine zu. »Schneide sie auf. Das musst du übernehmen, ich kann es nicht.«

Ich schneide die Zwiebel in der Mitte auseinander. Als ich sie zerteile, halte ich den Atem an: Von innen ist sie in Lagen geschichtet wie eine Speisezwiebel und schimmert wunderbar perlmuttfarben, fast weiß.

Oker reicht mir Mörser und Stößel. »Zerkleinere, trockne und verarbeite sie zu Pulver. Wir brauchen genug Wirkstoff für alle.«

Mit einem Knall fliegt die Tür auf. »Da seid ihr ja!«, keucht Leyna mit

aschfahlem Gesicht. »Ich habe einen Suchtrupp nach euch ausgeschickt!«

»Wir sind eben erst zurückgekommen«, sage ich. »Wir müssen die anderen verpasst haben.«

»Was ist denn?«, fragt Oker.

»Die Versunkenen!«, sagt Leyna. »Sie sterben!«

Im Raum herrscht absolute Stille. Oker fragt: »Betrifft es die Patienten aus der ersten Gruppe, die der Steuermann zu uns gebracht hat?«

»Ja«, sagt Leyna, und ich seufze erleichtert auf. Das bedeutet, Ky ist nicht dabei.

»Es musste irgendwann so weit kommen«, sagt Oker. »Diese erste

Gruppe hat jetzt schon mehrere Wochen lang überlebt. Mal sehen, was wir noch für sie tun können.«

Leyna nickt. Bevor wir gehen, lässt mich Oker die Zwiebeln wieder einwickeln und wegsperren. »Stellt noch mehr von der Lösung her«, trägt er Noah und Tess auf. »Aber keiner soll an dem neuem Heilmittel weiterarbeiten, bis ich zurück bin!«

Sie nicken. Oker nimmt den Schlüssel wieder von mir entgegen, und erst dann brechen wir auf und folgen Leyna zur Krankenstation, um die sich bereits eine Menschenmenge versammelt hat. Sie teilt sich, um Leyna und Oker durchzulassen. Ich folge ihnen, tue einfach so, als gehörte ich dazu, und

wieder einmal habe ich Glück, denn niemand hält mich zurück und fragt, was ich hier zu suchen hätte. Wenn man mich fragte, würde ich einfach die Wahrheit sagen: dass ich meinen wahren Steuermann gefunden habe und ihm nicht von der Seite weichen werde, bis wir ein Heilmittel gefunden haben.

Kapitel 38

Cassia

Ich war in der Krankenstation, als der erste Patient starb.

Es war kein leichter Tod. Und kein leiser.

Ich hörte aufgeregte Stimmen am anderen Ende der Station. »Akute

Pneumonie«, sagte einer der Dorfmedics zum anderen. »Auf beiden Lungenflügeln.« Ein Vorhang wurde zurückgezogen, und alle liefen zusammen und versuchten, den Patienten zu retten, der schrecklich rau und rasselnd nach Luft rang. Dann hustete er, und ein Schwall Blut kam aus seinem Mund. Ich sah es, obwohl ich ziemlich weit entfernt war. Hellrot ergoss es sich über die schneeweißen Laken.

Das Personal war zu beschäftigt, um auf mich zu achten und mich wegzuschicken. Ich wäre am liebsten geflüchtet, wollte Ky aber nicht allein lassen und ihn den Geräuschen der Notfallmaßnahmen und seines eigenen rasselnden Atems aussetzen.

Ich kauerte mich also vor Ky zusammen, hielt ihm ein Ohr zu und sang in das andere hinein. Ich wusste vorher nicht mal, dass ich das kann.

Ich singe ihm noch immer vor, als Leyna mit Oker und Xander eintrifft. Ich muss weitersingen, denn inzwischen hat ein zweiter Patient einen Erstickungsanfall erlitten.

Einer der Dorfmedics geht auf Oker zu und schleudert ihm Vorwürfe ins Gesicht: »Das ist Ihre Schuld! Sie haben sie bei Bewusstsein gelassen! Kommen Sie mit und sehen Sie es sich an! Er weiß genau, was mit ihm geschieht, das sieht man an seinem Blick!«

»Er ist aufgewacht?«, fragt Oker und klingt tatsächlich aufgeregt! Mir wird schlecht.

»Nur so weit, um mitzubekommen, dass er stirbt«, erwidert der Medic. »Geheilt ist er nicht.«

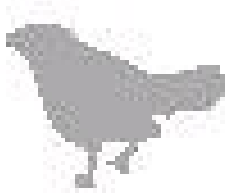
Xander bleibt stehen, geht neben mir in die Hocke und fragt: »Alles okay bei dir?«

Ich nicke und singe weiter. Er kennt mich gut genug, um meinen Augen anzusehen, dass ich nicht verrückt geworden bin. Er berührt mich ganz kurz am Arm, richtet sich auf und gesellt sich zu Oker und den anderen am Bett des Sterbenden.

Ich verstehe, dass Xander sich den

Kranken ansehen muss. Außerdem hat er in Oker seinen Steuermann gefunden. Wenn ich mir jemanden aussuchen könnte, würde ich Anna wählen.

Doch ich weiß jetzt, dass wir nicht auf einen wundersamen Retter von außerhalb hoffen können. Wir müssen selbst dafür sorgen, dass wir nicht untergehen. Es kann nicht den einen, allmächtigen Steuermann geben. Wir müssen stark genug sein, um ohne den Glauben daran zu leben, dass jemand vom Himmel herunterkommt, um uns zu helfen. Ich denke an Großvater.



Er fragt: »Erinnerst du dich daran, was ich dir einmal über die grüne Tablette gesagt habe?«

»Ja«, antworte ich. Das weiß ich noch ganz genau. »Du hast gesagt, ich sei stark genug, um ohne sie auszukommen.«

»Grünfläche, grüne Tablette«, sagt er und wiederholt, was er damals bereits gesagt hat. »Grüne Augen, grünes Mädchen.«

»Diesen Tag werde ich nie vergessen«, sage ich.

»Aber an heute kannst du dich nicht mehr richtig erinnern«, sagt er mit wissendem, mitfühlendem Blick.

»Stimmt«, sage ich. »Warum nicht?«

Großvater antwortet mir nicht, jedenfalls nicht direkt. Stattdessen sagt er: »Früher gab es einen Ausdruck dafür, wenn man einen Tag nicht vergessen wollte. Man sagte dann: ›Das muss ich mir rot im Kalender anstreichen.‹ Ein roter Tag im Kalender. Kannst du dir das merken?«

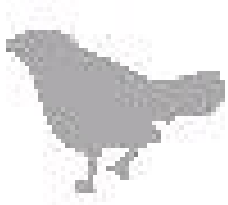
»Ich weiß nicht«, sage ich und presse die Hände an den Kopf. Ich fühle mich durcheinander, und mir ist schwindelig. Großvaters Gesichtsausdruck ist traurig, aber entschlossen. Seine Entschlossenheit greift auf mich über.

Ich blicke mich um und betrachte die roten Blüten und Blumen. Dann schlage

ich vor: »Wie wäre es, wenn wir stattdessen ›ein Tag im roten Garten‹ sagen würden?«

»Einverstanden«, sagt Großvater. »Ein Tag im roten Garten. Ein denkwürdiger Tag.«

Er neigt sich näher zu mir und fügt hinzu: »Es wird dir schwerfallen, dich daran zu erinnern. Sogar die jetzige Situation wird mit der Zeit verschwimmen. Aber du bist stark. Du wirst dir alles ins Gedächtnis zurückrufen.«



Ein weiterer Teil des roten Gartentags ist wieder lebendig geworden. Ja, ich kann mir alles ins Gedächtnis zurückrufen. Großvater hat es gesagt. Ich nehme Kys Hand noch fester in meine und singe weiter.

Winde wehen unter Bäumen, über jeden Hügelkamm.
Weithin jenseits aller Grenzen, die man sehen kann.

Ich werde ihm vorsingen, bis das Sterben aufgehört hat, und dann werde ich das Heilmittel finden.

Kapitel 39

Ky

Weithin jenseits aller Grenzen, die man sehen kann.

Ich bin im Meer.

Ich werde ans Ufer gespült und wieder hineingezogen. Drüber, drunter. Nach unten. Und weiter hinunter.

Indie ist dort im Meer.

»Du hast hier nichts zu suchen!«, sagt sie verärgert. So kenne ich sie. »Das ist mein Platz. Ich habe ihn gefunden.«

»Du kannst nicht das ganze Wasser der Welt besitzen.«

»Doch«, erwidert sie. »Und den Himmel. Alles, was blau ist, gehört jetzt mir.«

»Die Berge sind blau«, erwidere ich.

»Dann gehören sie mir.«

Auf und ab wiegen uns die Wellen. Ich fange an zu lachen. Indie auch. Mir tut nichts mehr weh. Ich fühle mich leicht. Vielleicht habe ich gar keinen Körper mehr.

»Ich mag die See«, sage ich zu Indie.

»Ich habe immer gewusst, dass du sie mögen würdest. Aber du kannst mir nicht folgen.« Sie lächelt. Dann taucht sie unter die Wellen und ist verschwunden.

Kapitel 40

Cassia

Anna steht in der Tür der Krankenstation. »Cassia«, sagt sie, »komm mit uns.«

»Ich kann nicht«, antworte ich ihr und blättere weiter durch meine Notizen, auf der Suche nach den Blumen, die Anna

erwähnt hat. *Mormonentulpe. Castilleja. Meerträubel.* Anna hat mir versprochen, die Blumen für mich zu zeichnen. Hat sie es vergessen? Ich will sie schon fragen, doch sie fährt fort.

»Nicht einmal, um bei der Abstimmung dabei zu sein?« Die Dorfbewohner und die Farmer haben sich draußen versammelt, um zu entscheiden, was mit den Heilmitteln geschehen soll, die Oker, Xander und die anderen Assistenten angemischt haben. Es herrscht Uneinigkeit darüber, welche man zuerst ausprobieren und wie vorgegangen werden soll.

»Nein«, erwidere ich Anna. »Ich muss mich konzentrieren. Irgendetwas habe ich übersehen. Und ich muss hier auf der

Station bleiben. Jemand hat Ky die Infusion abgezogen. Ich habe es selbst gesehen. Ich kann nicht weg.«

»Stimmt das?«, fragt Anna einen der Medics.

Unsicher zuckt er mit den Schultern und sagt: »Möglich wäre es, obwohl ich nicht wüsste, wie. Es ist immer jemand in Bereitschaft. Und wer aus dem Dorf würde den Patienten schaden wollen? Wir wollen doch alle, dass sie wieder gesund werden.«

Weder Anna noch ich ziehen den naheliegenden Schluss, nämlich, dass möglicherweise nicht alle im Dorf dasselbe wollen.

»Ich habe einen Stein für dich

angefertigt«, sagt Anna und reicht mir einen kleinen Kiesel mit meinem Namen darauf. *Cassia Reyes.* Zum ersten Mal hebe ich den Blick und sehe sie an. Ihr Gesicht und ihre Arme sind über und über mit blauen Linien bemalt. Sie bemerkt, wie ich sie betrachte, und erklärt: »An Wahltagen trage ich die zeremoniellen Zeichen, eine Tradition aus den Canyons.«

Ich nehme den Stein von ihr an und frage: »Ich habe also eine Stimme?«

»Ja«, sagt Anna. »Der Dorfrat hat beschlossen, dass Xander und du jeder einen Stein erhalten, genau wie alle anderen.«

Die Geste rührt mich. Die Leute hier haben Vertrauen in mich und Xander

gewonnen. Doch ich sage: »Ich möchte Ky trotzdem nicht allein lassen. Könnte jemand den Stein für mich werfen?«

»Ja, das ginge«, sagt Anna, »aber ich finde, du solltest bei der Abstimmung dabei sein. Jede wichtige Persönlichkeit sollte anwesend sein.«

Wen meint Anna? Ich bin doch keine wichtige Persönlichkeit.

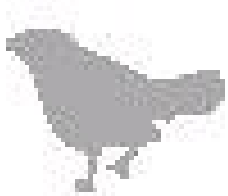
»Wärst du damit einverstanden, wenn Hunter so lange hierbleibt und aufpasst?«, fragt Anna. »Nur für ein paar Augenblicke, damit du deine Stimme abgeben kannst?«

Ich blicke Hunter an und denke daran, wie ich ihn zum ersten Mal gesehen habe, als er seine Tochter beerdigte und

ihr das wunderbare Gedicht auf den Grabstein schrieb. »Gut«, sage ich. Es wird nicht lange dauern, und dabei kann ich Anna gleich noch einmal nach den Blumen fragen.

Hunter legt Anna seinen Stein in die Hand und sagt: »Ich schließe mich Leynas Entscheidung an.«

Anna nickt. »Ich werfe ihn für dich.«



Anna hatte recht.

Was ich miterlebe, ist so außergewöhnlich, dass es mir fast den Atem raubt.

Jeder ist mit seinem Wahlstein in der Hand erschienen. Einige, wie Anna, haben zwei Steine dabei, weil sie von anderen gebeten wurden, sie bei der Wahl zu vertreten. Damit das System funktioniert, müssen es alle unterstützen und einander vertrauen.

Oker und Leyna stehen neben den Trögen, und andere, darunter Colin, fungieren als Beobachter, damit niemand heimlich Steine von einem in den anderen Trog legen kann. Heute müssen wir uns zwischen zwei Positionen entscheiden, der von Oker und der von Leyna. Einige sind noch unentschlossen, aber die meisten gehen geradewegs auf Okers Trog zu und werfen ihren Stein

hinein. Sie sind der Meinung, wir sollten allen geeigneten Patienten Okers CamassiaLösung verabreichen. Die Vorsichtigeren werfen ihren Stein in den Trog von Leyna, die mehrere verschiedene Heilmittel ausprobieren will.

Okers Trog ist schon beinahe voll.

Die Entscheidung wird im Schatten des großen Dorfsteins getroffen, und als alle ihre kleinen, namentlich gekennzeichneten Steine in den Händen halten, denke ich an Sisyphus und die Legende vom Steuermann, für die ich vor Monaten den Kompass eingetauscht habe. Glaube und Mythos sind so eng miteinander verwoben, dass man nie sicher sein kann, was Märchen und was

Wirklichkeit ist.

Doch vielleicht ist das gar nicht wichtig. Das hat Ky einmal gesagt, als er mir auf dem Hügel die Geschichte von Sisyphus erzählte. *Selbst wenn Sisyphus nicht existiert hat, haben viele von uns doch so ähnlich gelebt wie er. Daher entspricht die Geschichte durchaus der Wahrheit.*

Xander drängt sich durch die Menge auf mich zu. Er sieht erschöpft und energiegeladen zugleich aus, und als ich meine freie Hand nach seiner ausstrecke, nimmt er sie mit starkem Griff. Ich frage ihn, ob er schon gewählt hat.

»Noch nicht«, antwortet er. »Ich wollte dich vorher fragen, wie sicher du

dir bei der Liste bist, die du uns zuletzt geschickt hast.«

Wir stehen nahe genug bei Oker, dass er hören kann, was wir sagen, aber ich gebe Xander trotzdem eine ehrliche Antwort. »Ich bin mir überhaupt nicht sicher. Ich glaube, ich habe irgendetwas übersehen.« Ein Funke der Erleichterung spiegelt sich auf Xanders Gesicht wider. Meine Aussage hat ihm die Entscheidung erleichtert. Jetzt muss er sich nicht sozusagen zwischen mir und Oker entscheiden.

»Was könntest du deiner Meinung nach übersehen haben?«, fragt mich Xander.

»Noch weiß ich es nicht genau«, antworte ich, »aber ich glaube, es hat

irgendetwas mit den Blumen zu tun.«

Xander wirft seinen Stein in den Trog von Oker und fragt: »Was willst du jetzt unternehmen?«

Ich bin noch nicht bereit abzustimmen, weil mir die nötigen Informationen fehlen, um eine verantwortungsbewusste Wahl zu treffen. Vielleicht beim nächsten Mal, wenn ich dann noch hier bin. Daher greife ich in meine Jackentasche, hole das Papierkunstwerk meiner Mutter heraus und lege den Stein hinein, neben den Mikrochip. »Ich enthalte mich.« Vorsichtig falte ich das Papier genau an den Knicklinien meiner Mutter wieder zusammen. Als ich den Kopf hebe, trifft mein Blick den von

Oker. Sein Gesichtsausdruck ist prüfend, nachdenklich und etwas beunruhigend. Ich wende den Blick ab und sehe Xander an.

Er fragt: »Wie sich Ky wohl entschieden hätte?«

»Ich weiß es nicht«, sage ich.

Leise sagt Xander: »Folgendes ist geplant: Ky soll das Heilmittel erhalten, das die meisten Stimmen erhält, weil er als Letzter versunken ist.«

»Nein!«, protestiere ich. »Sollen sie es doch zuerst den anderen Patienten geben!« Aber wie kann ich sie umstimmen?

»Ich glaube, dass dieses Heilmittel helfen wird«, verspricht Xander. »Oker ist sich so sicher. Ich denke …«

»Xander!«, sagt Oker und unterbricht abrupt unsere Unterhaltung. »Lass uns gehen!«

»Bleibst du nicht bis zur Wasserprobe?«, fragt Leyna überrascht.

»Nein«, antwortet Oker.

»Die Farmer werden das aber als Beleidigung auffassen«, gibt sie zu bedenken. »Das ist ihr Teil der Abstimmungszeremonie.«

Oker winkt ab, bereits auf dem Weg zu seinem Labor. »Keine Zeit!«, sagt er. »Das werden sie wohl verstehen.«

»Bist du gleich in der Krankenstation?«, fragt mich Xander.

»Ja«, antworte ich. Ich werde bei Ky bleiben und ihn beschützen, bis ich

weiß, dass wir ein Heilmittel haben, das wirklich hilft. Aber ich kann mich noch nicht losreißen, ich will die Abstimmung bis zum Ende erleben.

Colin tritt vor, hebt die Hand, um die Menge zum Schweigen zu bringen, und verkündet: »Der letzte Stein wurde geworfen.«

Es ist unübersehbar, dass Oker gewonnen hat. In seinem Trog sind weit mehr Steine als in Leynas. Aber noch verkündet Colin nicht seinen Sieg. Stattdessen tritt er zurück, und die Farmer nähern sich mit Wassereimern den Trögen. Ihre Arme sind mit blauen Linien bedeckt. Anna folgt ihnen.

»Die Farmer stimmen auch mit Steinen ab«, flüstert mir Eli zu, »aber

sie benutzen außerdem Wasser. Die Dorfbewohner haben das in ihre Zeremonie aufgenommen.«

Anna stellt sich vor die Menge und spricht: »Im Andenken an die Fluten, die unser Dorf in den Canyons durchspült haben, verleihen wir dem Wasser die Kraft unserer Entscheidung.«

Gleichzeitig leeren die Farmer die Eimer in beide Tröge.

Das Wasser rauscht machtvoll hinein, und kleine Wellen schwappen über die Steine am anderen Ende der Tröge. Sogar Okers Trog verliert ein wenig, doch er enthält die meisten Steine und am Ende auch das meiste Wasser.

Colin spricht: »Die Wahl ist

entschieden. Wir werden Okers Heilmittel zuerst ausprobieren.«

So schnell wie das Wasser durch die Steine sickert, schlüpfe ich durch die Menge und renne zur Krankenstation, um Ky vor dem Experiment mit dem Heilmittel zu beschützen.

Als ich die Tür zur Station aufstoße, bleibe ich überrascht stehen. Es regnet – hier drinnen? Ich höre Geräusche, als würde Wasser auf die Bodendielen tropfen.

Alle Infusionsbeutel sind von den Schläuchen abgezogen worden, und ihr Inhalt träufelt auf den Boden.

Alle, nicht nur der von Ky! Ich laufe sofort zu ihm. Er holt flach und röchelnd Luft.

Der Schlauch wurde von der Infusionsnadel abgezogen und ordentlich über dem Tropfständer aufgerollt. Heraus tropft Flüssigkeit. *Tropf. Tropf. Tropf.*

Immer das gleiche Geräusch. Bei allen! Im ersten Moment bin ich ratlos. Wo sind die Medics, die Schwestern? Sind sie alle zur Abstimmung gegangen? Ich weiß nicht, wie ich Kys Infusion wieder anschließen soll!

Ich nehme eine Bewegung am anderen Ende des Raumes wahr und drehe mich um. Es ist Hunter, hinten bei den Patienten, die der Steuermann zuerst ins Dorf gebracht hat. Dort steht er, ragt als düsterer, regloser Schatten empor.

»Hunter!«, sage ich und gehe auf ihn zu. »Was ist denn passiert?«

Ich höre jemanden an der Tür hinter mir und drehe mich um.

Anna.

Sie bleibt einige Schritte von mir entfernt stehen und starrt Hunter voller Entsetzen an. Er hält ihrem Blick stand, und aus seinen Augen spricht größter Schmerz.

Dann sehe ich, dass die beiden Medics seltsam verkrümmt neben ihm auf dem Boden liegen. Sind sie tot?

»Du hast versucht, sie alle umzubringen!«, werfe ich Hunter vor, doch kaum habe ich die Worte ausgesprochen, weiß ich schon, dass ich unrecht habe. Wenn er sie hätte töten

wollen, hätte er reichlich Gelegenheit dazu gehabt, während wir alle bei der Wahl waren.

»Nein«, erwidert er, »ich wollte nur Gerechtigkeit. Gleiche Chancen für alle.«

Ich verstehe nicht, was er meint. Ich dachte, ich könne ihm vertrauen, aber ich habe mich getäuscht. Hunter sinkt auf einen Stuhl und legt den Kopf in die Hände. Ich höre Annas Schluchzen und das Tropfen der sich leerenden Beutel.

»Halte ihn bitte von Ky fern«, verlange ich schroff. Sie nickt. Hunter ist viel stärker als sie, wirkt aber vollkommen gebrochen. Ich weiß nicht, wie lange das anhält, doch ich muss

Hilfe für die Patienten holen. Ich brauche Xander!

Er und Ky sind die einzigen Menschen, denen ich vertrauen kann. Wie konnte ich das vergessen?

Kapitel 41

Xander

Im Labor schließt Oker die Tür hinter uns und sagt: »Ich muss dich um etwas bitten.« Dabei hängt er sich dieselbe Tasche über die Schulter, die wir zum Sammeln der Camassia-Zwiebeln benutzt haben.

»Wohin gehen Sie?«

Oker blickt zum Fenster hinaus. »Ich muss los, solange alle noch abgelenkt sind.«

»Augenblick«, sage ich. »Soll ich Ihnen denn nicht helfen?« Er kann nicht allein die Zwiebeln ausgraben. Hat er das vielleicht vor?

»Nein, du musst hierbleiben«, erwidert Oker. Er greift in seine Jackentasche und holt den Bund mit den Schlüsseln zu den Schränken heraus, in denen er die Camassia-Arznei eingeschlossen hat. »Zerstöre alle Arzneien. Ich hole etwas anderes, das wir benutzen werden.«

»Sie haben doch die Wahl

gewonnen«, wende ich ein.

»Dieses Heilmittel ist wirkungslos«, behauptet Oker. »Doch jetzt weiß ich, was wirklich helfen wird.«

»Aber deswegen müssen wir doch nicht alles andere vernichten«, erwidere ich.

»O doch. Die Leute haben für dieses Heilmittel abgestimmt und werden kein anderes akzeptieren. Tu es! Schütte alles in den Ausguss, auch die Lösungen, die Leyna mich hat anrühren lassen. Sie sind alle nutzlos!«

Ich stehe da wie angewurzelt, weil ich nicht glauben kann, was er da sagt. »Sie waren doch so sicher, dass es die Camassia ist. Wir könnten doch trotzdem diese Lösung an einigen ausprobieren.«

»Sie wird aber nicht wirken!«, faucht Oker. »Es ist reine Zeitverschwendung. Wir setzen das Leben der Patienten aufs Spiel! Sie sterben doch jetzt schon. Tu, was ich dir sage!«

Ich weiß nicht, ob ich das fertigbringe. Wir haben so hart an der Lösung gearbeitet, und er war sich so sicher.

»Du hältst mich für den Steuermann, oder?«, fragt Oker und beobachtet mich dabei. »Soll ich dir sagen, wer wirklich die Macht über uns hat?«

Nein, ich will es gar nicht mehr so genau wissen.

Oker fährt fort: »Als ich noch für die Gesellschaft gearbeitet habe, haben wir

über die Steuermann-Legenden gelacht. Wie konnten die Leute sich nur einbilden, jemand käme vom Himmel herunter, um sie zu retten? Oder über das Wasser? Alles Märchen. Verrückt. Nur Idioten konnten an so etwas glauben.« Er lässt die Schlüssel zu den Schränken in meine Hand fallen. »Ich habe dir doch erzählt, dass die Gesellschaft den Viren Namen gegeben hat.«

Ich nicke.

»Als wir erfuhren, dass wir sie aus der Luft abwerfen und damit die Gewässer verseuchen würden, amüsierten wir uns über die Vorstellung, die Seuche nach den dummen Volksmärchen zu nennen. Wir tauften sie also ›die Steuermann-Krankheit‹.«

Das Virus ist der Steuermann.

Oker war nicht nur an der Entwicklung des Heilmittels beteiligt, sondern auch an der Gestaltung des Virus. Des Virus, das inzwischen mutiert ist und die Menschen dahinrafft wie die Fliegen.

»Du siehst«, sagt Oker, »dass ich ein Heilmittel finden muss.«

Ja, das verstehe ich. Nur dadurch kann er sich reinwaschen. »Ich schütte die Lösungen weg«, verspreche ich. »Aber bevor Sie gehen, sagen Sie mir doch, welche Pflanze Sie suchen wollen!«

Oker antwortet mir nicht. Er geht zur Tür und wirft mir einen letzten Blick zu. Ich erkenne, wie wichtig es für ihn ist,

der alleinige Retter vor der Seuche zu sein. »Ich komme bald wieder«, verspricht er. »Bitte schließ die Tür hinter mir ab.«

Dann ist er weg.

Oker glaubt daran, dass ich tun werde, was er mir aufgetragen hat. Er vertraut mir. Vertraue ich ihm? Ist dies die falsche Medizin? Würde sie uns so weit zurückwerfen, dass wir niemals mehr aufholen könnten?

Oker hat recht. Uns läuft die Zeit davon.

Ich schließe den Schrank auf. Wusste die Erhebung, dass die Seuche ursprünglich als »Steuermann-Krankheit« bezeichnet wurde? Wie können wir jemals all diese

Widrigkeiten überwinden?

Die Erhebung war von Anfang an zum Scheitern verurteilt.

Ich weiß nicht, ob ich das tun kann.

Was kannst du tun, Xander?, frage ich mich selbst.

Ich kann nicht mehr.

Du bist nicht versunken. Natürlich kannst du noch.

Ich tue das Richtige. Ich gebe nicht auf. Ich erledige meine Aufgaben mit einem Lächeln. Ich habe mich immer für einen guten Menschen gehalten.

Und wenn ich das gar nicht bin?

Nein, ich habe jetzt keine Zeit, darüber nachzudenken. Ich habe Oker mein Vertrauen geschenkt, und wenn es

hart auf hart kommt, baue ich darauf, dass ich die richtige Entscheidung fällen werde.

Ich öffne den Schrank und hole ein Tablett mit Arzneiampullen heraus. Als ich die erste entsiegele und den Inhalt in den Abfluss gieße, beiße ich mir unbewusst so stark auf die Unterlippe, dass ich Blut schmecke.

Kapitel 42

Ky

Es regnet. Ich sollte mich also erinnern.

An irgendetwas.

An irgendjemanden.

Das Wasser sammelt sich in mir.

An wen erinnere ich mich?

Ich weiß nicht.

Ich versinke. Ertrinke.
Ich weiß noch: Ich muss atmen.
Ich weiß, ich muss atmen.
Ich weiß.
Ich.

Kapitel 43

Cassia

Die Dorfbewohner stehen noch immer auf dem Dorfplatz beisammen und diskutieren über den Ausgang der Abstimmung, deshalb renne ich hinter den Häusern am Ortsrand entlang, um zu Xander zu gelangen. Hier, im Schatten

der Bäume und des Berges, ist es dunkel und nasskalt, und als ich hinter dem medizinischen Labor herauskomme, stolpere ich beinahe über einen unförmigen Haufen im Schlamm. Nein, das ist kein Haufen, sondern ein Mensch!

Oker!

Er liegt auf dem Boden, das Gesicht zu einer Grimasse verzogen, oder zu einer Art Lächeln, es ist schwer zu sagen. Seine Haut spannt sich eng über seine alten, scharf hervortretenden Knochen.

»Nein! Nein!«, stoße ich hervor. Ich bücke mich und berühre ihn. Kein Hauch kommt aus seinem Mund, und als ich das Ohr an seine Brust lege, höre ich keinen Herzschlag, obwohl er noch warm ist.

»Oker!«, flüstere ich und blicke in seine offenen Augen. Dann sehe ich, dass eine seiner Hände vom Schlamm beschmutzt ist. Warum?, frage ich mich unwillkürlich, und dann erkenne ich, dass er etwas in die feuchte Erde geritzt hat, ein Bild, das mir bekannt vorkommt.

Es sieht aus, als hätte er seine Knöchel dreimal in den Matsch gedrückt und dabei eine Art Stern gezeichnet.

Ich sinke nach hinten auf die Fersen, die Knie schlammverschmiert, die Hände zitternd. Ich kann nichts mehr für ihn tun. Wenn irgendjemand Oker helfen kann, dann ist es Xander.

Ich stehe auf und lege stolpernd die letzten Schritte zum Labor zurück. Im

Stillen flehe ich: *Xander, Xander, bitte sei da!*

Die Tür ist abgeschlossen. Ich hämmere wie wild dagegen und rufe seinen Namen. Als ich einen Augenblick innehalte, höre ich auf der anderen Seite des Hauses die Dorfbewohner kommen. Haben sie meine Schreie gehört?

»Xander!«, rufe ich erneut, und er öffnet die Hintertür.

»Ich brauche dich!«, schluchze ich. »Oker ist tot. Und Hunter hat allen Kranken die Infusionen abgezogen!« Ich setzte zu einer näheren Erklärung an, doch da kommen Leyna und die anderen um die Ecke und bleiben entsetzt stehen.

»Was ist passiert?«, fragt Leyna mit Blick hinunter auf Oker. Ihr

Gesichtsausdruck verändert sich nicht, und ich verstehe, warum: Das geht über ihren Verstand. Oker kann nicht tot sein!

»Sieht aus, als hätte er einen Herzinfarkt gehabt«, meint einer der Medics mit aschfahler Miene und kniet sich neben Oker in den Matsch. Mit Beatmung und Herzmassage versuchen die Mediziner, Oker wiederzubeleben, aber vergeblich.

Leyna kniet daneben und wischt sich mit dem Handrücken über die Augen. Auch sie ist ganz schlammverschmiert. Sie nimmt Oker die Tasche ab und durchsucht sie, findet aber nur eine schmutzige Schaufel und etwas trockene Erde. »Was hatte er denn vor?«, fragt sie

Xander.

»Er wollte auf die Suche nach etwas gehen«, erklärt Xander. »Wonach, hat er mir nicht verraten, und ich durfte ihn auch nicht begleiten.«

Einen Moment lang herrscht absolutes Schweigen. Alle starren Oker an. »Die Patienten in der Krankenstation«, sage ich in die Stille hinein. »Keiner hängt mehr am Tropf, alle Schläuche sind abgezogen.«

Der Medic neben Oker hebt den Blick und fragt: »Ist jemand gestorben?«

»Nein, bis jetzt nicht. Aber ich weiß nicht, wie man die Infusionsbeutel wieder anschließt. Bitte kommen Sie schnell! Aber nehmen Sie jemanden mit, denn die anderen Medics sind

niedergeschlagen worden!«

Colin gibt einigen Männern ein Zeichen, und sie machen sich zusammen mit dem Medic auf den Weg. Leyna bleibt zurück und starrt Xander an, mit demselben ausdruckslosen Gesicht, mit dem sie auch Oker angesehen hat.

Ich würde am liebsten sofort wieder zurück zu Ky rennen, aber irgendwie beschleicht mich das beängstigende Gefühl, dass Xander momentan in größerer Gefahr schwebt und ich ihn nicht allein lassen darf.

»Noch ist nicht alles verloren«, sagt Leyna. »Oker hat uns das Heilmittel hinterlassen.« Fast muss ich lachen; eine vollkommen unpassende Reaktion.

Gerade eben noch haben wir gegen Leyna und für Oker abgestimmt, und jetzt ist Leyna überzeugt, dass wir Okers Weg einschlagen sollten. Durch seinen Tod hat sie ihre Meinung geändert.

Ich muss herausfinden, was mit Xander geschehen ist, was Ky heilen kann, warum Hunter die Patienten abgekoppelt hat und was Oker uns mit dem Stern sagen wollte, den er in den Matsch gedrückt hat. Leider haben die Dorfbewohner den Boden um seine Leiche zertrampelt, und niemand außer mir hat sein Zeichen bemerkt.

»Komm, wir holen das Heilmittel«, sagt Leyna zu Xander. Ich nehme ihn an der Hand und halte ihn ganz fest, während wir das Labor betreten. Er lässt

meine Berührung zu, aber irgendetwas stimmt nicht. Er erwidert den Druck meiner Hand nicht so wie sonst, und seine Muskeln sind angespannt.

»Was hast du getan?«, fragt Leyna. Zum ersten Mal, seitdem ich sie kennengelernt habe, klingt ihre Stimme verzagt. Und schockiert.

»Oker hat mir aufgetragen, sie zu vernichten«, erklärt Xander.

Das Waschbecken ist voller leerer Ampullen.

»Oker hat gesagt, er hätte sich geirrt, und die Camassia enthalte nicht den richtigen Wirkstoff«, sagt Xander. »Er plante, eine neue Lösung herzustellen,

und wollte verhindern, dass wir Zeit verschwenden, indem wir etwas anderes ausprobierten, bevor er mit seinem Heilmittel fertig war.«

»Und woraus wollte er das neue Heilmittel herstellen?«, fragt Colin. Er fragt wenigstens nach den Hintergründen und hört aufmerksam zu, anstatt von vornherein davon auszugehen, dass Xander die Arzneien aus egoistischen Gründen vernichtet hat. Auch Anna würde ihm zuhören, wenn sie hier wäre. *Was tut sie? Was wird mit Hunter geschehen? Wie geht es Ky?*

»Ich habe Oker gefragt«, antwortet Xander, »aber er wollte es mir nicht sagen.«

Damit verliert er auch Colin

gegenüber seine Glaubwürdigkeit. »Du willst also behaupten, Oker hätte dir so weit vertraut, dass er dich mit der Vernichtung der Heilmittel beauftragte, aber nicht genug, um dir zu verraten, was er holen wollte? Oder wie er das neue Heilmittel herstellen wollte?«

»Richtig«, sagt Xander. »Genauso war es.«

Leyna und Colin sehen Xander lange an. Im Waschbecken verrutscht klirrend eine Glasampulle und bleibt dann liegen.

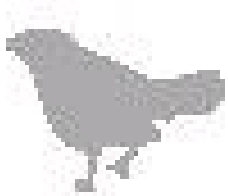
»Ihr glaubt mir nicht, oder?«, fragt Xander. »Ihr denkt, ich hätte Oker umgebracht und grundlos die Arzneien vernichtet. Aber warum hätte ich das tun sollen?«

»Ich will gar nicht wissen, warum«, erwidert Colin. »Ich weiß nur, dass du das Dorf Zeit kostest, die wir nicht haben!«

Leyna wendet sich den anderen beiden Assistenten zu. »Könntet ihr mehr von der Camassia-Arznei herstellen?«

»Ja«, sagt Noah. »Aber es wird eine Weile dauern.«

»Fangt sofort damit an!«, befiehlt Leyna.



Die Dorfbewohner bringen sowohl Xander als auch Hunter ins Gefängnis.

Die Medics in der Krankenstation waren nicht tot, sondern nur bewusstlos. Keiner der anderen Versunkenen ist gestorben, aber die Dorfbewohner machen Hunter für den Tod der beiden Menschen verantwortlich, die kürzlich ihrer Krankheit erlegen sind. Außerdem werfen sie ihm die Abkoppelung der Patienten und die Gefährdung ihrer Gesundheit vor.

Und Xander wird natürlich als Zerstörer des Camassia-Heilmittels behandelt, ihrer vielversprechenden und einzigen Chance, nach Anderland zu gelangen. Manche glauben sogar, Xander hätte Oker etwas angetan, aber da es dafür keine Beweise gibt, ist er nur wegen der Vernichtung der Arzneien

angeklagt. Die Leute behandeln ihn wie einen Mörder, ja, viele halten ihn wahrscheinlich wirklich dafür, auch wenn er nur das Heilmittel und nicht dessen Erfinder auf dem Gewissen hat. Wahr ist, dass die Heilung der Versunkenen durch Okers Tod ferner denn je erscheint.

»Was habt ihr mit Xander und Hunter vor?«, frage ich Leyna.

»Es wird eine weitere Abstimmung geben, sobald wir genügend Beweise gesammelt haben«, antwortet Leyna. »Das Volk soll entscheiden.«

Draußen auf dem Dorfplatz sehe ich, wie Farmer und Dorfbewohner ihre Steine wieder einsammeln. Das Wasser

in den Trögen läuft ab.

Kapitel 44

Ky

Kapitel 45

Cassia

Misstrauen sickert in die Dorfgemeinschaft wie eiskalter, alles durchdringender Winterregen. *Ob Hunter einen Komplizen gehabt hat, der ihm dabei half, die Patienten abzukoppeln?*, flüstern die Farmer und

Dorfbewohner untereinander. *Wusste Cassia, dass Xander vorhatte, die Arzneien zu vernichten?*

Die Dorfoberhäupter beschließen, Xander und Hunter gefangen zu halten, während nach Beweismaterial gesucht wird. Bei der nächsten Abstimmung wird darüber entschieden, was mit ihnen geschehen soll.

Ich bin genauso dreigeteilt wie Okers schlammiger Stern. Ich will bei Ky in der Krankenstation sein. Ich will Xander im Gefängnis Beistand leisten. Ich will in den Daten nach einem Heilmittel suchen. Ich teile mich also durch drei und hoffe, dass diese Teile meines Ichs ausreichen, um etwas zu finden, wodurch alles wieder ins Reine kommt.

»Ich möchte Xander besuchen«, teile ich dem Gefängniswärter mit.

Hunter blickt auf, als ich komme, und ich bleibe stehen. Ich will nicht einfach so an ihm vorbeigehen. Außerdem habe ich das Bedürfnis, mit ihm zu reden. Also sehe ich ihm durch die Gitterstäbe ins Gesicht. Seine Schultern sind stark und seine Hände wie immer mit blauen Linien markiert. Ich denke daran, wie er damals in der Höhle die Reagenzgläser mit den Gewebeproben zerbrochen hat. *Er sieht stark genug aus, um diese Gitterstäbe hier zu durchbrechen*, denke ich bei mir. Als ich ihm jedoch in die Augen blicke, erkenne ich, dass

Ausbrechen für ihn nicht mehr in Frage kommt – er wirkt auf eine schlimmere Art gebrochen als in den Canyons unmittelbar nach Sarahs Tod.

»Hunter«, spreche ich ihn sanft an, »bitte sag mir nur eines: Hast du Ky mehrmals von der Infusion abgekoppelt?«

Er nickt.

»Nur ihn oder auch andere?«

»Auch die anderen. Bei Ky ist es nur aufgefallen, weil du ihn so oft besucht hast.«

»Wie hast du es geschafft, dass die Medics dich nicht bemerkten?«

»Nachts ging es ziemlich leicht«, antwortet Hunter. Ich denke daran, wie er gejagt, getötet und sich in den

Canyons versteckt hat, um zu überleben. In die Krankenstation einzubrechen, muss ein Kinderspiel für ihn gewesen sein. Doch plötzlich, allein im hellen Tageslicht, ist etwas in ihm zerbrochen.

»Warum Ky?«, will ich wissen. »Ihr seid zusammen durch die Canyons gewandert. Ich dachte, ihr würdet euch gut verstehen?«

»Ich musste gerecht handeln«, erwidert Hunter. »Ich konnte nicht alle anderen abkoppeln und Ky in Ruhe lassen.«

Die Tür hinter mir wird geöffnet, und Licht fällt herein. Ich drehe mich ein Stück zur Seite. Anna ist eingetreten, aber sie bleibt außerhalb von Hunters

Blickfeld. Sie will hören, was gesprochen wird.

»Hunter«, fahre ich fort, »einige der Patienten sind gestorben!« Ich wünschte, ich könnte ihn dazu bringen, mir zu antworten, mir einen Grund zu nennen.

Hunter streckt die Arme aus. Wie oft er wohl die Linien nachzieht, damit sie so leuchtend blau bleiben? Er sagt: »Menschen sterben, wenn man nicht das richtige Heilmittel hat, um sie zu heilen.«

Jetzt dämmert es mir. »Sarah«, sage ich. »Du konntest nicht die richtige Medizin für sie auftreiben.«

Hunter ballt die Hände zu Fäusten. »Alle – die Gesellschaft, die Erhebung, sogar wir Dorfbewohner – setzen unsere

gesamten Kräfte ein, um Gesellschafts-Patienten zu helfen. Aber niemand hat irgendetwas für Sarah getan!«

Das stimmt. Niemand, außer Hunter selbst, aber das war nicht genug, um sie zu retten.

»Und wenn wir ein Heilmittel finden, was passiert dann?«, fragt Hunter. »Alle fliegen weg nach Anderland. Mir reicht's, dass die Leute andauernd abhauen!«

Anna nähert sich ein paar Schritte, so dass Hunter sie sehen kann. »Ich kann dich verstehen«, sagt sie.

Hunter kommen die Tränen. Er lässt den Kopf hängen und schluchzt: »Es tut mir leid!«

»Ich weiß«, sagt sie.

Ich bin hier überflüssig. Ich lasse die beiden allein und gehe zu Xander.

»Du hast Ky in der Krankenstation allein gelassen!«, sagt Xander alarmiert. »Ist das nicht zu gefährlich?«

»Die Medics und Schwestern passen auf«, beruhige ich ihn. »Und Eli weicht ihm nicht von der Seite.«

»Du vertraust also Eli?«, fragt Xander. »Genauso, wie du auch Hunter vertraut hast?« Diese Art von Sarkasmus bin ich von ihm nicht gewohnt.

»Ich gehe ja gleich wieder zu ihm«, beruhige ich ihn. »Aber vorher wollte ich unbedingt zu dir. Ich will weiter an

dem Heilmittel arbeiten. Was könnte Oker bloß gesucht haben?«

»Er wollte es mir nicht sagen, aber ich glaube, es war eine Pflanze, denn er hat dieselbe Ausrüstung mitgenommen, mit der wir die Camassia-Zwiebeln geerntet haben.«

»Wann hat er seine Meinung über das Heilmittel geändert?«, frage ich. »Wann hat er entschieden, dass die Camassia nicht das Richtige war?«

»Während der Abstimmung«, antwortet Xander. »Irgendetwas ist passiert, während wir da draußen waren, das seine Meinung beeinflusst hat.«

»Aber du weißt nicht, was es war.«

»Ich glaube, es hing mit irgendetwas

zusammen, was du gesagt hast«, meint Xander. »Du hast doch davon gesprochen, dass dir etwas entgangen wäre und dass es möglicherweise mit den Blumen zu tun habe.«

Ich schüttele den Kopf. Wie hätte ich damit Oker auf andere Gedanken bringen können? Ich greife in die Jackentasche, um zu überprüfen, ob ich das Papierkunstwerk meiner Mutter noch habe. Es ist noch da, ebenso wie der Mikrochip und der kleine Stein. Ob ich bei der nächsten Abstimmung noch dabei sein darf?

»Ganz schön einsam«, sagt Xander.

»Wie bitte?«, frage ich. Meint er, im Labor ist es einsam, weil Oker nicht

mehr da ist?

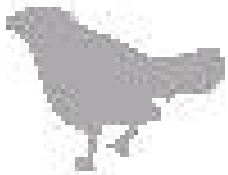
»Sterben«, erklärt Xander. »Selbst wenn man jemanden bei sich hat, muss man diesen Schritt ganz alleine gehen.«

»Stimmt«, sage ich.

»Ich fühle mich meistens alleine, neuerdings sogar manchmal in deiner Gegenwart«, gesteht Xander. »Ich hätte nicht gedacht, dass es einmal so weit kommen würde.«

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Wir stehen einander gegenüber und sehen uns an, bedrückt, suchend. »Es tut mir leid«, sage ich schließlich, aber er winkt ab. Irgendwie scheine ich ihn nicht richtig verstanden zu haben, was immer er mir sagen wollte. Ich habe ihm nicht so zugehört, wie er es sich gewünscht

hätte.



Das Licht in der Krankenstation ist milchig grau. Kys Gesicht sieht sehr abwesend aus. Weit weg. Die Infusion tropft gleichmäßig in seine Vene. Er und Xander sind beide gefangen. Ich muss einen Weg finden, sie zu befreien.

Doch ich weiß nicht, wie.

Noch einmal gehe ich die Listen durch, zum zigsten Mal. Alle anderen arbeiten daran, Okers Camassia-Arznei wieder herzustellen, aber ich glaube, dass Oker recht hatte und wir uns geirrt

haben. Ob Sortierer oder Pharmazeuten, allen ist etwas entgangen.

Ich bin so müde.

Einst habe ich mir gewünscht, mich einmal an den Rand eines Abgrunds zu stellen, um eine Springflut durch einen Canyon rauschen zu sehen. Der Boden würde beben, aber mir drohte keine Gefahr. *Ich möchte sehen, wie die Bäume entwurzelt werden und das Wasser steigt, aber nur von einer Stelle aus, an der mich die Flut nicht mitreißen kann*, dachte ich mir.

Doch jetzt hat der Gedanke etwas Befreiendes, auf dem Grund des Canyons zu stehen, die Wasserwand auf mich zurasen zu sehen und zu wissen: *Das war's, jetzt ist es vorbei*, und bevor

ich den Gedanken zu Ende gebracht hätte, würde ich weggespült ins Vergessen.

Als der Abend anbricht, kommt Anna in die Krankenstation und setzt sich neben mich. »Es tut mir so leid«, sagt sie mit einem Blick auf Ky. »Ich hätte nie gedacht, dass Hunter …«

»Schon gut«, sage ich. »Ich konnte es mir ja auch nicht vorstellen.«

»Morgen Abend findet die Abstimmung statt«, verkündet sie. Zum ersten Mal hört sich Anna an wie eine alte Frau.

»Was wird geschehen?«, frage ich.

»Xander wird wahrscheinlich in die

Wälder verbannt«, antwortet sie. »Er könnte zwar auch für nicht schuldig befunden werden, aber das halte ich für unwahrscheinlich. Die Leute sind zornig. Sie glauben nicht, dass Oker ihm befohlen hat, die Arzneimittel zu vernichten.«

»Xander stammt aus den Provinzen«, wende ich ein. »Wie soll er in der Wildnis überleben?« Xander ist intelligent, aber er war noch nie draußen in der ungezähmten Natur. Ich hatte in den Canyons wenigstens Indie bei mir, er wird ganz auf sich gestellt sein.

»Ich glaube, er soll auch gar nicht überleben«, sagt Anna.

Was soll ich machen, wenn Xander verbannt wird? Am liebsten würde ich

mit ihm gehen, aber ich kann Ky nicht allein lassen. Selbst wenn ich die richtige Pflanze finde, wüsste ich nicht, wie man ein Heilmittel daraus herstellt und wie ich es Ky verabreichen sollte. Wenn es klappen soll, dann nur zu dritt, mit Ky, Xander und mir.

»Und Hunter?«, frage ich Anna sehr leise.

»Wir können nur für ihn hoffen, dass er ebenfalls verbannt wird.« Obwohl ich weiß, dass sie noch andere Kinder hat, die sie aus den Canyons hierherbegleitet haben, klingt sie so traurig, als sei Hunter ihr eigener Sohn, ihr letzter Nachkomme.

Anschließend gibt sie mir ein Blatt

Papier, echtes Papier, das sie den ganzen Weg von der Höhle in den Canyons bis hierher gebracht haben muss. Es riecht nach den Canyons, hier draußen in den Bergen, und ich werde etwas wehmütig. Wie konnte Anna es nur ertragen, ihre Heimat zu verlassen?

»Hier sind die Zeichnungen der Blumen, um die du mich gebeten hast«, erklärt sie. »Entschuldige, dass es so lange gedauert hat. Ich musste erst die Farben herstellen. Sie sind noch ganz frisch, also pass auf, dass du sie nicht verwischst.«

Ich bewundere sie dafür, dass sie das getan hat, obwohl sie heute Abend ganz andere Sorgen hatte, und ich bin gerührt, weil sie mich für fähig hält, durch meine

Analysen ein Heilmittel zu finden.

»Danke«, sage ich.

Unter die Bilder hat sie die Namen der Blumen geschrieben.

Castilleja, Meerträubel, Mormonentulpe.

Und viele andere, Grün-und Blühpflanzen.

Gegen meinen Willen muss ich weinen. Ich habe mein Schlaflied für viele Menschen geschrieben, und jetzt werden so viele von ihnen sterben. Hunter. Ky. Meine Mutter. Xander. Bram. Mein Vater.

Meerträubel, hat Anna geschrieben. Darunter hat sie einen dornig aussehenden Busch mit kleinen,

tütenförmigen Blüten gezeichnet. Sie hat ihn gelb und grün gemalt.

Castilleja. Rot. Diese Pflanze habe ich in den Canyons gesehen.

Mormonentulpe. Ich betrachte eine wunderschöne weiße Blume mit roten und gelben Ansätzen tief unten an den drei Blütenblättern.

Meine Hände reagieren unabhängig von meinem Verstand, und schon greife ich in die Jackentasche und hole das Papierkunstwerk heraus, das mir meine Mutter geschickt hat. Plötzlich weiß ich, was es darstellt. Ich denke an Indies Wespennest, das von innen hohl war, ziehe die Ecken des Papiers auseinander, und mir fällt es wie Schuppen von den Augen.

Ich halte eine Papierblume in der Hand. Meine Mutter hat sie gebastelt. Sie hat das Papier vorsichtig so ausgerissen oder -geschnitten, dass drei Teile von der Mitte aus auseinanderklappen wie Blütenblätter.

Die Papierblüte sieht genauso aus wie die auf der Zeichnung: weiß, dreiblättrig, an den Rändern aufgebogen und spitz gezackt wie ein Stern. Genau dieses Bild habe ich auch in der feuchten Erde gesehen!

Diese Blume wollte Oker suchen gehen.

Er hat mich die Papierblume auseinanderfalten sehen, als ich den Wahlstein hineinlegte.

Annas Bild trägt die Bezeichnung *Mormonentulpe*, aber ich kann mich nicht erinnern, diesen Namen von meiner Mutter gehört zu haben. Fieberhaft denke ich nach – welche Namen hat sie erwähnt? Neorosen, Altrosen, Wilde Möhre …

Ich sitze im Schlafzimmer meiner Eltern in unserem Haus in Oria, wo sie mir oft auch die blaue Seidenstoffprobe des Kleides zeigte, das sie bei ihrem Paarungsball trug. Sie ist gerade von einer Dienstreise in verschiedene Provinzen zurückgekehrt, um für die Gesellschaft illegale Pflanzungen zu begutachten. »Der zweite Pflanzer hatte Gewächse angebaut, wie ich sie

noch nie zuvor gesehen hatte, mit weißen Blüten, noch schöner als die der Wilden Möhre«, erzählt sie. »Ein Kollege wusste, dass es Mormonentulpen waren, deren Zwiebeln genießbar sind.«

»Anna«, sage ich mit wild klopfendem Herzen, »hat die Mormonentulpe noch einen anderen Namen?« Wenn sie darunter auf der Liste steht, könnte dies das Problem mit den Daten verursacht haben! Wir haben die Blume als zwei verschiedene Pflanzen betrachtet, obwohl sie nur eine einzige Variable darstellten!

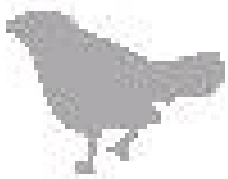
»Ja«, sagt Anna nach einer Pause. »Eine alte Bezeichnung lautet Calochortus Gunnisonnii.«

Ich greife nach dem Datenpod und suche den Namen. Da ist er! Die Beschreibung, die Eigenschaften, alles stimmt überein! Dieselbe Blume, registriert unter zwei Namen. Vereinheitlicht man sie, steigt sie an die Spitze der wahrscheinlichen Heilpflanzen auf! Das war der kritische, elementare Fehler, den die Sammler der Daten begangen haben, aber wir hätten ihn schon viel früher bemerken müssen. Wie konnte ich ihn nur übersehen? »Wo wächst die Pflanze?«, frage ich.

»Einige müssten nicht weit von hier zu finden sein«, antwortet Anna. »Es ist zwar noch ein bisschen früh im Jahr, aber manche müssten schon blühen.« Mit

einem Blick auf die Papierblume in meiner Hand fragt sie: »Hast du die gemacht?«

»Nein«, antworte ich. »Meine Mutter.«



Es ist schon fast dunkel, als wir sie endlich finden, auf einer kleinen Wiese außerhalb des Dorfes und abseits des Weges.

Ich knie mich hin, um sie mir näher anzusehen. Noch nie habe ich eine so schöne Blume gesehen mit einer schlichten, dreiblättrigen weißen Blüte

an einem dünnen, spärlich begrünten Stängel. Ein kleines weißes Banner, genau wie meine Texte, kein Zeichen der Ergebung, sondern des Überlebens. Ich hole die knittrige Papierblume aus meiner Jackentasche.

Obwohl meine Hände zittern, sehe ich es auf den ersten Blick. Sie gleichen sich. Diese Blume, die hier in der Erde wächst, hat meine Mutter in Papier nachgebildet, bevor sie versank.

In der Natur ist sie viel schöner, aber das macht nichts. Ich denke an Kys Mutter, die mit Wasser auf Stein gemalt hat und glaubte, dass die Kreativität und nicht das greifbare Werk das eigentlich Wichtige sei. Obwohl die Papierlilie keine perfekte Nachbildung ist, stellt

schon der Versuch meiner Mutter eine Huldigung an ihre Schönheit dar.

Ich weiß nicht, ob sie ein Kunstwerk schaffen oder mir nur einen Gruß senden wollte – für mich verkörpert die Blume beides.

»Ich glaube«, sage ich, »das könnte das Heilmittel sein.«

Kapitel 46

Xander

Cassia selbst kann ich nicht erkennen, aber die Solarzellenleuchten werfen ihren Schatten auf die Gefängniswand. »Wir glauben, die richtige Heilpflanze entdeckt zu haben«, teilt sie den Wachen mit. »Wir brauchen Xander, damit er für

uns eine Arznei daraus zubereitet.«

Die Wache lacht. »Das soll wohl ein Witz sein!«

»Sie sollen ihn ja nicht freilassen«, fährt Cassia fort. »Wir können ihm die Ausrüstung bringen, damit er das Heilmittel hier herstellt.«

»Und was wollt ihr dann damit machen?«, fragt ein anderer Wachtposten.

»Wir werden sie einem Patienten verabreichen«, erklärt Cassia. »Unserem Patienten. Ky.«

»Wir können nicht gegen Colins Befehle verstoßen«, sagt einer der Männer. »Er ist unser Oberhaupt. Das könnte uns die Reise nach Anderland kosten.«

»Aber das Heilmittel ist eure Chance, nach Anderland zu gelangen!«, beschwört sie Cassia mit leiser, überzeugender Stimme. »Das hier ist die Pflanze, nach der Oker auf der Suche war.« Sie holt etwas aus ihrer Tasche. »Die Mormonentulpe.« Am Schatten erkenne ich, dass sie ihnen eine Blume zeigt. »Die Zwiebel dient euch allen doch als Nahrung, oder? Im Sommer, wenn die Blume blüht, esst ihr sie frisch, und für den Winter lagert ihr sie ein.«

»Blühen die Mormonentulpen denn schon?«, fragt eine der Wachen. »Wie viele hast du rausgezogen?«

»Nur ein paar«, antwortet Cassia.

Ein weiterer Schatten ist zu sehen, und

ich höre Annas Stimme. »Es gab sie auch in den Canyons«, sagt sie, »und auch wir haben die Zwiebeln gegessen. Ich weiß, wie man sie ausgraben muss, so dass sie nächstes Jahr wiederkommen.«

»Was macht das schon, wenn sie alle Pflanzen verwenden?«, fragt eine der Wachen. »Wenn wir erst mal in Anderland sind, brauchen wir keine mehr.«

»Falsch«, erwidert Anna. »Auch wenn ihr alle weg seid, muss die Pflanze weiter hier wachsen. Wir dürfen sie nicht einfach ausrotten.«

»Die Zwiebeln sind so klein«, wendet ein anderer Wachmann misstrauisch ein. »Wie kann so etwas denn zu einem

Heilmittel werden?«

»Auch das wollte Oker noch herausfinden«, sagt Cassia. Sie gelangt in mein Blickfeld, und ich sehe, dass sie sowohl die echte Blume als auch das Papierkunstwerk in der Hand hält, das ihre Mutter ihr geschickt hat. Es hat die gleiche Form wie die Blüte, das sieht man auf den ersten Blick. »Oker hat während der Abstimmung beobachtet, wie ich diese Papierblume aus der Tasche gezogen und auseinandergefaltet habe. Das muss ihn auf die Idee gebracht haben. Ich glaube ganz fest, dass er diese Blume suchen wollte.« Sie scheint sich ihrer Sache sehr sicher zu sein. Und sie könnte recht haben: Oker hat seine

Meinung geändert, nachdem er die Papierblume in ihren Händen gesehen hatte.

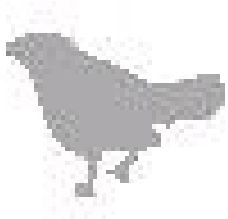
»Bitte!«, beschwört Cassia die Wachen. »Lasst es uns wenigstens versuchen!« Ihre Stimme klingt sanft und einschmeichelnd. »Ihr spürt es, oder?«, fragt sie, jetzt ganz wehmütig. »Anderland rückt in immer weitere Ferne.«

Stille tritt ein, als wir alle erkennen, dass Cassia recht hat. Auch für mich rückt Anderland immer weiter weg, so wie die Realität sich für Lei und Ky entfernt haben muss, als sie versanken. Mir entgleitet alles. Ich bin Cassia, dem Steuermann und Oker gefolgt, doch nichts lief so, wie ich es gewollt habe.

Ich dachte, ich würde eine Revolution miterleben, ein Heilmittel entwickeln und eine Frau finden.

Angenommen, alle verließen mich? Alle flögen nach Anderland oder versinken, und ich bliebe allein zurück? Würde ich weiterleben wollen? Ja, das würde ich. Das ist mein Leben, das einzige, das ich habe.

»In Ordnung«, sagt einer der Wachen. »Aber beeilt euch!«



Anna hat an alles gedacht und die gesamte Ausrüstung aus dem Labor

mitgebracht: einige Spritzen, Mörser und Stößel, destilliertes Wasser und einige von Okers Basismischungen mit der jeweiligen Liste der Inhaltsstoffe. »Woher wusstest du, was wir brauchen?«, frage ich sie.

»Ich wusste es nicht, aber Tess und Noah«, erwidert sie. »Sie halten es ebenfalls für möglich, dass Oker seine Meinung geändert hat. Sie wissen allerdings nicht, ob sie dir glauben können oder nicht, darin schwanken sie noch.«

»Und sie haben dir das alles einfach gegeben?«, frage ich.

Sie nickt. »Aber falls jemand fragt, müssen wir behaupten, wir hätten es gestohlen. Wir wollen sie ja nicht in

Schwierigkeiten bringen.«

Cassia hält mir die Taschenlampe, während ich mir die Hände mit Desinfektionsmittel sterilisiere. Mit der Kante des Stößels zerteile ich die Zwiebel. »Sieht die schön aus!«, sagt Cassia und bewundert das Innere, das genauso weiß schillert wie das der Camassia-Zwiebeln. Ich zerdrücke sie im Mörser zu einer Paste. Anna reicht mir ein Reagenzglas. Cassia beobachtet mich, aber ich zögere auf einmal. Vielleicht liegt es an der Nacht damals in Oria, als ich den Leuten für die blauen Tabletten Blut abgenommen habe. Ich habe illegal Blut abgenommen und den Menschen eine Hoffnung vorgespiegelt,

die es nie gab. Ich handelte genauso, wie die Gesellschaft und die Erhebung es getan hätten – ich habe die Ängste der Menschen ausgenutzt, damit ich das bekam, was ich wollte.

Wiederhole ich diese Tat, wenn ich das Heilmittel herstelle? Ich sehe Cassia an. Sie vertraut mir. Doch das sollte sie nicht tun. Ich habe den Jungen in den Canyons getötet. Zwar nicht absichtlich, aber wenn ich nicht gewesen wäre, hätte er die blauen Tabletten nie erhalten.

Ich habe diesen Gedanken noch nie zu Ende gedacht, obwohl ich es wusste, seitdem der Steuermann im Luftschiff davon gesprochen hat. Mein Mund wird vor Angst knochentrocken, und ich schmecke Galle. Zum ersten Mal würde

ich am liebsten vor der Aufgabe weglaufen, die man mir anvertraut hat. Ich kann kein Heilmittel herstellen: Zu oft habe ich die falsche Entscheidung getroffen.

»Du weißt, dass ich nicht für die Wirkung garantieren kann«, gebe ich Cassia zu bedenken. »Ich bin kein Pharmazeut. Vielleicht verwende ich nicht die richtige Menge, oder in der Basismischung befindet sich ein Reagenz, von dem ich nichts weiß …«

»Es könnte auf tausend Arten schiefgehen«, stimmt sie zu. »Vielleicht habe ich gar nicht die richtige Zutat gefunden. Aber ich glaube daran, dass es die richtige ist. Und ich weiß, dass du

das Heilmittel herstellen kannst.«

»Warum?«, frage ich.

»Weil du dich immer für die Menschen einsetzt, die dich brauchen«, antwortet sie traurig, als wüsste sie, welchen Preis ich hierfür bezahlen muss, und als bräche es ihr das Herz, mich trotzdem darum bitten zu müssen.

»Bitte!«, sagt sie. »Nur noch dieses eine Mal.«

Kapitel 47

Cassia

In der Krankenstation lenkt Anna die Medics ab, während ich Ky das Heilmittel in den Infusionsschlauch spritze. Xander hat mir erklärt, wie ich es machen muss. Vorher wäre ich vielleicht zu ängstlich gewesen, aber

nachdem ich zugesehen habe, wie Xander ein Heilmittel im Gefängnis angemischt hat und Ky sich keuchend durch das Dunkel des Versunkenseins kämpft, bleibt kein Raum für meine eigenen Ängste.

Ich stecke die Schutzhülle wieder auf die Nadel und verberge die Spritze und die leere Ampulle in meinem Ärmel, mit den Gedichten, die ich immer bei mir trage. Dann setze ich mich zu Ky und nehme den Datenpod zur Hand. Ich gebe vor, weiterhin zu sortieren, dabei beobachte ich die ganze Zeit Ky und warte auf eine Reaktion. Er geht das größte Risiko von allen ein, durch seine Adern fließt das Heilmittel. Doch wir alle haben sehr viel zu verlieren.

Manchmal habe ich uns drei als getrennte, separate Wesen betrachtet, und natürlich sind wir das auch, jeder ein Individuum. Doch Ky, Xander und ich müssen aneinander glauben, um einander zu schützen. Xander musste ich die Herstellung eines Heilmittels für Ky anvertrauen, Ky musste darauf vertrauen, dass wir ihn zurückholen, und Xander musste meiner Datenanalyse vertrauen – so geht es im Kreis herum, wieder und immer wieder, für immer verbunden im Zyklus des Lebens und der Einlösung unserer Versprechen.

Kapitel 48

Ky

nicht mehr im wasser

warum nicht

wo ist indie

winzige lichter flackern in der dunkelheit

ich höre cassias stimme

sie hat in den sternen auf mich gewartet

Kapitel 49

Cassia

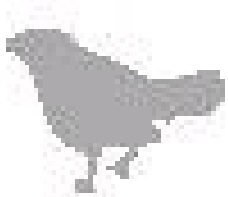
»Ky!«, sage ich. Ich habe schon mehrmals ein Flackern auf seinem Gesicht gesehen, aber diesmal hält die Veränderung an, und er wirkt immer lebendiger. Er kehrt zu uns zurück!

Dich hab ich nicht erreicht –
Doch nähert Tag für Tag
Sich Dir mein Fuß.
Drei Flüsse noch und einen Berg
Ich überqueren muss.
Noch eine Wüste, noch ein Meer,
Die Reise aber zähl ich nicht,
Wenn ich dann vor Dir steh.

Ky und ich haben die Reise in unserer eigenen Reihenfolge zurückgelegt. Mit dem Hügel haben wir begonnen, gemeinsam. Eine Wüste haben wir durchquert, um zu den Canyons zu gelangen, und dann Flüsse und Bäche in den Bergen überwunden, um anschließend wieder daraus

herauszufinden. Ein Meer, ein Ozean ist uns erspart geblieben, aber dennoch war es eine unendliche Weite, die wir ohne den anderen bereisen mussten. Das zählt genauso, glaube ich.

Und noch etwas anderes geht mir durch den Kopf, als ich ihn ansehe. Das Gedicht trifft nicht ganz auf uns zu. Denn er wird diese Reise zählen, und ich auch.



Anna kommt herein und übergibt mir mehrere zusätzliche Ampullen von Xander. »Er sagt, er braucht mehr als

eine Dosis«, flüstert sie. »Aber mehr schafft er augenblicklich nicht. Er hat gesagt, du sollst ihm die nächste Ampulle so bald wie möglich verabreichen.«

Ich nicke. »Danke«, sage ich, und sie schlüpft mit einem Gruß an die Medics zur Tür hinaus.

Sie kommen zur Morgenvisite. Einer von ihnen dreht Ky von der Seite auf den Rücken, damit er keine Druckstellen vom Liegen bekommt. »Er sieht besser aus«, sagt der Medic überrascht.

»Ja, das finde ich auch«, stimme ich zu, und in dem Moment hören wir draußen aufgeregte Stimmen. Ich schaue zum Fenster hinaus und sehe, wie die Wachen Hunter und Xander heraus auf

den Dorfplatz führen.

Hunter.

Xander.

Beide gehen aufrecht zu den Wahltrögen, doch ihre Hände sind gefesselt, und sie werden von Wachen flankiert. Ich wünschte, ich könnte Xanders Augen von hier aus sehen, aber ich erkenne nur seinen Gang und die Erschöpfung, die sich in seiner Körperhaltung ausdrückt. Er war die ganze Nacht wach und hat Arznei hergestellt.

»Die Abstimmung findet statt«, sagt einer der Medics.

»Öffne das Fenster«, sagt ein anderer, »damit wir zuhören können.«

Für einen Augenblick sind sie damit abgelenkt, das Fenster zu öffnen, und in dem Moment spritze ich erneut das Mittel in Kys Infusionsschlauch. Als ich die verräterischen Utensilien wieder im Ärmel verschwinden lasse, blicke ich auf und sehe, dass mich einer der Medics beobachtet. Was er gesehen hat, weiß ich nicht, aber ich zucke nicht mit der Wimper. »Warum findet die Abstimmung denn schon jetzt statt?«, frage ich.

»Wahrscheinlich, weil Colin und Leyna der Meinung sind, dass sie genügend Beweise haben«, sagt der Medic. Er blickt mich ein wenig zu lange an, und als die aromatische,

frische Morgenluft zum Fenster hereinweht, holt Ky tief Luft. Seine Lungen klingen nicht mehr so belegt. Er ist noch nicht ganz wach, aber es geht ihm deutlich besser, das merke ich. Ich spüre ihn mehr als zuvor, und ich weiß, dass er hören, wenn auch noch nicht sprechen kann.

Der Dorfplatz füllt sich. Ich bin zu weit weg, um die Steine in den Händen der Menschen erkennen zu können, aber ich höre Colin rufen: »Ist jemand anwesend, der sich für Hunter einsetzen will?«

»Ja, ich«, verkündet Anna.

»Das Gesetz besagt, dass man nur eine Person verteidigen kann«, erklärt mir der Medic, und ich verstehe, was er

damit sagen will: Wenn Anna für Hunter eintritt, kann sie es nicht mehr für Xander tun.

Anna nickt, geht nach vorn und stellt sich der Menge gegenüber. Während sie spricht, rücken die Menschen näher an sie heran. »Was Hunter getan hat, war falsch«, beginnt Anna. »Aber er wollte niemanden töten. Wenn das seine Absicht gewesen wäre, hätte er es leicht tun und danach entkommen können. Hunter strebte nach Gerechtigkeit. Da die Gesellschaft seit vielen Jahren den Anomalien die medizinische Versorgung verwehrt, entschied er, dass wir dasselbe mit ihren Patienten tun sollten.«

Anna versucht nicht, die Menge zu

becircen. Sie nennt die Fakten und überlässt es den Leuten, sie abzuwägen. Natürlich wissen alle, dass das Leben ungerecht ist, aber wir alle kennen auch die Sehnsucht nach Gerechtigkeit. Viele dieser Leute wissen nur zu gut, was es bedeutet, von der Gesellschaft ausgestoßen oder, schlimmer noch: in den Tod geschickt zu werden. Anna erwähnt keinen der vielen Verluste, die Hunter erlitten hat und die ihn zu seinem Verhalten getrieben haben. Das braucht sie nicht. Sie stehen auf seinen Armen und in seinen Augen geschrieben.

»Ich weiß, dass ihr eine härtere Strafe verlangen könntet«, fährt Anna fort. »Aber ich plädiere dafür, Hunter zu verbannen.«

Das geringere Strafmaß. Werden die Leute zustimmen?

Sie tun es.

Sie werfen ihre Steine in den Trog neben Annas Füßen und nicht in den neben Colin. Die Farmer kommen mit den Eimern und schütten Wasser nach. Die Entscheidung bleibt dieselbe.

»Hunter«, sagt Colin, »du musst jetzt gehen.«

Hunter nickt. Ich kann nicht feststellen, ob er etwas empfindet. Jemand reicht ihm einen Rucksack, und es gibt einen kleinen Aufruhr, als Eli auf ihn zurennt und ihn zum Abschied fest umarmt. Anna umarmt sie beide, und für einen Moment bilden sie eine kleine

Familie, drei Generationen, nicht durch Blut verwandt, sondern durch Reisen und Abschiede zusammengeschmiedet.

Dann tritt Eli zurück. Er bleibt bei Anna, die ihr Volk nicht verlassen kann. Hunter geht geradewegs in den Wald, ohne den Weg zu benutzen und ohne sich noch einmal umzusehen. Wohin will er gehen? Zurück in die Canyons?

Jetzt geht ein Murmeln durch die Menge, und Xander tritt vor. In dem Moment erkenne ich, dass die Leute all ihre Gnade Hunter geschenkt haben, mit dem sie im Laufe der letzten Monate zusammengelebt und -gearbeitet haben. Dessen Geschichte sie kannten.

Xander dagegen kennen sie nicht.

Ganz allein steht er vor dem

Dorfstein.

Xander würde alles für die Menschen tun, die er liebt, koste es, was es wolle. Doch als ich ihn nun betrachte, weiß ich, dass der Preis zu hoch war. *Er sieht aus wie Hunter*, geht es mir durch den Kopf. *Wie ein Mann, der zu weit getrieben wurde und zu viel gesehen hat.* Hunter hat sich lange genug zusammengenommen, um Eli sicher in die Berge zu begleiten. Lange Zeit tat er, was er tun musste, um anderen zu helfen, dann brach er zusammen.

Ich darf nicht zulassen, dass auch Xander das passiert!

Kapitel 50

Xander

»Wer will für Xander Partei ergreifen?«, fragt Colin.

Niemand antwortet.

Anna schaut zu mir herüber, und ich sehe ihr an, wie leid es ihr tut, aber ich verstehe, dass sie sich für Hunter

einsetzen musste. Er ist wie ein Sohn für sie, da ist es nur recht und billig, dass sie ihm ihre Stimme gibt.

Natürlich ist auch kein anderer da. Cassia muss bei Ky in der Krankenstation bleiben, um ihm das Heilmittel zu verabreichen und dafür zu sorgen, dass er aufwacht. Ky würde sich auf meine Seite stellen, aber er ist versunken.

Die Leute scharren mit den Füßen und schauen zu Colin hinüber. Sie sind ungeduldig, weil er so lange abwartet. Auch ich wünschte, der Moment würde rasch vorübergehen. Ich schließe die Augen und lausche meinem Herzschlag, meinem Atem und dem Wind hoch oben in den Bäumen.

Da ruft eine vertraute Stimme: »Ich will für Xander eintreten!« Ich öffne die Augen und sehe, wie sich Cassia einen Weg durch die Menge bahnt. Sie ist also doch gekommen. Sie strahlt über das ganze Gesicht. Das Heilmittel scheint zu wirken.

Irgendetwas stimmt nicht mit mir. Ich sollte froh sein, dass Cassia hier ist und das Heilmittel wirkt. Aber ich kann nur an die Patienten in den Provinzen denken, an Lei und wie sie versank, und die Sorge liegt mir auf dem Herzen, dass es für sie alle zu spät sein könnte. Wird es uns gelingen, genügend Menschen zurückzuholen? Wird das Heilmittel auch bei anderen wirken? Woher sollen

wir genügend Zwiebeln nehmen? Wer soll entscheiden, welche Patienten das Heilmittel zuerst erhalten? So viele Fragen, und ich bin mir nicht sicher, ob wir schnell genug die Antworten darauf finden.

Noch nie im Leben war ich derartig erschöpft.

Kapitel 51

Cassia

Die Leute holen ihre Steine aus den Trögen, in die sie sie bei der Entscheidung um Hunter hineingeworfen haben. Die Steine sind noch nass, und Wassertropfen fallen auf die Kleidung ihrer Besitzer, wo sie kleine, dunkle

Flecken hinterlassen. Einige Leute rollen die Steine zwischen den Händen, während sie warten.

»Dieser Trog«, sagt Colin und zeigt auf den neben sich, »ist für die Höchststrafe. Der andere«, und dabei zeigt er auf das Gefäß näher bei Xander, »ist für das geringere Strafmaß.«

Er erklärt nicht genauer, worin die Strafen bestehen. Wissen es alle anderen bereits? Anna hat vermutet, dass die Höchststrafe für Xander die Verbannung sein könnte, weil sein Verbrechen nicht so schwer wie Hunters wiegt. Durch seine Hand ist niemand gestorben.

Doch für Xander wäre die Verbannung gleichbedeutend mit dem Tod. Er wüsste nicht, wo er hingehen

sollte. Hier draußen kann er nicht allein überleben, und es ist ein weiter, harter Weg bis nach Camas. Vielleicht könnte er Hunter suchen und sich ihm anschließen.

Aber was dann?

Ich blicke zu Xander auf. Sonnenstrahlen fallen durch das Laub der Bäume und lassen sein Haar golden glänzen. Ich brauchte mich nie zu fragen, welche Farbe seine Augen haben, so wie bei Ky – ich habe immer gewusst, dass Xanders Augen blau sind und nichts als Freundlichkeit und Klarheit ausdrücken. Sie haben sich nicht verändert, aber Xander ist ein anderer geworden.

»Ich fühle mich meistens alleine,

neuerdings sogar manchmal in deiner Gegenwart«, hat er im Gefängnis gesagt. *»Ich hätte nicht gedacht, dass es einmal so weit kommen würde.«*

Bist du jetzt einsam, Xander?

Ich brauche gar nicht zu fragen.

In den Bäumen zwitschern Vögel, in der Menge ertönt Gemurmel, der Wind bringt das Gras zum Rascheln, doch alles, was ich spüre, ist Xanders Ruhe und Stärke.

Er dreht sich zur Menge um, strafft die Schultern und räuspert sich. Er schafft das, sage ich mir. Er wird sein unwiderstehliches Lächeln einsetzen, und seine Stimme wird über das Publikum hinwegschallen wie die des Steuermannes, der er womöglich eines

Tages sein wird, und dann werden alle erkennen, was für ein guter Mensch er ist, und sie werden ihn nicht vernichten wollen – sie werden ihn umringen und ihm nahe sein wollen, um sein Lächeln zu erwidern. So war es immer bei Xander. Die Mädchen bei uns im Ort waren alle in ihn verliebt, Funktionäre forderten ihn für ihre Abteilungen an, Kranke wollten, dass er sie heilte.

»Ich schwöre«, beginnt Xander, »dass ich nur getan habe, was Oker mir aufgetragen hat. Er wollte, dass ich die Heilmittel vernichte, weil er erkannt hatte, dass seine Lösung die falsche war.«

Bitte!, flehe ich in Gedanken. *Bitte*

glaubt ihm! Er sagt die Wahrheit!

Doch ich höre, wie hohl seine Stimme klingt, und als er meinen Blick erwidert, sehe ich, dass sein Lächeln auch nicht mehr wie früher ist. Aber nicht, weil er lügt, sondern nur, weil er keine Kraft mehr hat. Monatelang hat er ohne Pause die Patienten gepflegt. Er musste miterleben, wie seine Freundin Lei erkrankte. Er glaubte an den Steuermann und dann an Oker, und beide verlangten Unmögliches von ihm. *Finde ein Heilmittel!*, befahl der Steuermann. *Vernichte das Heilmittel!*, befahl Oker.

Und auch ich bin schuld. *Finde ein neues Heilmittel!*, habe ich ihn beschworen. *Versuch es noch einmal!* Ich wollte das Heilmittel genauso

unbedingt wie alle anderen, egal um welchen Preis. Wir alle haben etwas von Xander verlangt, und er hat gegeben und gegeben. In den Canyons habe ich gesehen, wie Ky lebendig wurde. In den Bergen muss ich mit ansehen, wie Xander zerbricht.

Ein Stein fällt klappernd in den Trog zu Colins Füßen.

»Wartet!«, verlangt Colin, bückt sich und nimmt ihn wieder heraus. »Lasst ihn erst zu Ende reden.«

»Ist doch alles egal!«, ruft jemand. »Oker ist tot!«

Sie haben Oker geliebt, und nun ist er tot. Sie suchen einen Sündenbock. Wenn das Klappern der Steine verstummt ist,

könnte Xander Schlimmeres erwarten als die Verbannung. Ich blicke zu den Wachen hinüber, die Xander hergebracht und ihm erlaubt haben, an dem Heilmittel zu arbeiten. Sie vermeiden es, mich anzusehen.

Plötzlich erkenne ich die Kehrseite der Wahlfreiheit. *Es kann passieren, dass wir die falsche Wahl treffen.*

»Halt!«, rufe ich, greife in meinen Ärmel und ziehe eine der Ampullen mit dem Heilmittel heraus, das Xander hergestellt hat. Wenn ich es den Leuten zeige, zusammen mit der Papierblume meiner Mutter, die Oker auf seine Idee gebracht hat, müssen sie doch ein Einsehen haben! Das hätte ich schon vor der Wahl tun sollen. »Bitte«, beginne

ich, »hört mir doch mal zu …«

Ein weiterer Stein klappert in den Trog, und zur gleichen Zeit verdunkelt ein riesiger Schatten die Sonne.

Ein Luftschiff!

»Das ist der Steuermann!«, ruft jemand.

Doch anstatt bergab zur Landewiese zu gleiten, schwebt das Schiff über uns. Die Rotorblätter halten es auf einer Höhe. Eli zuckt zusammen, und einige in der Menge ducken sich unwillkürlich, weil sie die Bombardierungen in den Äußeren Provinzen miterlebt haben. Ein Zuschauer im Hintergrund stöhnt laut auf.

Das Schiff senkt den Bug und richtet sich dann wieder auf. Das Zeichen ist

deutlich, sogar für mich. Wir sollen aus dem Weg gehen, damit es auf dem Dorfplatz landen kann.

»Er hat versprochen, das niemals zu tun«, sagt Colin mit kreidebleicher Miene. »Er hat gesagt, er würde niemals versuchen, hier zu landen. Er hat es versprochen!«

»Ist der Platz groß genug?«, frage ich.

»Ich weiß es nicht«, sagt Colin.

Dann laufen alle weg. Xander und ich schauen uns an, und dann nimmt er mich an der Hand. Wir rennen los, weg vom Dorfplatz. Unsere Füße fliegen über das Gras und die Erde, während die Luft über uns durcheinandergewirbelt wird. Der Steuermann versucht zu landen, aber es könnte schiefgehen. Es könnte

passieren, dass weder er noch wir die Landung überleben.

Was könnte den Steuermann dazu bewegen, das zu tun? Es sind doch nur ein paar Schritte von der Wiese hinauf zum Dorf. Warum nimmt er sich nicht die Zeit? Was geschieht zu Hause in den Provinzen?

Das Luftschiff kippt und schwankt; in den Bergen herrscht immer viel Wind. Die Rotorblätter drehen sich schnell, und Windstöße beuteln uns, so dass wir nichts als ein Heulen und Kreischen hören, während der Steuermann immer weiter runtergeht, weiter, weiter, und durch die Bäume kracht, so dass sich das Schiff zur Seite neigt.

Er schafft die Landung nicht!, denke ich, und wende mich zu Xander um. Wir haben eng an die Wand eines Gebäudes gepresst Schutz gesucht, und Xanders Augen sind geschlossen, als könne er nicht mit ansehen, was als Nächstes geschieht.

»Xander!«, sage ich, aber er hört mich nicht.

Wieder neigt sich das Schiff nach vorn und kommt zitternd immer näher, bedrohlich nah, so dass wir nirgendwohin flüchten können, wir sitzen in der Falle! Keine Zeit, nicht genug Platz, geht es mir blitzschnell durch den Kopf.

Ich schließe ebenfalls die Augen und

schmiege mich eng an Xander, als könnten wir uns gegenseitig schützen. Er legt den Arm um mich, und ihn zu spüren gibt mir Wärme und Sicherheit. Ein guter Platz, um mein Ende zu erleben. Ich warte auf schabendes Metall, zerberstendes Gemäuer, krachendes Holz, Feuer und sengende Hitze und den Tod so plötzlich wie eine Springflut.

Kapitel 52

Ky

Cassia ist nicht mehr da, sage ich. Meine Stimme ist nur ein Flüstern. Schwach und heiser.

Ich fühle nicht dasselbe wie nach dem Aufwachen am Morgen. Ich weiß, dass Zeit vergangen ist. Ich weiß, dass ich

hier gelegen habe und eine ganze Weile bewusstlos war. Ich versuche, meine Hand zu bewegen. Gehorcht sie meinem Befehl?

»Cassia!«, sage ich. »Kann jemand bitte Cassia holen?«

Keiner antwortet mir.

Vielleicht kann Indie es tun, denke ich, und dann fällt es mir wieder ein.

Indie ist fort.

Aber ich bin zurückgekehrt.

Kapitel 53

Xander

Als ich die Augen öffne, nimmt das Luftschiff den gesamten Dorfplatz ein. Cassia hat sich in meine Arme geschmiegt und klammert sich fest an mich. Keiner von uns bewegt sich, als der Steuermann aus seinem Schiff

aussteigt und fast an der gleichen Stelle stehen bleibt, an der ich nur wenige Augenblicke zuvor gestanden habe, hinten bei den Trögen.

Colin marschiert auf den Platz. »Was soll das?«, fragt er wütend. »Du hättest beinahe das halbe Dorf zerstört! Warum bist du nicht zum Landeplatz geflogen?«

»Nicht mal dazu ist noch Zeit«, erwidert der Steuermann. »Die Provinzen brechen auseinander. Habt ihr ein Heilmittel?«

Colin antwortet nicht. Der Steuermann blickt an ihm vorbei zum Forschungslabor. »Hol Oker«, sagt er. »Ich muss mit ihm reden.«

»Das geht nicht«, sagt Leyna. »Oker ist tot.«

Der Steuermann flucht. »Wie ist er gestorben?«

»Wir glauben, es war ein Herzinfarkt«, antwortet Colin.

Alle sehen mich an. Sie machen mich noch immer irgendwie für das verantwortlich, was mit Oker geschehen ist.

»Also gibt es kein Heilmittel«, sagt der Steuermann tonlos. »Und auch keine Chance, eines zu finden.« Er wendet sich ab, um zum Schiff zurückzukehren.

»Oker hat uns die Anleitung für eines hinterlassen«, sagt Leyna. »Wir stehen kurz davor, es an den Patienten auszuprobieren.«

»Wir brauchen ein Heilmittel, das

sofort wirkt«, erwidert der Steuermann und dreht sich wieder um. »Ich weiß nicht, ob ich noch einmal hierher zurückkehren kann. Das ist das Ende. Versteht ihr?«

»Willst du damit sagen …«, beginnt Leyna.

»Eine Fraktion der Erhebung will mich von meinem Amt entbinden«, sagt der Steuermann. »Sie hat bereits die Kontrolle über die Abkoppelung der Patienten und die Zuteilung der Rationen übernommen. Wenn es ihnen gelingt, mich abzusetzen – was nur noch eine Frage der Zeit ist –, habe ich keinen Zugang mehr zu Luftschiffen oder irgendeiner anderen Möglichkeit, um euch nach Anderland zu bringen. Wir

brauchen ein Heilmittel. Jetzt sofort!« Der Steuermann hält inne. »Die Erhebung hat die Abkoppelung eines gewissen Prozentsatzes der Versunkenen angeordnet.«

»Wie hoch ist dieser Prozentsatz?«, fragt Cassia und tritt auf den Dorfplatz, als sei es ihr gutes Recht, dort zu sein. Leyna kneift die Augen zu Schlitzen zusammen, hindert sie aber nicht am Reden. »Wir haben ausgerechnet, dass man damit beginnen würde, etwa zwei Prozent der Patienten abzukoppeln, um für die Übrigen die optimale Versorgung zu garantieren.«

»Das war am Anfang«, erwidert der Steuermann. »Aber der Prozentsatz

wurde erhöht. Empfohlen wurden zwanzig Prozent, mit steigender Tendenz.«

Jeder Fünfte. Wen sie wohl zuerst ausgewählt haben? Die, die zuerst versunken sind? Oder die, die zuletzt zusammenbrachen? Was ist mit Lei geschehen?

»Das sind zu viele!«, protestiert Cassia. »Das ist gar nicht nötig!«

»Dem Algorithmus lag eine gewisse Hilfsbereitschaft der Bevölkerung zugrunde«, erwidert der Steuermann. »Keiner hat damit gerechnet, dass die Leute die Versunkenen derart im Stich lassen würden. Als Anreiz hat die Erhebung die Lager mit den Gewebeproben freigegeben. Jeder, der

sich damit einverstanden erklärt, dass Angehörige abgekoppelt werden, um Platz einzusparen, erhält Gewebeproben.«

»Aber darauf lässt sich doch niemand ein, oder?«, fragt Cassia.

»Manche schon«, sagt der Steuermann.

»Aber die glauben doch nicht etwa, dass Tote wieder zum Leben erweckt werden können!«, entgegnet Cassia. »Niemand besitzt die dafür nötige Technologie! Weder die Gesellschaft noch die Erhebung.«

»Die Röhrchen haben nie dem Zweck gedient, Menschen zu klonen«, sagt der Steuermann. »Sie waren seit jeher nur

dazu da, die Lebenden zu manipulieren. Und jetzt frage ich noch einmal: *Habt ihr ein Heilmittel?*«

»Wir brauchen Zeit«, sagt Leyna. »Nur ein bisschen.«

»Aber wir haben keine Zeit!«, erwidert der Steuermann. »Die Nahrungsmittel gehen uns aus. Die Leute flüchten aus den Städten in die Vororte, wo sie diejenigen überfallen, die noch übriggeblieben sind, oder sie fliehen aufs Land, wo sie an der Virusinfektion sterben, weil es keine Behandlung gibt. Wir haben fast keine Zutaten mehr, um die Infusion nach Okers Rezeptur anzumischen, und keiner der Forscher in den Provinzen hat ein Heilmittel gefunden.«

»Aber es gibt eines«, sagt Cassia. »Xander kann Ihre Pharmazeuten anleiten, es herzustellen.« Sie hält dem Steuermann eine Ampulle hin. Sie spielt alle ihre Trümpfe auf einmal aus.

Im ersten Augenblick befürchte ich, dass Leyna und Colin sie aufhalten wollen, aber keiner von ihnen sagt ein Wort. Alle warten darauf, was Cassia als Nächstes tut.

»An wie vielen Patienten habt ihr es getestet?«, fragt der Steuermann und nimmt das Heilmittel von Cassia an.

»An nur einem«, antwortet Cassia. »Ky. Aber wir können mehr davon herstellen.«

Der Steuermann lacht sie aus. »An nur

einer Person!«, höhnt er. »Und woher soll ich wissen, dass Ky wirklich geheilt ist? Als ich ihn das letzte Mal gesehen habe, war er nicht einmal versunken.«

»Er war aber schon krank«, erwidert Cassia. »Das haben Sie selbst gesehen, und alle hier können bezeugen, dass er versunken war.«

»Natürlich werden sie das beschwören«, sagt der Steuermann. »Schließlich wollen sie nach Anderland. Sie werden alles sagen, was du von ihnen verlangst.«

»Wenn das Ihr letzter Besuch im Dorf ist«, sagt Cassia, »dann sehen Sie sich wenigstens an, was wir erreicht haben. Es dauert nicht lange.«

Leyna nähert sich lächelnd, als hätte

sie all das schon vorher gewusst. Aber als sie so dicht bei Cassia steht, dass der Steuermann sie nicht hören kann, zischt sie ihr ins Ohr: »Wer? Wer hat dir geholfen?«

Cassia beantwortet ihre Frage nicht. Sie schützt alle, die sie bei der Herstellung des Heilmittels unterstützt haben: mich, die Wachen, Anna, Noah und Tess. »Das Heilmittel beruht auf einer der Basislösungen Okers«, sagt sie laut. Sie sieht dabei den Steuermann an, spricht aber zu allen und versucht, sie auf ihre Seite zu bringen. »Ergänzt mit dem Inhaltsstoff, den er zuletzt gesucht hat. Das ist Okers wahres Heilmittel und es wirkt.« Sie macht sich auf den Weg

hinunter zur Krankenstation. »Es wäre doch eine Schande«, ruft sie über die Schulter hinweg dem Steuermann zu, »wenn Sie den ganzen Weg hierher auf sich genommen hätten und dann mit leeren Händen zurückkehren würden!«

Der Steuermann folgt ihr quer über den Dorfplatz und wir anderen ebenfalls. Cassia stößt die Tür zur Krankenstation auf, als sei sie überzeugt, dass drinnen alles in bester Ordnung ist. Doch ich sehe, wie ihre Lippen zittern, als Ky mit klaren und wachen Augen zu ihr aufblickt. Sie wusste nicht, dass das Heilmittel tatsächlich wirkt, jedenfalls nicht in diesem Ausmaß. Für einen Moment scheint außer den beiden niemand zu existieren, sie sind ganz

allein auf der Welt. »Ky!«, sagt sie.

»Können wir jetzt von hier weggehen?«, fragt er sie, seine Stimme ein leises Flüstern. Wir alle, einschließlich Leyna und Colin, beugen uns zu ihm hinunter, um ihn zu hören, auch wenn seine Worte nicht für uns bestimmt sind.

»Nein«, sagt Cassia, »noch nicht.«

»Ich weiß«, sagt er und verzieht die Lippen zu einem leichten Lächeln. Sie beugt sich hinunter, um ihn zu küssen, und mit zitternder Hand greift er nach ihr, kann sie aber noch nicht erreichen. Ich nehme seine Hand und lege sie auf ihre. Ich helfe ihm, sie zu berühren. Für einen Moment bin ich Teil von allem.

Dann bin ich wieder ein Außenstehender.

Der Steuermann blickt erst Ky, dann mich an. Glaubt er uns? Sein Gesichtsausdruck verrät nichts. »Oker hat also gesagt, dass ihr diese Zutat verwenden sollt?«, fragt er mich direkt. Jetzt bin ich an der Reihe, ihn zu überzeugen. Cassia und Ky haben alles getan, was sie konnten.

»Oker hat mir von seiner Arbeit für die Gesellschaft erzählt«, beginne ich. »Ich weiß also, dass er zu dem Team gehörte, das die Viren entwickelt hat, und ich weiß, wie sehr ihm daran gelegen war, ein Heilmittel zu finden. Und das ist ihm ja offensichtlich auch gelungen.«

»Wenn es wahr ist, was du sagst«, erwidert der Steuermann, »brauchen wir einen vollen Testlauf des Heilmittels an einer anderen Patientengruppe.«

»Wie sicher ist das medizinische Zentrum in Camas, in dem Sie mich gefunden haben?«, frage ich.

»Noch haben wir es unter Kontrolle«, antwortet der Steuermann. Es ist ein seltsames Gefühl, dass jemand, an den ich einst glaubte, sich entscheiden muss, ob er an mich glauben soll oder nicht. Wir stehen uns unmittelbar gegenüber, und ich halte seinem Blick stand.

Er weiß, dass ich ihm nicht alles erzählt habe, aber was er gehört hat, scheint ihm zu genügen. »Ich kann euch

drei jetzt ausfliegen«, sagt er. »Kys Anblick könnte einige Pharmazeuten und Ärzte davon überzeugen, eine Testreihe zu starten. Wo finden wir mehr von der Pflanze, die ihr verwendet habt? Habt ihr sie irgendwo gelagert?«

»Ja«, sagt Anna. »Ich habe die ganze Nacht lang Zwiebeln ausgegraben.«

»Und vielleicht weiß ich, wo es noch mehr davon gibt«, sagt Cassia. »Meine Mutter hat einmal ein ganzes Feld solcher Pflanzen gesehen. Die Gesellschaft hat es umgepflügt und den Farmer reklassifiziert, aber vielleicht sind noch Pflanzen übrig. Wenn es uns gelingt, meine Mutter zurückzuholen, kann sie uns sagen, wo sie die Blumen gesehen hat.«

»Dann nichts wie los«, sagt der Steuermann. »Bringt Ky auf das Schiff.« Er dreht sich auf dem Absatz um und geht zur Tür hinaus, ohne sich noch einmal nach uns umzuwenden.

Ich helfe den Medics, Ky auf eine Bahre zu legen und sie zu tragen.

»Danke«, sagt Ky, als wir ihn ins Schiff transportieren, Cassia dicht hinter uns.

»Du hättest dasselbe für mich getan«, erwidere ich.

Cassia blickt sich um, als erwarte sie, noch jemanden zu sehen, doch der Steuermann fliegt allein.

»Wo ist Indie?«, fragt sie, als wir unsere Plätze einnehmen. »Geht es ihr

gut?«

»Nein«, erwidert der Steuermann. »Sie ist am mutierten Virus erkrankt und geflogen, bis ihr der Treibstoff ausging. Ihr Schiff ist im ehemaligen Feindgebiet abgestürzt. Wir konnten noch niemanden entbehren, um ihre Leiche zu bergen.«

Indie ist tot. Ich blicke Ky an, um zu sehen, wie er es aufnimmt. Sein Gesicht ist vor Kummer verzerrt, aber er wirkt nicht überrascht. Irgendwie scheint er es schon gewusst zu haben. Cassia wirkt schockiert, als könne sie nicht glauben, dass es wahr ist. Aber natürlich ist es das. Ich weiß, dass Viren weder denken noch fühlen können, aber ich werde den Eindruck nicht los, dass sich das Seuchenvirus immer die Lebendigsten

aussucht.

Kapitel 54

Cassia

Zwei unvorstellbare Dinge sind geschehen. Ky ist geheilt.

Aber Indie, tot?

Ich habe so viele Bilder von Indie im Kopf. Indie, wie sie die Felswände in den Canyons hinaufklettert, das Boot den

Fluss hinuntersteuert, das Wespennest behutsam in der Hand hält. Wie kann sie nicht mehr da sein? Das kann ich mir nicht vorstellen. Das ist unmöglich.

Aber Ky glaubt es.

Ky ist zurückgekehrt.

Es bleibt jedoch keine Zeit, über das Wunder nachzudenken, dass er wieder aufgewacht ist, dass er aufrecht sitzt und ich seine Hand halte und mit ihm rede.

Stattdessen werden wir in Rekordzeit an Bord gedrängt, und nur kurze Zeit nach der Landung des Steuermannes im Dorf steigen wir wieder auf. Ich habe keine Gelegenheit, Anna für die Zwiebeln zu danken, mich von Eli zu verabschieden und Leyna, Colin und den anderen Dorfbewohnern zuzuwinken, als

sie uns abfliegen sehen, in der Hoffnung, dass wir wiederkehren, und zwar beim nächsten Mal mit Schiffen, die sie bis hinüber nach Anderland bringen.

Xander sitzt auf dem Platz des Kopiloten. Ky schnallen wir auf seiner Tragbahre im Frachtraum an, wo es am sichersten für ihn ist. Xander hat Tess und Noah erklärt, was er der Basislösung hinzugefügt hat, und sie haben ihm die Rezeptur für Okers Lösung überreicht. Auf diese Weise können wir den Forschern in den Provinzen erklären, was wir verwendet haben, und im Dorf kann mit der Heilung der übrigen Patienten begonnen werden.

Wieder arbeiten wir alle zusammen, um zu erreichen, was uns alleine viel mehr Zeit gekostet hätte.

»Durch uns habt ihr ja noch einen zusätzlichen Testlauf«, hat Leyna zum Steuermann gesagt. »Wenn du wiederkommst, haben wir alle Patienten geheilt, und du kannst sie zurück zu ihren Familien bringen.« Sie klang, als hätte sie niemals an Xander gezweifelt, als hätten sie nicht geplant, ihn in die Verbannung zu schicken oder Schlimmeres, weil er die Camassia-Arznei vernichtet hatte. Doch es stimmt, dass das Heilmittel dem Dorf gehört. Anna und Oker, Colin und Leyna, Tess und Noah – alle haben zu dessen Entwicklung beigetragen.

Beim Start sitze ich auf dem Platz des Boten, doch sobald wir in der Luft sind, schnalle ich mich ab, knie mich neben Ky und nehme seine Hand fest in meine. Er betrachtet eine Wand des Schiffes, und ich sehe, dass etwas daraufgezeichnet ist, ein richtiges Bild, nicht nur Kerben oder Markierungen. Leute stehen beisammen und blicken hinauf zum Himmel, der auf sie herunterzufallen scheint. Einige Leute – nicht alle – haben die Himmelsstücke aufgehoben und an die Lippen gesetzt.

»Sie trinken den Himmel«, erklärt Ky. »Das hat Indie darüber gesagt. Auch in einem unserer Schiffe war so ein Bild.« Er atmet tief durch. Seine Stimme klingt

schon kräftiger. »Das Bild erzählt, wie Sie dem Feind Wasser gebracht haben, damit er die Seuche überlebt, stimmt's?«, fragt er den Piloten.

Minutenlang antwortet der Steuermann nicht. Dann ertönt seine Stimme aus dem Lautsprecher im Frachtraum. Sie klingt leise und traurig, und ich denke bei mir, dass wir vielleicht zum ersten Mal seine wahre Stimme hören. »Die Gesellschaft hat uns weisgemacht, durch die Seuche würde der Feind krank und leicht zu besiegen«, erzählt der Steuermann. »Sie sagte, wir sollten die Feinde in Gefangenschaft nehmen. Doch als die Seuche ausbrach, erhielten wir den Befehl, uns nicht weiter um die Leute zu kümmern.«

»Und Sie haben sie sterben sehen«, sagt Xander.

»Ja«, bestätigt der Steuermann. »Als einige von uns das Risiko auf sich nahmen, den Bewohnern im Feindesland Wasser zu bringen, tranken manche es nicht einmal, obwohl eine Dürre herrschte. Sie trauten uns nicht. Warum auch? Jahrelang hatten wir uns gegenseitig umgebracht.«

Ich denke an diese durstigen Menschen, sterbende Menschen, die nichts als den Regen zu trinken hatten, der einfach nicht fallen wollte.

»Es hat also wirklich einen Feind gegeben«, sagt Ky. »Aber nachdem der besiegt war, übernahm die Erhebung

dessen Rolle. Haben Sie die Farmer auf der Hochebene in den Canyons getötet, um ihre Deckung zu wahren?«

»Nein«, erwidert der Steuermann. »Das war die Gesellschaft. Jahrelang missbrauchte die Gesellschaft die Bewohner der Äußeren Provinzen als Puffer zwischen den Hauptprovinzen und dem Feind.« Er räuspert sich. »Ich hätte begreifen sollen, dass wir nicht länger wahre Rebellen waren, als wir so viele Anomalien und Aberrationen dem sicheren Tod preisgaben. Wir redeten uns ein, die Zeit sei noch nicht reif, uns zu offenbaren, aber wir hätten es wenigstens versuchen sollen.«

Kys Hand, warm in der Dunkelheit, schließt sich fester um meine. Wenn die

Erhebung eingeschritten wäre, hätten so viele Menschen gerettet werden können! Kys Familie, Vick, der Junge, der die blaue Tablette nahm …

»Doch ihr müsst wissen, dass die Erhebung tatsächlich existiert«, fährt der Steuermann fort. »Die Wissenschaftler, die für die Resistenz gegen die Wirkung der roten Tablette gesorgt haben, waren echte Rebellen. Auch deine Urgroßmutter, Cassia, und noch viele andere, besonders beim Militär. Doch als wir begannen, die Gesellschaft zu unterwandern, unterwanderte sie uns ebenfalls. Inzwischen weiß man nicht mehr, wer zu wem gehört.«

»Aber wer hat das Virus in das

Trinkwasser der Städte geschleust?«, frage ich. »Wer hat versucht, die Erhebung zu sabotieren, wenn nicht die Gesellschaftssympathisanten oder diejenigen, die wollten, dass die Rebellion scheitert?«

»Es scheint«, sagt der Steuermann, »dass das Wasser von übereifrigen Unterstützern der Erhebung verseucht wurde, denen die Rebellion nicht schnell genug ging. Sie wollten ihr damit auf die Sprünge helfen.«

Eine ganze Weile lang sagt niemand mehr etwas. Wenn so etwas geschieht – wenn eine Art zu helfen nur Schaden zufügt, wenn eine Salbe Schmerzen statt Heilung verursacht –, wird deutlich, wie selbst gutgemeinte Entscheidungen

Schlimmes anrichten können.

»Aber warum hat die Gesellschaft die Erhebung nicht von vornherein zerschlagen, wenn sie von eurer Existenz wusste?«, fragt Xander und bricht damit das Schweigen. »Die Gesellschaft hätte alle Kranken mit ihren eigenen Mitteln heilen können – Oker hat mir erzählt, dass sie von Anfang an ein Heilmittel besaß. Warum hat die Gesellschaft nicht genug davon hergestellt, so dass sie die Ausbreitung der Seuche fördern und dann alle Kranken heilen konnte?«

»Die Gesellschaft hatte nicht die Absicht, die Erhebung zu zerschlagen«, bemerkt Ky, »weil sie mit ihr gemeinsame Sache machen wollte.«

Sobald er es ausspricht, weiß ich, dass er recht hat. Deswegen ist die Machtübernahme so glatt und unter so wenig Gewaltanwendung verlaufen.

»Wenn sie mit der Erhebung gemeinsame Sache machen wollte«, wende ich ein, »hätte sie doch auch das Ergebnis vorhersagen können.«

Das vorausberechnete Endergebnis. So hatte es meine Funktionärin damals zu Hause in Oria ausgedrückt. Das glaubte sie in meinem Fall bereits zu kennen, und die Gesellschaft bezog es stets in ihre Berechnungen ein.

»Die Gesellschaft hat herausgefunden, dass wir einige Leute gegen die Wirkung der roten Tablette resistent gemacht

hatten«, sagt der Steuermann.

»Mehr und mehr Leute konnten nicht mehr auf Kommando vergessen«, füge ich hinzu, und jetzt wird mir einiges klar. »Die Bevölkerung zeigte Anzeichen für den Wunsch nach Veränderung, einer Rebellion. Sie sollten eine bekommen, und die Gesellschaft blieb an der Macht, ohne dass das Volk – einschließlich vieler Rebellen – wusste, was wirklich geschehen war. Sie würden ein paar Veränderungen einführen, aber zum größten Teil würde alles so weiterlaufen wie gehabt.« Die Gesellschaft muss gewusst haben, dass die Bevölkerung irgendwann aufsässig werden würde. Sie könnte es sogar vorausberechnet haben. Und warum sollte man keine

Rebellion zulassen, wenn man das Ergebnis kennt und seine Macht anschließend einfach unter einem anderen Namen weiterhin ausüben kann? Warum hätte sie sich nicht die Erhebung, eine ursprünglich authentische Rebellenbewegung, zunutze machen sollen, um die Veränderungen plausibel erscheinen zu lassen? Sie wusste, dass die Leute an den Steuermann glaubten, und nutzte das aus.

Doch es ist nicht so gekommen, wie es die Gesellschaft geplant hat. Das Seuchenvirus mutiert, und die Leute wissen mehr und wollen mehr, als die Gesellschaft angenommen hatte, sogar diejenigen, die nicht resistent gegen die

Wirkung der roten Tablette sind. Leute wie ich.

Die Gesellschaft ist tot, auch wenn sie es noch nicht weiß.

Ich glaube an einen Neuanfang, genau wie so viele andere da draußen – die, die auf Papierfetzen schreiben, die sie dann in der Galerie ausstellen, die, die weiterhin hart in der Krankenpflege arbeiten, die, die zu glauben wagen, dass wir uns alle gemeinsam auf den Weg in eine neue, bessere Zukunft begeben können.

Wir schreiten leicht, wie Schnee wir stehen,
Die Wasser murmeln leis.

Flüsse, Wüsten, Berg und Meer
Sind von uns durchlaufen.

Ich schaue Ky an und schreibe in Gedanken das Ende des Gedichtes neu.

Doch all die Wege zählen kaum,
Zum Schluss ich zu Dir find.

Die Tür zum Frachtraum wird geöffnet, und Xander kommt zu uns. Hinter ihm fällt das Licht aus dem Cockpit durch die Öffnung. »Ich dachte, ich sollte mir Ky einmal ansehen«, sagt er. Ich lächle Xander an, und er erwidert mein

Lächeln, und einen Moment lang ist alles wie immer, genauso wie früher. Xander sieht mich mit schmerzlicher Sehnsucht an, und wir fliegen wild durch ein Leben, das jedem gehören könnte, und ich weiß, warum Ky Indies Kuss erwidert hat.

Doch dann ist es vorüber, und ich weiß mit großer Sicherheit, dass es zu spät für uns ist, für Xander und mich, in dieser Hinsicht. Nicht, weil ich ihn nicht mehr liebte, sondern, weil ich ihn nicht länger erreichen kann.

»Danke«, sage ich zu Xander, und es bedeutet dasselbe wie *Ich liebe dich*, mehr, als ich ihm jemals gestanden habe. Mich durchdringt eine dröhnende, tiefe, sehnsuchtsvolle Welle des Bedauerns.

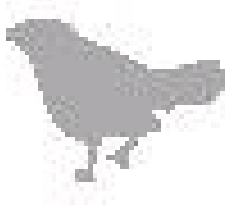
Denn letztendlich habe ich ihn nicht im Stich gelassen, weil ich nicht auch ihn liebte, sondern gerade, weil ich ihn liebe. Ich habe ihn im Stich gelassen, weil ich für ihn nicht tun konnte, was Ky für mich tun kann. Ich kann Xander nicht zeigen, frei zu sein.

Als wir in Camas landen, erfahre ich, dass ich bald schon wieder weiterfliegen werde. Wir haben nur so lange Aufenthalt, wie Xander zur Herstellung weiterer Heilmitteldosen braucht, damit ich sie mit nach Keya nehmen kann. Und obwohl ich mich nach der Rückkehr zu meiner Familie gesehnt habe, fällt es mir schwer, Ky und

Xander zurückzulassen.

»Ich komme bald wieder«, verspreche ich beiden, und tatsächlich werde ich schon in wenigen Stunden zurück sein, anstatt erst in Tagen oder Wochen. Dennoch sieht mich Ky betrübt an, und auch mir ist schwer ums Herz. Die vielen Abschiede haben ihre Spuren hinterlassen.

Auch Xander geht es so. In einer Hinsicht hatte Hunter recht. Wir alle mussten zu oft Abschied nehmen.



Wir landen auf einem langgestreckten

Feld, nicht mal einer Landebahn, nahe der kleinen Stadt, in der meine Eltern in Keya gewohnt haben. Als der Pilot, der Medic und ich das Schiff verlassen, werden wir schon von mehreren Personen erwartet. Eine von ihnen, die etwas kleiner ist als die anderen, rennt los, und ich renne ebenfalls.

Er fällt mir in die Arme. Er ist gewachsen, aber ich bin noch immer größer als er, ich, die Ältere, die nicht hier war, um ihn zu beschützen. »Bram«, bringe ich hervor, und dann ist meine Kehle so zugeschnürt, dass ich nichts mehr sagen kann.

Ein Offizier der Erhebung erscheint hinter ihm. »Wir haben ihn erst kurz vor Ihrer Ankunft gefunden.«

»Danke«, stoße ich hervor, und dann lehne ich mich ein wenig zurück und sehe mir Bram genauer an. Er starrt zu mir hinauf. Er ist furchtbar schmutzig und sehr dünn, und seine Augen haben sich verändert, sind dunkler geworden. Doch er ist immer noch derselbe wie früher. Ich drehe ihn um und stoße einen Seufzer der Erleichterung aus, als ich das rote Mal in seinem Nacken entdecke.

»Mama und Papa sind beide krank geworden«, erzählt Bram. »Obwohl sie geimpft waren.«

»Ich glaube, wir haben ein Heilmittel gefunden«, sage ich und atme tief durch. »Es ist noch nicht zu spät, oder? Weißt du, wo sie sind?«

»Ja«, sagt Bram und schüttelt dann den Kopf. Seine Augen füllen sich mit Tränen. und ich sehe ihm an, dass ich nicht mehr weiterfragen soll.

»Komm mit«, sagt er und rennt wieder los, so wie er es immer wollte, draußen im Freien, die Straßen der Stadt entlang. Kein Funktionär hält ihn auf, und auch wir anderen nicht, als wir unter einer gleißenden, unbarmherzigen Sonne durch die menschenleeren Straßen eilen.

Zu meiner Überraschung führt mich Bram in das winzige, leere Museum der Stadt, anstatt ins medizinische Zentrum. Die Vitrinen im Inneren sind alle aufgebrochen worden, die Glasscherben

allerdings weggefegt. Alle ausgestellten Artefakte sind gestohlen worden, und die Landkarte der Gesellschaft wurde beschrieben und verändert. Ich hätte mir gerne näher angesehen, was jetzt darauf eingezeichnet ist, aber wir haben keine Zeit.

Im ganzen Raum liegen Versunkene auf dem Boden. Einige Leute blicken auf, als wir hereinkommen, entspannen sich aber, als sie Bram sehen. Er gehört hierher.

»Im medizinischen Zentrum war kein Platz mehr«, erklärt Bram, »deswegen musste ich sie hierherbringen. Ich hatte Glück, weil ich Gegenstände zum Handeln hatte. Andere Leute mussten versuchen, so gut wie möglich zu Hause

zurechtzukommen. Hier haben wir aber wenigstens zeitweise Infusionsbeutel.«

Da liegt sie. Meine Mutter. Aber was ist mit *ihm*? Meinem Vater?

Bram kniet sich zu ihr.

Sie sieht aus, als wäre sie tief versunken. Ich muss eine Panikattacke unterdrücken. In ihrem kreidebleichen Gesicht bilden die Sommersprossen einen deutlichen Kontrast. Durch ihr Haar ziehen sich mehr graue Strähnen als in meiner Erinnerung, aber durch die offenen Augen sieht ihr Gesicht jung aus, verletzlich und unserer Hilfe bedürftig.

»Ich drehe sie alle zwei Stunden um, wie man es mir beigebracht hat«, erzählt Bram, »dadurch sind die offenen Stellen

an ihrem Körper verheilt. Sie waren wirklich schlimm.« Er spricht sehr schnell. »Aber schau mal, sie hat jetzt einen Infusionsbeutel. Das ist gut, oder? Die Dinger sind teuer.«

»Ja«, sage ich. »Das ist sehr gut.« Dann drücke ich ihn wieder an mich. »Wie hast du das geschafft?«, frage ich.

»Ich habe mit den Archivisten Geschäfte gemacht«, erzählt Bram.

»Ich dachte, die Archivisten wären alle verschwunden«, sage ich.

»Einige sind zurückgekommen«, erzählt Bram. »Die mit dem roten Mal haben wieder angefangen, Geschäfte zu machen.« Im Grunde hätte mich das nicht weiter überraschen sollen. Natürlich konnten einige der Versuchung nicht

widerstehen, wieder aus ihren Dingen Profit zu schlagen, als sie die Marktlücke erkannten.

Ich lehne mich dichter zu Bram hinüber und flüstere ihm zu: »Wir nehmen sie mit zurück.«

»Ist das nicht zu gefährlich?«, flüstert Bram zurück.

»Nein«, sagt der Medic der Erhebung. »Sie ist transportfähig. Ihr Zustand ist stabil, und sie zeigt keine Anzeichen für eine Lungenerkrankung.«

»Bram«, sage ich leise, »wir haben bisher noch nicht viel von dem Heilmittel. Die Erhebung glaubt, Mama könne ihr vielleicht helfen, daher soll sie als eine der Ersten das Heilmittel

erhalten.« Ich werfe einen Blick auf meine Mutter und ihre starren Augen. »Für Papa habe ich dasselbe erreicht, wo wir schon einmal hier sind. Aber wo ist er? Wo ist Papa?«

Bram antwortet nicht, sondern wendet nur den Blick ab.

»Bram«, frage ich noch einmal, »wo ist Papa? Weißt du es? Wir können ihn mitnehmen und behandeln, das hat man mir versprochen, aber wir haben nicht viel Zeit. Wir müssen ihn sofort holen!«

Da fängt Bram an zu weinen, mit tiefem, herzzerreißendem Schluchzen. »Sie bringen die Toten hinaus aufs Feld«, sagt er. »Nur diejenigen von uns, die immun sind, dürfen sie identifizieren.« Tränenüberströmt blickt

er zu mir auf. »Das habe ich für die Archivisten getan«, sagt er. »Ich habe für sie die Toten identifiziert.«

»Nein!«, stöhne ich entsetzt.

»Besser, als Geweberöhrchen zu verkaufen«, erwidert er. »Das ist der einzige andere gutbezahlte Job.« Seine Augen sind so anders – so viel älter, weil sie so viel mehr gesehen haben – und dennoch dieselben, mit diesem aufsässigen Funkeln, das ich so gut kenne. »Aber das wollte ich nicht. Die Röhrchen zu verkaufen ist heuchlerisch. Den Leuten zu sagen, ob ihre Freunde und Verwandten tot sind, ist viel ehrlicher.«

Er erschauert. »Die Archivisten

ließen mir die Wahl«, sagt er. »Ständig kommen Leute zu ihnen, die Informationen, Röhrchen oder Auskünfte darüber haben wollen, wo ihre Lieben sind. Also habe ich ihnen geholfen. Ich konnte die Leute finden, wenn ich ein Foto von ihnen hatte. Bezahlt wurde ich mit dem, was ich brauchte. Für mich selbst, und für Mama.«

Er hat alles in seiner Macht Stehende für unsere Mutter getan, und ich bin froh, dass er sie gerettet hat, aber der Preis war furchtbar hoch. Was hat er gesehen?

»Ich kam zu spät, um ihn zu retten«, sagt Bram.

Beinahe hätte ich Bram gefragt, ob er sich sicher ist, ja, fast hätte ich ihn beschworen, dass er sich irrt, aber er

weiß es genau. Er hat ihn gesehen.

Mein Vater ist tot. Das Heilmittel kommt zu spät für ihn.

»Wir müssen aufbrechen«, sagt der Medic, während er dem Wachmann hilft, meine Mutter auf eine Tragbahre zu laden. »Sofort!«

»Wo bringen Sie sie hin?«, fragt jemand auf der anderen Seite des Raumes, aber wir geben keine Antwort.

»Ist sie gestorben?«, ruft ein anderer. Ich höre den Menschen an, wie verzweifelt sie sind.

Wir schlängeln uns zwischen den Patienten hindurch, lassen sie zurück, und mir tut das Herz weh. *Wir kommen wieder!*, würde ich ihnen am liebsten

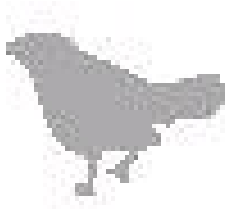
zurufen. *Und beim nächsten Mal bringen wir ausreichend Heilmittel für alle mit.*

»Was haben Sie anzubieten?«, fragt jemand und drängt sich zu uns durch. Ein Archivist. »Haben Sie eine andere Arznei? Wie viel ist sie wert?«

Der Offizier kümmert sich um ihn, während wir eilig das Museum verlassen.

Auf dem Schiff klettert Bram zusammen mit mir und dem Medic in den Frachtraum hinunter, wo der Medic meiner Mutter einen Tropf anlegt. Ich drücke Bram an mich. Er fängt an zu weinen und kann gar nicht wieder aufhören. Mir bricht das Herz, und ich glaube schon, seine Tränen würden nie

versiegen. Als er aufhört, wird es noch schlimmer, denn er fängt am ganzen Körper an zu zittern und zu zucken, und ich frage mich, wie jemand einen so großen Schmerz überleben kann. Zugleich wird mir bewusst, wie viel vom Leben noch vor mir liegt. Flehentlich wünsche ich mir, dass Bram neben seinem Schmerz auch dies empfindet, irgendwo inmitten seiner Verzweiflung, denn schließlich sind wir immer noch zusammen und können aufeinander bauen.



Als Bram einschläft, nehme ich die Hand meiner Mutter, und anstatt ihr die Blumennamen vorzusingen, wie ich es mir vorgestellt hatte, sage ich ihren Namen, weil mein Vater das getan hätte, wenn er hätte hier sein können. »Molly!«, sagte ich. »Wir sind hier.« Ich drücke ihr die Papierblume in die Hand, und ihre Finger zucken leicht. Ahnte sie, dass diese Pflanze uns heilen würde? Dass sie auf eine bestimmte Weise wichtig war? Oder wollte sie mir damit nur etwas Schönes schicken?

Was auch immer es war – die Blume hat ihren Zweck erfüllt.

Doch für meinen Vater kam ihre Hilfe zu spät.

Kapitel 55

Xander

»Das ist alles ganz natürlich für dich, oder?«, hat Lei einmal zu mir gesagt. Ich frage mich, ob die Medics, die mich das Heilmittel in den Infusionsschlauch spritzen sehen, genauso denken. Der Patient, den wir behandeln, ist ungefähr

zur gleichen Zeit versunken wie Ky – eine Bedingung für diese erste Testreihe des Heilmittels.

»Mehr brauchen Sie nicht zu tun«, erkläre ich den Medics. »Injizieren Sie das Heilmittel und warten Sie die Wirkung ab.«

Die Medics nicken. Sie machen das nicht zum ersten Mal, sondern haben mindestens ebenso viel Erfahrung wie ich mit der Behandlung der Patienten. Von damals, als ich hier gearbeitet und Willkommensansprachen gehalten habe, sind nicht mehr viele übrig. »Diese hundert Patienten sind die einzige Gruppe dieser Testreihe«, sage ich zu den Medics. »Wir versuchen, weitere Pflanzen zu finden. Wir kennen jedoch

mittlerweile die Struktur des Wirkstoffs, und die Forscher arbeiten Tag und Nacht an einer synthetischen Form. Sie brauchen sich aber momentan nur um die Patienten zu kümmern.

Sie müssen Ihnen alle zwei Stunden eine neue Dosis verabreichen«, fahre ich fort und deute dorthin, wo der Vorrat aufbewahrt wird – ein verschlossener Schrank, vor dem mehrere bewaffnete Wachen postiert sind. Ich weiß nicht, welcher Einheit sie angehören, nur, dass sie unter dem Befehl des Steuermanns stehen. »Die erste Besserung wird voraussichtlich nach der Gabe der zweiten Dosis eintreten. Wenn sie sich so schnell erholen, wie unser erster

Patient, erlangen sie schon nach wenigen Stunden die Fähigkeit zum Sprechen wieder, und nach zwei Tagen können sie aufstehen. Diese schnelle Rekonvaleszenz erwarte ich hier jedoch nicht. Achten Sie bitte darauf, mit dem Heilmittel sparsam umzugehen.«

Als müsste ich ihnen Ratschläge erteilen! Was wir brauchen, sind neue Pflanzen, und Cassias Mutter muss gesund werden. Doch sie war wochenlang versunken, wesentlich länger als Ky, und reagiert dementsprechend verzögert auf das Heilmittel. Der Steuermann hat Suchtrupps ausgeschickt, die Felder und Wiesen in der Umgebung von Camas City nach der Mormonentulpe

abzusuchen, mit dem Befehl, nicht alle Zwiebeln herauszuziehen, um noch Reserven zurückzubehalten.

Ob sie sich beherrschen können? Es ist nicht leicht, für die Zukunft vorzusorgen, wenn die Gegenwart so unsicher ist.

»Sie scheinen sich ja sehr sicher zu sein, dass das Heilmittel anschlagen wird«, bemerkt einer der Medics. Ihre Uniformen sind schmutzig, und alle wirken erschöpft. Manche kenne ich noch von früher, aber wir haben nicht eng zusammengearbeitet. Mir kommt es vor, als seien Jahre und nicht nur Wochen vergangen.

»Ich weiß nicht, wie lange ich es noch

hier ausgehalten hätte«, bemerkt ein anderer. »Jetzt haben wir einen guten Grund weiterzumachen.«

Ich wünschte, ich könnte bleiben, aber ich muss zurück zum Labor und die Pharmazeuten bei der Herstellung des Heilmittels beaufsichtigen. »Ich komme später wieder und helfe bei der Untersuchung der Patienten«, verspreche ich.

Die Medics beginnen mit dem Einsatz des Heilmittels. Meine Aufgabe hier ist vorerst beendet, und mir bleibt gerade noch genug Zeit, meine alte Station zu besuchen.

Leis Augen sind glasig, und sie riecht nach Desinfektionsmittel. Aber sie ist

kürzlich gedreht worden, und ihre langen schwarzen Haare sind ordentlich zu einem Zopf geflochten, so dass sie nicht im Weg sind. Noch immer hängen die Bilder über jedem Patienten. Mediziner und Pflegepersonal haben sich wirklich große Mühe gegeben.

Der Umgang mit Patienten ist für mich keineswegs immer ganz natürlich, hätte ich ihr gerne mitgeteilt, als ich das Heilmittel in ihren Infusionsschlauch injiziere. *Nicht in deinem Fall. Bitte komm zurück! Es würde mir so viel bedeuten, wenn du hier wärst.*

Ich verwende eine Dosis des Heilmittels, das ich im Dorf hergestellt habe. Ich habe nicht alles zur Analyse

und Synthese im Labor abgegeben, sondern einige Ampullen für Lei aufbewahrt. Da sie nicht sehr viel früher als Ky versunken ist, hat sie eine Chance, obwohl sie vorher nicht Okers Infusionen erhalten hat.

Ich höre Schritte hinter mir und drehe mich um. Es ist einer der Ärzte, mit dem ich damals zusammengearbeitet habe. »Ich wusste gar nicht, dass wir hier oben auch schon das neue Heilmittel erhalten«, sagt er.

»Noch ist es auch nicht so weit«, antworte ich, »denn die Testreihe wird an Patienten durchgeführt, die innerhalb eines bestimmten Zeitraums versunken sind. Sie lag knapp außerhalb.« Ich injiziere den Rest der Spritze und wende

mich wieder ihm zu. »Ich hatte aber noch ein paar Dosen übrig.« Ich halte ihm ein paar Ampullen hin. »Es kann eine Weile dauern, bis ich wiederkommen kann. Ich muss jetzt weiter an der Herstellung des Heilmittels arbeiten.«

Der Medic steckt die Ampullen in die Tasche seiner Uniform. »Ich gebe sie ihr«, verspricht er.

»Alle zwei Stunden«, sage ich. Ich kann mich nicht dazu überwinden, sie wieder allein zu lassen. Jetzt kann ich nachfühlen, wie es Cassia auf der Krankenstation bei Ky ergangen ist. Kann ich dem Medic trauen? Bestimmt würde er auch gerne einen bestimmten Menschen heilen, wenn er könnte.

»Ich verspreche, niemand anderen damit zu behandeln«, sagt der Medic. »Ich möchte mir ohnehin erst einmal ansehen, wie es wirkt.«

»Danke!«

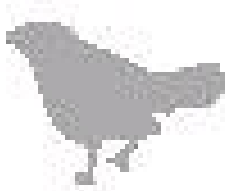
»Wirkt es denn?«

»Zu hundert Prozent bei unserer ersten Testgruppe.« Ich verschweige die Tatsache, dass es nur eine Testperson gab.

»Ich möchte Sie etwas fragen«, sagt der Medic. »Sind Sie der Steuermann?«

»Nein«, antworte ich. An der Tür halte ich noch einmal kurz inne und werfe einen letzten Blick auf Lei. Es war im Grunde nicht richtig, das Heilmittel sofort bei so vielen Patienten

anzuwenden, obwohl nur Ky es vorher erhalten hatte. Man sollte nicht einem einzigen Patienten so viel Bedeutung beimessen. Es ist nur ein Mensch. Andererseits kann ein einzelner Mensch alles bedeuten.



Die ersten Ergebnisse werden übertragen: *Sie erwachen. Ihr Zustand bessert sich.*

In Zahlen gesprochen heißt das: fünfundsiebzig von hundert Patienten können mit den Augen einer Bewegung folgen, drei haben gesprochen.

Dreiundachtzig Patienten zeigen deutliche Zeichen der Besserung – wenn sie auch noch nicht richtig sehen oder sprechen können, dann haben sich zumindest Durchblutung, Herzfrequenz und Atmung normalen Werten angenähert. Sie haben doppelt so lange wie Ky für diese Reaktion gebraucht, aber das Heilmittel wirkt auf jeden Fall.

»Siebzehn reagieren gar nicht«, berichtet der Chefarzt. »Wir vermuten, dass sie schon länger versunken sind als angenommen. Vielleicht hat es Fehler bei der Registrierung gegeben.«

»Versuchen Sie es weiterhin«, bitte ich. »Verabreichen Sie ihnen über zwei Tage hinweg das Heilmittel.«

Der Medic nickt. Ich gebe die

Informationen via Miniterminal an den Steuermann weiter. »Was meinst du?«, fragt er.

»Ich finde, wir sollten nicht länger warten«, sage ich. »Die Herstellung des Heilmittels ist inzwischen gesichert, und die Wissenschaftler können Labore in ihren Heimatorten anleiten, die wir noch einrichten müssen. Allerdings ist es uns noch nicht gelungen, den Wirkstoff synthetisch herzustellen. Haben Sie genug Zwiebeln?«

»Für den Anfang auf jeden Fall«, antwortet er. »Aber wir brauchen mehr.«

»Sie haben ja die Ergebnisse gesehen«, sage ich. »Die Zeit wird knapp!«

»Was sollen wir deiner Meinung zuerst tun?«, fragt er. »Das Heilmittel schon jetzt in andere Städte schicken oder hier beginnen und dann den Kreis erweitern?«

»Ich weiß es nicht«, antworte ich. »Fragen Sie Cassia. Sie kann das am besten beurteilen. Ich gehe jetzt wieder ins medizinische Zentrum und sehe nach den Patienten.«

»In Ordnung«, sagt der Steuermann.

Ich gehe wieder hinüber ins medizinische Zentrum. Natürlich muss ich noch nach einer anderen Patientin sehen. Von ihr habe ich bisher nichts gehört, weil sie nicht zu den offiziellen Testpersonen zählt und ihre Daten nicht

im Bericht enthalten sind. Die anderen Ärzte nicken mir zu, als ich hereinkomme, kümmern sich dann aber nicht weiter um mich, worüber ich froh bin.

Über ihrem Bett hängt noch dasselbe Bild, das mit dem fischenden Mädchen. Lei schaut hinauf auf das Wasser, und ich lächle für alle Fälle. »Lei«, sage ich, und mehr bringe ich nicht heraus, denn ihre Augen bewegen sich ein klein wenig und richten sich auf mich.

Sie ist da!

Sie sieht mich!

Kapitel 56

Cassia

»Frage deine Mutter nicht sofort nach den Blumen oder nach deinem Vater«, rät Xander. »Lass ihr etwas Zeit. Ich weiß, dass alle sagen, wir hätten keine Zeit, aber sie war wesentlich länger versunken als Ky. Wir müssen behutsam

mit ihr umgehen.«

Also höre ich auf ihn und stelle ihr keine Fragen. Ich sitze einfach nur bei ihr, zusammen mit Bram, und wir halten ihre Hände und sagen ihr, dass wir sie liebhaben. Und tatsächlich wirkt das Heilmittel bei meiner Mutter. Sie scheint sich zu freuen, dass ich da bin und dass sie Bram wiedersieht, aber sie verliert in gewissen Abständen immer wieder das Bewusstsein. Ihre Wiederkehr gestaltet sich anders als die von Ky. Sie war länger versunken.

Aber sie ist stark. Nach einigen Tagen kehrt ihre Stimme wieder, erst nur ein Flüstern, ein Keim des Anfangs. *»Ihr seid beide gesund«*, haucht sie. Bram legt den Kopf neben sie auf das Kissen

und schließt die Augen.

»Ja«, sage ich.

»Wir haben dir ein Päckchen geschickt«, sagt sie. »Hast du es bekommen?« Sie sieht den Medic an, der ihre Infusion wechselt, und ich merke, dass sie nicht in seiner Gegenwart sprechen will. Und sie erwähnt meinen Vater nicht. Hat sie Angst, nach ihm zu fragen, weil sie die Wahrheit nicht wissen will?

»Schon gut«, beruhige ich sie. »Wir können hier offen reden. Und das Päckchen habe ich bekommen. Danke für den Mikrochip – und für die Blume …« Ich halte einen Moment inne, weil ich sie nicht drängen will, aber die

Gelegenheit scheint günstig zu sein. Sie hat das Geschenk selbst zur Sprache gebracht. »Es ist eine Mormonentulpe, richtig?«

Sie lächelt. »Ja«, sagt sie. »Dass du dich daran noch erinnerst!«

»Ich habe sie in der freien Natur wachsen sehen«, erzähle ich. »Und sie sind genauso schön, wie du sie mir beschrieben hast.«

Sie klammert sich an diese Unterhaltung über Blumen, wie ich es getan habe, als ich verängstigt und allein war. Wenn man von Blumen und Blütenblättern singt und spricht, die nach einer langen Zeit der Winterruhe wiederkehren, hat man keine Zeit, darüber nachzudenken, was nicht mehr

wiederkehren wird.

»Du warst in Sonoma?«, fragt sie. »Wann?«

»Nein, dort war ich nicht«, erwidere ich. »Ich habe sie anderswo gesehen. Hast du sie in Sonoma gesehen?«

»Ja«, sagt sie ohne jedes Zögern oder eine Spur der Unsicherheit. »Etwas außerhalb einer kleinen Stadt namens Vale.«

Ich sehe den Medic an, und er nickt mir kurz zu, bevor er aus dem Zimmer schlüpft, um die Information weiterzugeben. Das Feld lag in Sonoma. Meine Mutter hat sich daran erinnert.

Ich habe so viele Fragen an sie, aber für heute reicht es. »Ich bin so froh, dass

du wieder da bist!«, sage ich, lege den Kopf auf ihre Schulter, und wir drei sind zusammen – ohne ihn.

»Hast du den Mikrochip noch?«, fragt sie mich später. »Könnte ich ihn mir noch einmal ansehen?«

»Ja«, sage ich, rücke meinen Stuhl näher an ihr Bett heran und halte das Miniterminal hoch, damit sie den Bildschirm sehen kann.

Da erscheinen wieder die Bilder: Großvater mit seinen Eltern, mit meiner Großmutter, mit meinem Vater.

»Zum Abschied hat Samuel Reyes nach herrschender Sitte eine Liste seiner Lieblingserinnerungen an seine noch lebenden Verwandten

zusammengestellt«, spricht die Historikerin, die die Chronik kommentiert.

»Seine Lieblingserinnerung an seine Schwiegertochter Molly war der Tag ihrer ersten Begegnung.« Die Stimme der Historikerin klingt voll und stolz, als sei dies eine Bestätigung für die Bedeutung des Paarens, was es, vermute ich, auch ist. Aber auch ein Plädoyer für die Liebe. Mein Großvater hat meinen Vater losgelassen und ihn seine eigene Wahl treffen lassen.

Meiner Mutter laufen die Tränen in Strömen über das Gesicht. Inzwischen sind alle tot, die bei diesem Zusammentreffen dabei waren. Meine

Großmutter, die sagte, meine Mutter habe noch immer die Sonne im Gesicht. Mein Großvater, mein Vater.

»Seine Lieblingserinnerung an seinen Sohn Abran betrifft den Tag, an dem sie ihren ersten richtigen Streit hatten.«

Diesmal halte ich den Mikrochip an dieser Stelle an. Warum hat Großvater so eine Erinnerung ausgewählt? Ich habe so viele Erinnerungen an meinen Vater – sein Lachen, das Leuchten in seinen Augen, wenn er von seiner Arbeit erzählte, die Intensität, mit der er meine Mutter liebte, die Spiele, die er uns beigebracht hat. Mein Vater war in erster Linie ein liebevoller Mensch, und obwohl Großvaters Gedicht zu etwas anderem riet, hoffe ich, dass er auf

sanfte Weise in die Nacht gegangen ist.

»Warum?«, frage ich leise. »Warum hat Großvater so etwas über Papa gesagt?«

»Ja, merkwürdig, nicht wahr?«, sagt meine Mutter, und als ich sie ansehe, hat sie mir das Gesicht zugedreht, und Tränen laufen ihr über die Wangen. Sie weiß, dass er tot ist, obwohl sie nicht nach ihm gefragt hat und wir es ihr nicht erzählt haben.

»Ja«, sage ich.

»Diese Erinnerung stammt aus einer Zeit, bevor ich euren Vater kennengelernt habe«, berichtet meine Mutter. »Aber er hat mir erzählt, wie es dazu gekommen ist.« Sie hält inne und

legt eine Hand auf ihre Brust. Ich glaube, ohne ihn fällt ihr das Atmen schwer, etwas in ihr ertrinkt noch in dem Verlust. »Dein Vater hat mir erzählt, dass Großvater dir seine Gedichte hinterlassen hat, Cassia«, sagt sie. »Er hat auch versucht, sie deinem Vater zu schenken.«

Jetzt bleibt mir die Luft weg. »Wirklich?«, flüstere ich. »Hat Papa sie gelesen?«

»Nur einmal«, antwortet meine Mutter. »Dann hat er sie ihm wieder zurückgegeben. Er wollte sie nicht haben.«

»Aber warum denn nicht?«

Meine Mutter schüttelt den Kopf. »Mir hat er immer erzählt, er habe es

deshalb getan, weil er in der Gesellschaft glücklich war. Er wollte ein Leben in Sicherheit. Er wollte annehmen, was die Gesellschaft ihm bieten konnte. Diese Wahl hat er getroffen.«

»Was hat Großvater getan?«, frage ich. Ich stelle mir vor, wie es sein muss, jemandem ein solches Geschenk zu machen und es zurückzuerhalten. Eltern überreichen oft Geschenke, die nicht angenommen werden. Großvater versuchte, meinem Vater die Gedichte zu geben und ihm von der Rebellion zu erzählen. Meine Eltern versuchten, mir ein Leben in Sicherheit zu schenken.

»Damals gerieten sie in einen Streit«,

fährt meine Mutter fort. »Deine Urgroßmutter hatte die Gedichte gerettet, und ihnen haftete das Erbe der Rebellion an. Abran hielt es für zu gefährlich, sie aufzubewahren, und warf deinem Großvater vor, zu hohe Risiken einzugehen. Schließlich akzeptierte Großvater die Entscheidung seines Sohnes.« Sie nimmt die Hand von der Brust und atmet tiefer durch.

»Wusstest du, dass Großvater sie mir geben würde?«, frage ich.

»Wir haben es uns gedacht.«

»Warum habt ihr ihn nicht daran gehindert?«

»Weil wir dir nicht die Entscheidung abnehmen wollten«, antwortet meine Mutter.

»Großvater hat mir aber nie von der Erhebung erzählt«, sage ich.

»Ich glaube, er wollte, dass du deinen eigenen Weg findest«, sagt meine Mutter lächelnd. »In dieser Hinsicht war er ein wahrer Rebell. Ich glaube, deswegen hat er den Streit mit deinem Vater als Erinnerung ausgewählt. Obwohl er sich über die Auseinandersetzung aufregte, sah er später ein, dass dein Vater Stärke gezeigt hatte, indem er seinen eigenen Weg einschlug, und dafür bewunderte er ihn.«

Ich verstehe jetzt, warum mein Vater den letzten Wunsch meines Großvaters – seine Gewebeprobe zu zerstören – erfüllen musste, obwohl er mit dieser

Entscheidung nicht einverstanden war. Jetzt war er an der Reihe, eine gefällte Entscheidung zu respektieren und zu ehren. Dieses Geschenk übertrug mein Vater auch auf mich: *Cassia, ich bin stolz auf dich, weil du das getan hast, wozu ich zu ängstlich war.*

»Deswegen hat uns die Erhebung nicht gegen die rote Tablette immun gemacht«, sagt Bram zu mir. »Weil sie unseren Vater für schwach hielt. Sie dachten, er sei ein Verräter.«

»Bram!«, tadele ich ihn.

»Ich habe nicht gesagt, dass ich das geglaubt habe«, erwidert Bram. »Die Erhebung hat sich geirrt.«

Ich sehe meine Mutter an. Ihre Augen sind geschlossen. »Bitte«, sagt sie,

»spielt den Rest ab.«

Ich betätige die Taste des Miniterminals, und die Historikerin redet weiter.

»Seine Lieblingserinnerung an seinen Enkel Bram war dessen erstes Wort«, berichtet die Historikerin. »Es lautete: *mehr!*«

Bram lächelt ein wenig.

»Seine Lieblingserinnerung an seine Enkelin Cassia«, fährt die Historikerin fort, und ich lehne mich nach vorn, »war die an den roten Gartentag.«

Das war alles. Der Bildschirm wird schwarz.

Meine Mutter öffnet die Augen. »Dein Vater ist tot«, sagt sie mit zitternden

Lippen.

»Ich weiß«, sage ich.

»Er ist gestorben, als du versunken warst«, erzählt Bram meiner Mutter. Sein Lächeln ist verschwunden, und seine Stimme klingt schleppend und traurig, müde vom Überbringen dieser furchtbaren Nachricht.

»Ich weiß«, sagt meine Mutter und lächelt unter Tränen. »Er hat mir auf Wiedersehen gesagt.«

»Wie?«, fragt Bram.

»Ich weiß es nicht«, sagt sie. »Aber er hat es getan. Während ich versunken war, habe ich ihn gesehen. Er war da, und dann ist er fortgegangen.«

»Ich habe gesehen, dass er tot ist, aber nicht so wie du«, sagt Bram. »Ich habe

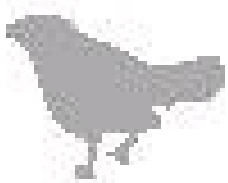
seine Leiche gefunden.«

»O nein, Bram!«, flüstert meine Mutter gequält. »Nein, nein!«, wiederholt sie und drückt meinen Bruder eng an sich. »Es tut mir leid, es tut mir so schrecklich leid!«

Meine Mutter hält Bram ganz fest. Ich atme heiser ein, wie man es tut, wenn der Schmerz so groß ist, dass man nicht weinen kann; wenn man keine Tränen vergießt, weil man nur aus Schmerz besteht, und, wenn man ihn herausließe, aufhören würde zu existieren. Ich möchte etwas tun, um den Schmerz zu lindern, auch wenn ich weiß, dass ich nichts an der Tatsache ändern kann, dass mein Vater tot und begraben ist.

Meine Mutter sieht mich flehentlich an. »Könntest du mir bitte irgendeine Pflanze holen? Irgendetwas, das wächst?«

»Natürlich«, sage ich.



Ich kenne mich nicht so gut mit Pflanzen aus wie meine Mutter, daher bin ich mir nicht sicher, was ich im kleinen Park des medizinischen Zentrums ausgrabe, ob es Unkraut ist oder eine Blume. Aber ich glaube, sie wird sich so oder so darüber freuen – sie möchte, ja, braucht unbedingt etwas, um die Sterilität ihres

Raumes und die Leere eines Lebens ohne meinen Vater zu lindern.

Ich falte den Alu-Essensbehälter zu einer Art Schale, schöpfe Erde hinein und grabe die Pflanze vorsichtig aus.

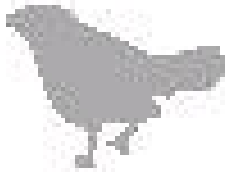
Die Wurzeln hängen herunter, manche dick, andere so dünn, dass der Wind durch sie hindurchfährt wie durch Laub. Als ich aufstehe, sind meine Knie schmutzig und meine Hände voll dunkler Erde. Ich bringe meiner Mutter eine Pflanze, weil es keine Möglichkeit gibt, ihr meinen Vater wiederzubringen. Ich kann verstehen, warum viele Leute die Reagenzgläser mit den Gewebeproben haben wollten – ich bin, wie sie, verzweifelt auf der Suche nach etwas, woran ich mich klammern kann.

Als ich so dastehe, kommt auf einmal das fehlende Mittelstück der Erinnerung an den roten Gartentag aus dem Nebel meines Gedächtnis.

Meine Mutter, mein Vater, Großvater, seine Gewebeprobe, Pappelsamen, wilde Blumen, Papierblumen, pralle Knospen, die grüne Tablette, der rote Gartentag, Kys blaue Augen – plötzlich bringt Großvaters Eselsbrücke mit dem »roten Gartentag« mich wieder auf den richtigen Weg, und ich folge ihm an Blättern und Zweigen entlang bis hinunter zu den Wurzeln.

Mir stockt der Atem, und ich weiß wieder …

Alles.



Die Hände meiner Mutter sind voller schwarzer Erde, aber ich kann die weißen Linien ihrer Handflächen erkennen, als sie die Setzlinge herauszieht. Wir stehen im Gewächshaus des Arboretums; das Glasdach über uns und die schwülheiße Atmosphäre im Inneren lassen uns die frühlingshafte Morgenkühle draußen vergessen.

»Bram hat es rechtzeitig in die Schule geschafft«, erzähle ich.

Sie sagt: »Danke, dass du mir Bescheid gibst«, und lächelt mich an. An den wenigen Tagen, an denen sie

und Papa früh zur Arbeit müssen, bin ich dafür verantwortlich, dass mein jüngerer Bruder pünktlich den frühen Airtrain zur Schule erwischt. »Wo gehst du denn jetzt hin? Du hast ja noch ein bisschen Zeit, bevor du zur Arbeit musst.«

»Vielleicht schaue ich mal bei Großvater vorbei«, sage ich. Heute ist es ausnahmsweise erlaubt, vom üblichen Weg abzuweichen, weil Großvaters Letztes Bankett kurz bevorsteht. Und ich warte auf meinen Paarungsball. Wir haben so viel zu bereden!

»Tu das«, sagt sie. Sie pflanzt Setzlinge aus den Röhrchen, in denen sie gekeimt haben und die in

ordentlichen Reihen auf Tabletts stehen, in ihre neuen Behausungen um, kleine Töpfe mit Erde. Sie hebt einen Setzling heraus.

»Der hat aber noch nicht viele Wurzeln«, bemerke ich.

»Noch nicht«, erwidert sie. »Aber die kommen schon noch.«

Ich hauche ihr einen Kuss auf die Wange und mache mich auf den Weg. Es wird nicht gern gesehen, dass ich mich länger an ihrer Arbeitsstelle aufhalte, und ich muss meinen Airtrain erwischen. Dass ich mit Bram zusammen früh aufgestanden bin, hat mir etwas Zeit verschafft, aber nicht viel.

Der launische Frühlingswind schiebt mich hierhin, zieht mich dorthin. Er wirbelt einige der übriggebliebenen Herbstblätter hoch in die Luft, und wenn ich zum Airtrain-Bahnsteig hinaufstiege und hinunterspränge, würde er mich vielleicht trudelnd mit emportragen.

Immer, wenn ich mir vorstelle zu fallen, denke ich automatisch ans Fliegen.

Bestimmt könnte ich fliegen, wenn ich mir Flügel bauen könnte.

Als ich auf dem Weg zur Airtrain-Haltestelle das Dickicht des Hügels passiere, spricht mich eine Frau an, eine Arbeiterin mit Erde an den Knien

ihrer Zivilhose, so wie meine Mutter nach der Arbeit. »Cassia Reyes?«, fragt sie. Sie ist jung, nur wenige Jahre älter als ich, und sie hält eine Pflanze in der Hand, von der Wurzeln herunterhängen. Jätet sie oder pflanzt sie?, frage ich mich.

»Ja?«, antworte ich.

»Ich muss mit Ihnen reden«, sagt die Frau. Ein Mann kommt hinter ihr den Hügel herunter. Er ist im selben Alter wie sie, und unwillkürlich denke ich: Sie würden ein schönes Paar abgeben. *Ich habe nie die Erlaubnis erhalten, den Hügel zu besteigen, und betrachte das dichte Unterholz und die Bäume im Hintergrund. Wie es an einem so wilden Ort sein mag?*

»Wir möchten, dass Sie einige Daten für uns sortieren«, sagt der Mann.

»Tut mir leid«, erwidere ich, »ich sortiere nur bei der Arbeit.« Die beiden sind weder Funktionäre noch Vorgesetzte oder Aufseher. Sie wollen mich dazu bringen, die Regeln zu brechen, und das tue ich nicht, schon gar nicht für Fremde.

»Sie könnten damit Ihrem Großvater helfen«, sagt die Frau.

Ich bleibe stehen.

»Es gibt da ein Problem«, sagt sie. »Möglicherweise ist er doch kein Kandidat für die Gewebekonservierung.«

»Das kann doch nicht wahr sein!«,

erwidere ich.

»Ich befürchte, das ist es«, sagt der Mann. »Wir haben Beweise dafür, dass er die Gesellschaft bestohlen hat.«

Lachend frage ich: »Was soll er denn gestohlen haben?« Großvater hat so gut wie nichts in seiner Wohnung.

»Der Diebstahl ist schon lange her«, sagt die Frau, »als er noch auf den Restaurierungsbaustellen gearbeitet hat.«

Der Mann hält mir einen Datenpod hin. Er ist alt, aber die Bilder auf dem Display deutlich erkennbar. Sie zeigen Großvater, als er noch jünger war, wie er Artefakte in der Hand hält. Dann zeigen sie den jüngeren Großvater, wie er in einem bewaldeten Gebiet die

Artefakte vergräbt. »Wo ist das?«, frage ich.

»Hier«, antworten sie. »Auf dem Hügel.«

Die Bilder wiederholen sich über viele Jahre hinweg. Mein Großvater altert, als ich sie durchsehe. Er hat das sehr, sehr lange betrieben.

»Und die Gesellschaft hat jetzt erst diese Aufnahmen gefunden?«, frage ich.

»Die Gesellschaft hat keine Ahnung«, sagt die Frau. »Und wir würden es auch gerne dabei belassen, damit er sein Abschiedsbankett und seine Gewebeprobe erhält. Aber dafür fordern wir eine Gegenleistung von

Ihnen. Wenn Sie sich weigern, zeigen wir ihn an.«

Ich schüttele den Kopf und sage: »Ich glaube Ihnen nicht. Diese Bilder könnten gefälscht sein. Sie könnten das alles nur erfunden haben.« Doch mein Herz schlägt ein bisschen schneller. Ich will nicht, dass Großvater in Schwierigkeiten gerät. Der Gedanke an seine Gewebeprobe ist das Einzige, was den Schmerz wegen seines bevorstehenden Abschiedsbanketts erträglich macht.

»Fragen Sie doch Ihren Großvater«, sagt der Mann. »Er wird Ihnen die Wahrheit sagen. Aber Sie haben nicht viel Zeit. Die Sortierung, bei der wir Hilfe brauchen, findet heute statt.«

»Sie haben die falsche Person angesprochen«, wehre ich mich. »Ich bin noch in der Ausbildung. Ich habe nicht einmal meine endgültige Arbeitsstelle.«

Ich sollte sie einfach ignorieren oder anzeigen. Aber sie haben mich beunruhigt. Angenommen, sie wenden sich mit ihren Behauptungen – ob wahr oder nicht – an die Gesellschaft? Plötzlich erfüllt mich eine wilde Hoffnung: Ob die Gesellschaft Großvaters Bankett während der Ermittlungen verschieben würde? Könnten wir dadurch etwas mehr Zeit gewinnen? Doch dann wird mir klar, dass das nicht geschehen wird. Die

Gesellschaft wird das Bankett und die Entnahme der Gewebeprobe wie geplant durchführen, und wenn sie genügend Beweise gegen meinen Großvater hat, unter Umständen die Gewebeprobe zerstören.

»Wir möchten, dass Sie der Sortierung Daten hinzufügen«, erklärt der Mann.

»Aber das ist unmöglich«, erwidere ich. »Bei meiner Arbeit sortiere ich nur vorgegebene Daten. Ich gebe keine neuen ein.«

»Das brauchen Sie auch nicht«, beruhigt mich die Frau. »Sie brauchen sich nur in einen existierenden Datensatz einzuloggen und einige dieser Daten zu übertragen.«

»Auch das ist unmöglich«, erwidere ich. »Ich habe doch gar nicht die entsprechenden Passwörter. Ich kann nur die vorgegebenen Informationen einsehen.«

»Wir haben einen Code, der Ihnen erlauben wird, weitere Daten heranzuziehen«, sagt der Mann. »Er wird Ihnen ermöglichen, sich in den Mainframe der Gesellschaft einzuloggen, während Sie deren Daten sortieren.«

Ich bleibe stehen und höre mir an, was sie von mir wollen. Als sie geendet haben, fühle ich mich seltsam schwindelig, als hätte mich der Wind tatsächlich hochgehoben und

herumgewirbelt. Geschieht das wirklich? Werde ich tun, was sie von mir verlangen?

»Warum haben Sie ausgerechnet mich ausgewählt?«, frage ich.

»Weil Sie allen Kriterien entsprechen«, sagt er. »Und Sie sind für die Sortierung heute eingeteilt.«

»Außerdem gehören Sie zu den Schnellsten«, sagt die Frau. »Und den Besten.« Dann fügt sie noch etwas hinzu, das in etwa klingt wie: »Und Sie werden vergessen.«

Nachdem sie mir erklärt haben, was sie von mir wollen, bleibt mir nur noch sehr wenig Zeit. Dennoch steige ich an der Haltestelle in der Nähe von

Großvaters Wohnung aus. Ich muss unbedingt mit ihm reden, bevor ich eine Entscheidung fälle. Außerdem haben die Leute im Arboretum in einer Hinsicht recht: Großvater wird mir die Wahrheit sagen.

Er ist draußen im Garten, und als er mich entdeckt, sieht er überrascht und glücklich aus. Ich erwidere sein Lächeln, habe aber keine Zeit zu verlieren. »Ich muss gleich zur Arbeit«, sage ich. »Aber ich muss dich unbedingt etwas fragen.«

»Schieß los«, sagt er. »Was ist denn?« Sein Blick ist klug und scharfsinnig.

»Hast du jemals«, frage ich ihn,

»etwas an dich genommen, was nicht dir gehörte?«

Er antwortet mir nicht, und ein Funke Überraschung blitzt in seinen Augen auf. Ich kann nicht feststellen, ob ihn eher meine Frage verwundert oder dass ich überhaupt davon weiß. Dann nickt er.

»Eigentum der Gesellschaft«, flüstere ich, so leise, dass ich mich selbst kaum hören kann.

Doch er versteht mich. Er liest mir die Wörter von den Lippen ab. »Ja«, antwortet er.

Ich sehe ihm an, dass er mir noch mehr zu sagen hat. Aber ich will es gar nicht hören. Ich weiß genug. Wenn er das eine schon zugibt, könnten die

Behauptungen der Fremden wahr und seine Gewebeprobe in Gefahr sein.

»Ich komme nachher wieder«, verspreche ich, drehe mich um und renne den Weg hinunter, unter den Bäumen mit den roten Knospen entlang.

Bei der Arbeit ist heute einiges anders. Norah, meine Ausbilderin, ist nirgends zu finden, und viele Kollegen im Sortierzentrum kenne ich gar nicht.

Sobald wir alle unsere Plätze eingenommen haben, übernimmt ein Funktionär das Kommando. »Die Sortierung heute ist etwas Besonderes«, verkündet er. »Es handelt

sich um eine exponentielle, paarweise Auswahl von Personendaten aus einer Teilmenge der Gesellschaft.«

Die Leute im Arboretum hatten recht. Genau diese Art von Sortierung haben sie für heute vorausgesagt. Dazu haben sie mir einiges erzählt, von dem die Gesellschaft nichts weiß. Die Frau im Arboretum sagte, die Daten seien die Grundlage für das bevorstehende Paarungsbankett. Mein Paarungsbankett. Die Gesellschaft sollte nicht erst so kurz vor dem Ball die Daten vergleichen, und die beiden Leute vom Arboretum haben sich beklagt, dass die Gesellschaft einige Paarungswillige absichtlich nicht in den Pool eingespeist habe. Ihre Daten

seien in den Datenbanken der Gesellschaft gespeichert, doch sie würden übergangen. Wenn ich tue, was der Mann und die Frau vom Arboretum von mir verlangen, werde ich das ändern.

Sie sagten, diese Personen gehörten in den Pool, und es sei unfair, sie auszugrenzen – genauso unfair, wie Großvater seine Gewebeprobe zu verweigern.

Ich tue es für Großvater, aber auch für mich. Ich möchte meinen idealen Partner erhalten, und dazu brauche ich alle verfügbaren Daten.

Als ich mir zu den zusätzlichen Daten Zugang verschaffe und kein

Alarm ausgelöst wird, stoße ich insgeheim einen Seufzer der Erleichterung aus. Einerseits meinetwegen, weil ich nicht erwischt werde, und andererseits wegen derjenigen, die jetzt gerechterweise wieder in den Pool gelangen.

Wir erhalten die Daten in Form von Zahlen, so dass ich keine Namen erfahre oder wem die Daten zugeordnet sind. Ich weiß nur, welche Übereinstimmungen ein ideales Paar ergeben und zusammengehören, weil das vorgegeben ist. Den Ablauf der Sortierung verändere ich nicht, ich füge nur dem Datenpool etwas hinzu.

Ich dachte, die Gesellschaft würde für diese Arbeit speziell ausgebildete

Sortierer in der Hauptstadt beschäftigen. Aber sie setzt uns ein. Warum wohl? Ich denke daran, nach welchen Kriterien mich die Leute vom Arboretum als ideal für diese Aufgabe bezeichnet haben. Ich bin schnell, ich bin gut und ... ich werde vergessen? Was sollte das denn heißen?

»Wird man nicht die Spur der Veränderung bis zu mir zurückverfolgen?«, habe ich die Leute im Arboretum gefragt.

»Nein«, antwortete die Frau. »Wir haben die Paarungs-Logs infiltriert und können Ihre Auswahl umleiten, so dass sie eine andere Identifikationsnummer anstelle der

Ihrigen erhält. Falls später Ermittlungen angestellt werden, wird es so aussehen, als wären Sie gar nicht da gewesen.«

»Aber meine Ausbilderin weiß doch Bescheid!«, protestierte ich.

»Ihre Ausbilderin wird bei dieser Sortierung nicht zugegen sein«, erwiderte der Mann.

»Und die Funktionäre ...«

Die Frau unterbrach mich. »Die Funktionäre werden sich weder an Gesichter noch an Namen erinnern«, sagte sie. »Für sie sind Sie nichts als Roboter. Wenn wir Ihr Bild und Ihre Identifikationsnummer vertauschen, werden sie nicht mehr wissen, dass Sie dort gewesen sind.«

Da erkannte ich, warum die Gesellschaft der Technik nicht vertraut. Sie kann ausgetrickst und manipuliert werden. Genau wie Menschen, denen die Gesellschaft ebenfalls nicht vertraut.

»Aber die anderen Sortierer ...«, wende ich ein.

»Vertrauen Sie uns«, sagte der Mann. »Sie werden sich ebenfalls nicht an dich erinnern.«

Endlich sind wir fertig.

Ich blicke vom Bildschirm auf. Zum ersten Mal begegnet mein Blick dem der anderen, die an dieser Sortierung gearbeitet haben. Ich bin nervös. Der Mann und die Frau irren sich. Heute

war alles anders als sonst, für alle Sortierer hier im Raum. Ich werde mich auf jeden Fall an die anderen erinnern – die junge Frau mit den Sommersprossen, den Mann mit den müden Augen. Und sie würden mich wiedererkennen.

Man wird mir auf die Schliche kommen.

»Bitte«, sagt einer der Funktionäre, die vorne im Raum stehen, »nehmen Sie Ihre roten Tabletten aus dem Behälter. Schlucken Sie sie nicht, bis jemand zu Ihnen kommt und Sie dabei beaufsichtigt.«

Alle im Raum atmen erschrocken ein. Aber wir befolgen den Befehl. Ich klopfe die Tablette auf meine

Handfläche. Seit Jahren höre ich Gerüchte über die Rote, aber ich bin nie wirklich davon ausgegangen, dass ich sie nehmen müsste. Was wird geschehen, wenn ich es tue?

Der Funktionär steht vor mir. Ich zögere, bin kurz vor einer Panikattacke.

»Jetzt«, sagt er, und ich werfe die Tablette in meinen Mund und schlucke sie herunter.

In meinem Mund liegt der schwache Geschmack von Tränen, und ich sitze im Airtrain nach Hause, ohne so recht zu wissen, wie ich hierhergekommen bin oder was tagsüber geschehen ist.

Ich habe ein ungutes Gefühl, aber ich weiß, dass ich zu Großvater wollte. Ich muss ihn sehen. Ich kann an nichts anderes denken. Großvater. Geht es ihm gut?

»Wo warst du?«, fragt er, als ich bei ihm ankomme.

»Bei der Arbeit«, antworte ich, weil ich weiß, dass ich da war. Aber ich bin völlig aus dem Gleichgewicht und kann mich nicht daran erinnern, wie der Tag abgelaufen ist. Bei Großvater zu sein tut mir jedoch gut. Draußen ist es wunderschön.

Für eine ganz kurze Zeit im Frühling leuchten sowohl die Knospen an den Bäumen als auch die Blumen am Boden

rot. Die Luft ist kühl und warm zugleich. Großvater beobachtet mich, die Augen klar und entschlossen.

Er fragt: »Erinnerst du dich daran, was ich dir einmal über die grüne Tablette gesagt habe?«

»Ja«, antworte ich. »Du hast gesagt, ich sei stark genug, um ohne sie auszukommen.«

»Grünfläche, grüne Tablette«, sagt er und wiederholt, was er damals bereits gesagt hat. »Grüne Augen, grünes Mädchen.«

»Diesen Tag werde ich nie vergessen«, sage ich.

»Aber du hast Schwierigkeiten, dich an den heutigen zu erinnern«, sagt er mit wissendem, mitfühlendem Blick.

»Stimmt«, sage ich. »Warum?«

Großvater antwortet mir nicht, jedenfalls nicht direkt. Stattdessen sagt er: »Früher gab es einen Ausdruck dafür, wenn man einen Tag nicht vergessen wollte. Man sagte dann: ›Das muss ich mir rot im Kalender anstreichen.‹ Ein roter Tag im Kalender. Kannst du dir das merken?«

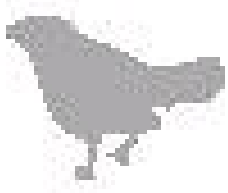
»Ich weiß nicht«, sage ich und presse die Hände an den Kopf. Ich fühle mich durcheinander, und mir ist schwindelig. Großvaters Gesichtsausdruck ist traurig, aber entschlossen. Seine Entschlossenheit greift auf mich über.

Ich blicke mich um und betrachte die

roten Blüten und Blumen. Dann schlage ich vor: »Wie wäre es, wenn wir stattdessen ›ein roter Gartentag‹ sagen würden?«

»Einverstanden«, sagt Großvater. »Ein roter Gartentag. Ein denkwürdiger Tag.«

Er neigt sich näher zu mir und fügt hinzu: »Es wird dir schwerfallen, dich daran zu erinnern. Sogar die jetzige Situation wird mit der Zeit verschwimmen. Aber du bist stark. Du wirst dir alles ins Gedächtnis zurückrufen.«



Und das habe ich. Dank Großvater. Er hat den roten Gartentag wie ein Fähnchen an meine Erinnerung geheftet, so wie Ky und ich damals die bruchgefährdeten Bäume auf dem Hügel mit roten Tuchstreifen markierten.

Großvater konnte mir nicht alle Erinnerungen wiedergeben, weil ich ihm nie erzählen konnte, was ich getan habe, aber er konnte sie mir teilweise schenken, so dass ich ermessen konnte, was ich verloren habe. Er gab mir einen Schlüssel dazu. *Der rote Gartentag.* Alles Übrige kann ich wie Trittsteine im Wasser nach und nach rekonstruieren, bis ich es hinüber ans andere Ufer schaffe, wo ich meine Erinnerung

wiederfinde.

Großvater vertraute mir und dachte, ich könnte zur Rebellin werden. Tatsächlich habe ich mich immer wieder in Kleinigkeiten widersetzt, obwohl ich an die Gesellschaft glaubte. Ich denke daran, wie ich für Bram ein Spiel auf seinem Schreibcomputer designt habe, als wir klein waren, und wie wütend ich war, als ich den Bissen von dem Kuchen bei meinem Paarungsbankett aß. Wie Xander und ich den Funktionären nichts davon erzählten, als er eines Tages seinen Tablettenbehälter im Schwimmbad verloren hatte. Wie wir die Vorschriften verletzten, indem wir Em die grüne Tablette gaben.

Die Leute, die mich damals

angesprochen haben, müssen von der Erhebung gekommen sein. Ich tat, was sie verlangten, weil sie Großvater bedrohten. Ich habe zusätzliche Personendaten in den Paarungspool eingespeist. Damals wusste ich nicht, um welche Gruppe von Personen es ging. Ich hatte keine Ahnung, dass es Aberrationen waren.

Sowohl die Erhebung als auch die Gesellschaft haben mich benutzt, weil sie wussten, dass ich alles vergessen würde. Die Gesellschaft wusste, dass ich den Sortiervorgang und seine zeitliche Nähe zum Paarungsball vergessen würde, und die Erhebung wusste, dass ich sie nicht verraten

würde, weil ich mich nicht einmal mehr daran erinnern würde, was ich getan hatte. Der Steuermann hat es sogar auf unserem Flug nach Endstein erwähnt: »Du hast uns schon einmal geholfen«, sagte er, »obwohl du dich nicht mehr daran erinnern kannst.«

Doch jetzt weiß ich es wieder.

Warum hat die Erhebung die Aberrationen in den Pool geschleust? Hoffte sie, dass die, die durchschlüpften, reklassifiziert werden würden? Oder wollten sie einfach die Abläufe der Gesellschaft sabotieren?

Und unter welchen Gesichtspunkten hat die Gesellschaft damals mich und die anderen Sortierer ausgewählt?

Im Schlepptau der ersten Erinnerung

steigt eine andere in mir auf.

Ich habe noch einmal eine Paarung durchgeführt, in Central!

Und zwar ist es an dem Tag geschehen, an dem ich das Stück Papier mit der Botschaft an mich selbst – Erinnere dich! – in meinem Ärmel fand. Die Gesellschaft war durch die Seuche in Bedrängnis geraten, und alles blieb liegen wegen der vielen Versunkenen. Wie lange hat die Gesellschaft Leute wie mich benutzt, um die Sortierung für die Paarungsbälle durchzuführen, und ihnen anschließend rote Tabletten verabreicht, damit sie die Eile und diese Vorbereitungen in letzter Minute vergaßen?

Meine Funktionärin wusste nicht, wer Ky in den Datenpool geschleust hatte.

Aber ich weiß es jetzt. Ich bin Spezialistin für Analysen und Deduktionen.

Ich war es.

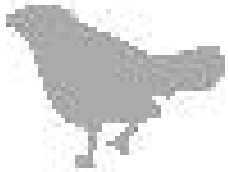
Ich habe ihn eingespeist, ohne zu wissen, was ich tat. Und dann hat irgendjemand – ich selbst oder einer meiner Kollegen – ihn und Xander mit mir gepaart.

Hat meine Funktionärin das jemals herausgefunden? Hat sie das als Endergebnis vorausberechnet? Ob sie überhaupt die Seuche überlebt hat?

Waren von allen Männern in der Gesellschaft wirklich Ky und Xander

diejenigen, die am besten zu mir passten? Hätte die Gesellschaft nicht registrieren müssen, dass ich zwei Partner hatte, oder hätte nicht ein Sicherheitssystem in einem solchen Fall Alarm schlagen müssen? Oder hatte die Gesellschaft nicht einmal ein Notprogramm für so etwas, weil sie glaubte, es sei zu unwahrscheinlich? Vertraute sie auf ihre Unfehlbarkeit und ihre Überzeugung, es könne immer nur einen perfekten Partner für jeden geben?

So viele Fragen, auf die ich womöglich niemals eine Antwort erhalten werde.



Ich möchte meine Mutter nicht überanstrengen, weil sie doch gerade erst erwacht ist, aber sie ist stark. Genau wie mein Vater es war. Ich erkenne jetzt, wie viel Mut es erfordert, sich für das Leben zu entscheiden, das man sich wünscht, wie auch immer es aussehen mag.

»Großvater«, sage ich. »Er war Mitglied der Erhebung. Und er hat die Gesellschaft bestohlen.«

Meine Mutter nimmt die Pflanze von mir an und nickt. »Ja«, bestätigt sie. »Er hat Artefakte von der Restaurationsbaustelle entwendet, auf

der er arbeitete. Aber er stahl sie nicht der Gesellschaft oder zum Nutzen der Erhebung. Er tat es aus persönlichen Gründen.«

»War er ein Archivist?«, frage ich besorgt.

»Nein«, antwortet meine Mutter, »aber er hat durchaus mit den Gegenständen gehandelt.«

»Warum?«, frage ich. »Was hat er so sehr begehrt?«

»Es war nicht zu seinem eigenen Vorteil«, berichtigt meine Mutter. »Er hat die Sachen verkauft, um den Anomalien und Aberrationen zur Flucht aus den Provinzen zu verhelfen.«

Kein Wunder, dass Großvater so überrascht reagiert hat, als ich ihm von

dem Mikrochip erzählte und davon, dass ich mit einer Aberration gepaart worden war. Er hoffte, sie hätten sich bereits alle in Sicherheit gebracht.

Die Ironie ist nicht zu übersehen. Großvater versuchte diesen Leuten zu helfen, indem er ihnen ermöglichte, die Gesellschaft zu verlassen, während ich sie in den Paarungspool einfließen ließ. Wir beide waren überzeugt, das Richtige getan zu haben.

Sowohl die Gesellschaft als auch die Erhebung hat mich benutzt, als ich praktisch für sie war, und mich fallengelassen, als ich lästig wurde. Großvater dagegen wusste immer, dass ich stark bin, und hat unter allen

Umständen an mich geglaubt. Er glaubte, ich käme ohne die grüne Tablette aus und könne trotz der roten Tablette meine Erinnerungen zurückgewinnen. Was er wohl dazu sagen würde, dass ich sogar die blaue überlebt habe?

Kapitel 57

Ky

»Wir haben einen Hinweis«, sagt der Steuermann.

Worauf, brauche ich nicht zu fragen. Ein Hinweis gilt immer einer möglichen Fundstelle der Blume, aus der wir das Heilmittel gewinnen.

»Wo?«, frage ich.

»Ich schicke die Koordinaten«, sagt der Steuermann, und der Drucker im Control Panel spuckt Informationen aus. »In der Nähe einer kleinen Stadt in Sonoma.«

Aus dieser Provinz stammte Indie. »Liegt das am Meer?«, frage ich.

»Nein«, erwidert der Steuermann, »in der Wüste. Aber unsere Informantin war sich ganz sicher. Sie hat sich an den Namen der Stadt erinnert.«

»Und wer ist die Informantin?«, frage ich, obwohl ich glaube, es bereits zu wissen.

»Cassias Mutter«, antwortet der Steuermann. »Sie ist aufgewacht.«

Als ich von Osten her anfliege, sehe ich von oben ausgedehnte Felder außerhalb der Stadt. Sie sind alle umgepflügt. Der Morgentau bedeckt die Äcker, und wenn die Sonne im richtigen Winkel darauf scheint, glitzern sie wie die See.

Ich ermahne mich, meine Hoffnungen nicht zu hoch zu schrauben. Wir haben schon mehrfach geglaubt, Felder der Heilpflanze gefunden zu haben, und dann waren es nur einige wenige Blumen.

Einige Zeilen des Gedichts von Dylan Thomas kommen mir in den Sinn:

Wer seines schwachen Tuns rühmt
künftige Pracht

Im Sinken, hätt nur grünes Blühn
gedauert,
Im Sterbelicht ist doppelt zornentfacht.

Dies könnte das Sinken herbeiführen – es ist unsere letzte Chance, eine große Anzahl von Kranken zu heilen, bevor sie zu tief versinken. Unser Tun – mein Fliegen, Cassias Datenanalyse und Xanders Heilen – wird entweder künftige Pracht entfalten oder nur ein kurzes, grünes Blühn gewesen sein.

Zwei Luftschiffe stehen neben dem Feld.

Nach außen hin zögere ich nicht und gehe sofort in den Sinkflug. Doch innerlich überkommt mich jedes Mal

Misstrauen, wenn ich andere Schiffe warten sehe. Wer fliegt sie? Die Sympathisanten der Gesellschaft verhalten sich augenblicklich ruhig, und der Steuermann und seine Erhebung scheinen wieder fest im Sattel zu sitzen, dank des Heilmittels, das er aus den Bergen mitgebracht hat. Seine Leute sorgen für einen geregelten Ablauf, und unter ihrer Aufsicht werden die letzten Nahrungsmittelreserven verteilt. Diejenigen, die nicht erkrankt sind, bleiben zu Hause, die Resistenten helfen den Kranken, und es herrscht eine schwankende, unbeständige Ordnung. Momentan wird der Steuermann von den Piloten und Offizieren ausreichend respektiert, um ihre Gefolgschaft zu

sichern, und die Gesellschaft wahrt den Frieden, um die Suche nach Pflanzen für das Heilmittel nicht zu gefährden. Doch eines Tages wird die Gesellschaft zurückkehren. Und eines Tages wird die Bevölkerung entscheiden müssen, was sie will.

Doch erst müssen wir genügend Leute heilen.

Ich lande auf der langen, verlassenen Straße, neben der auch die anderen Schiffe stehen.

Der Steuermann kommt mir entgegen, und von der Stadt her sehe ich ein Aircar herbeischweben.

»Die Offiziere haben jemanden aufgetrieben, der uns möglicherweise

helfen kann«, erklärt der Steuermann. »Er hat den Mann gekannt, der diese Felder angepflanzt hat, und ist bereit, uns darüber Auskunft zu geben.«

Zu zweit durchqueren wir den grasbewachsenen Graben zwischen dem Feld und der staubigen Straße. Stacheldrahtspiralen verwehren uns den Zugang zum Acker. Aber ich erkenne bereits die Tulpen.

Sie ragen in merkwürdigen Winkeln aus den Erdhaufen und Furchen des umgepflügten Feldes hervor, aber es sind unverkennbar Mormonentulpen – weiße Blumen, die wie Wimpel die heilenden Zwiebeln anzeigen. Ich greife durch den Zaun und biege eine Blüte zu uns hin. Sie ist perfekt: drei

geschwungene Blütenblätter mit roten Ansätzen.

»Die Gesellschaft hat sie letztes Jahr untergepflügt«, berichtet der Mann aus der Stadt, der hinter uns tritt. »Aber im Frühling sind alle wieder rausgekommen.« Er schüttelt den Kopf. »Ich weiß nicht, wie viele von uns das überhaupt bemerkt oder den Weg hier herausgefunden haben, wegen der Seuche.«

»Die Zwiebeln sind essbar«, sagt der Steuermann. »Wussten Sie das?«

»Nein«, sagt der Mann.

»Wer hat die Felder angepflanzt, bevor die Gesellschaft sie umgepflügt hat?«, fragt der Steuermann.

»Ein Mann namens Jacob Childs«, sagt der Informant. »Eigentlich sollte ich mich nicht mehr daran erinnern, dass die Felder umgepflügt wurden, aber ich habe es nicht vergessen. Und ich sollte auch nicht mehr wissen, dass Jacob deportiert wurde. Aber ich weiß es noch.«

»So viele Zwiebeln wie möglich müssen geerntet werden, aber möglichst sorgfältig«, sagt der Steuermann. »Können Sie uns dabei helfen? Kennen Sie Leute, die zu dieser Arbeit bereit wären?«

»Schon«, sagt der Mann, »aber nicht viele. Die meisten sind krank oder leben im Versteck.«

»Wir bringen auch unsere eigenen Leute mit«, sagt der Steuermann. »Aber wir müssen sofort anfangen.«

Ein leichter Wind wiegt die Blumen. Wie kleine Wellen kräuseln sie sich in ihrem grünen Bett aus Gras.

Einige Tage später, als ich erneut eine Ladung Heilpflanzen nach Central fliege, meldet sich der Steuermann wieder. Sowohl seine Stimme aus dem Lautsprecher als auch der Zeitpunkt wundern mich – weiß er, was ich vorhabe? Meine Flugroute sollte mich bisher eigentlich nicht verraten haben. Die vorgegebene Strecke ist ideal, denn sie führt mich ganz nahe an dem Ort

vorbei, an dem ich etwas Dringendes zu erledigen habe.

»Es gibt keine Aufzeichnungen über einen Mann namens Jacob Childs«, berichtet der Steuermann. »Er ist spurlos verschwunden.«

»Das überrascht mich nicht«, antworte ich. »Ich bin mir sicher, dass die Gesellschaft keine Zeit verloren hat, ihn zu reklassifizieren und in den sicheren Tod zu schicken.«

»Ich habe auch nach dem Verbleib von Patrick und Aida Markham forschen lassen«, erzählt mir der Steuermann. »Doch auch über sie findet sich kein Eintrag in den Datenbanken, weder in denen der Gesellschaft noch in denen der Erhebung.«

»Danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben«, sage ich. Viele von uns sind auf der Suche nach Verwandten, doch die Möglichkeiten der Recherche sind begrenzt, keiner hat genug Zeit.

»Leider kann ich dich auch im Moment nicht freistellen, um nach ihnen zu suchen«, fährt der Steuermann fort. »Wir brauchen dich und dein Schiff noch für den Transport der Heilpflanzen.«

»Das verstehe ich«, sage ich. »Ich kann in meiner Freizeit nach ihnen Ausschau halten.«

»Du hast bis auf weiteres keine Freizeit«, erwidert der Steuermann. »Deine Ruhepausen brauchst du, um dich richtig zu erholen. In erschöpftem

Zustand darfst du nicht fliegen.«

»Aber ich muss sie finden!«, protestiere ich. Ich verdanke meinen Stiefeltern alles. Von Anna habe ich erfahren, was Patrick und Aida für mich gegeben und geopfert haben – mehr noch, als ich mir vorgestellt habe. Ich stelle dem Steuermann eine Frage, die ich bisher nicht zu stellen gewagt habe. »Gibt es denn niemanden, nach dem *Sie* noch auf der Suche sind?«

Ich bin zu weit gegangen. Der Steuermann antwortet mir nicht.

Ich blicke hinunter auf die dunkle Landschaft, und dann kommen die Lichter in Sicht, genau da, wo ich sie erwartet habe.

In den Wochen, in denen ich die

Heilmitteltransporte geflogen habe, bin ich in jeder Provinz mehrmals gelandet.

Außer in Oria.

Der Steuermann erlaubt nach wie vor keinem der Piloten, seine Heimatprovinz anzufliegen, aus Sorge, wir könnten unsere Lieben dort bei der Verteilung des Heilmittels bevorzugen und den Plan durcheinanderbringen.

»Es gab Menschen, die ich wiedersehen wollte«, sagt der Steuermann nach einer Weile, »aber ich wusste, wo ich sie suchen musste. Deine Suche gleicht der nach einem Stein im Sisyphus-Fluss. Du weißt nicht einmal, wo du anfangen sollst. Es würde momentan zu viel Zeit verschlingen.

Später kannst du dich ganz darauf konzentrieren.«

Ich antworte ihm nicht. Wir wissen beide, dass »später« oft »zu spät« bedeutet.

Das Heilmittel wirkt, und Cassia analysiert die Daten so perfekt, dass sie uns genau sagen kann, wo unser nächster Einsatzort sein soll. Wir retten ein Maximum von Kranken. Sie berät uns, und die Computer und anderen Sortierer überprüfen ihre Angaben. Ihr Verstand ist so scharf und klar, dass ihr keiner das Wasser reichen kann.

Doch leider können wir nicht alle retten. Etwa elf Prozent der Versunkenen wachen nicht wieder auf, andere erliegen Sekundärinfektionen.

Ich gehe in den Sinkflug.

»Ich dachte, ich hätte mich deutlich ausgedrückt!«, schnarrt der Steuermann. »Du kannst jetzt nicht nach ihnen suchen!«

»Ich habe verstanden«, bestätige ich. »Ich werde niemanden sterben lassen, nur weil ich mich auf eine aussichtslose Jagd begebe.«

»Was soll das also?«, fragt der Steuermann.

»Ich muss hier zwischenlanden«, erwidere ich.

»Sie sind nicht in Oria«, sagt der Steuermann. »Dort haben wir alles abgesucht, und Cassia hat berechnet, dass ihre Anwesenheit in dieser Provinz

äußerst unwahrscheinlich ist.«

»Am wahrscheinlichsten ist es ihren Berechnungen nach, dass sie in den Äußeren Provinzen umgekommen sind, stimmt's?«, frage ich.

Der Steuermann schweigt zunächst und antwortet dann: »Richtig.«

Ich kreise, bis ich einen geeigneten Landeplatz gefunden habe. Als ich den Hügel überfliege, schießt mir die Frage durch den Kopf, wo die grüne Seide von Cassias Kleid wohl sein mag – ein kleines, zerschlissenes Banner unter freiem Himmel. Vergraben in der Erde. Von der Sonne ausgebleicht. Blutend im Regen. Umhergeweht vom Wind.

»Oria ist immer noch unsicher, und du bist wichtig für uns«, sagt der

Steuermann. »Kehr um!«

»Ich brauche nicht lange«, verspreche ich, wende das Schiff und setze zur Landung an. Dieses Schiff ist keines von denen, die der Steuermann fliegt. Man kann nicht auf Propellerflug umschalten und dadurch präziser landen.

Die Straße ist kaum lang genug, aber ich kenne sie bis auf den Quadratzentimeter genau. Jahrelang bin ich sie täglich entlanggegangen. Zusammen mit Patrick und Aida, die sich meist an den Händen hielten.

Die Räder berühren den Boden, und die Bremsklappen des Schiffs verringern die Geschwindigkeit. Häuser rasen vorbei, werden langsamer, und am Ende

der Straße bringe ich das Schiff gerade noch rechtzeitig zum Stehen. Durch das Cockpitfenster könnte ich die Bewohner des Hauses vor mir erkennen, wenn sie nicht die Fensterläden geschlossen hätten.

Ich steige aus und renne so schnell ich kann. Ich muss nur wenige Häuser passieren, bis ich mein Ziel erreiche. Der Vorgarten ist ungepflegt und von Blumen und Unkraut überwuchert. Ich stehe vor der Tür des Hauses, in dem Em gewohnt hat. Die Fensterscheiben sind zerbrochen. Ich schaue hindurch, aber das Haus ist leer, und zwar schon so lange, dass sich trockene Blätter auf dem Fußboden angesammelt haben. Sie müssen aus einer anderen Siedlung hier

herübergeweht sein, denn bei uns wachsen keine Bäume mehr.

Ich gehe weiter.

Als ich versunken war, habe ich gehört, was Anna über meine Eltern, Patrick, Aida und Matthew erzählt hat. Meine Mutter und mein Vater konnten mich nicht ausfliegen lassen, daher sandten sie mich nach ihrem Tod ins Innere der Gesellschaft, in der Hoffnung, dort sei ich geschützt. Und Patrick und Aida nahmen mich auf und liebten mich wie ihren eigenen Sohn.

Nie werde ich Aidas Schreie und Patricks Gesichtsausdruck vergessen, als mich die Funktionäre abführten, und für immer werde ich daran denken, wie sie

mich und einander umklammerten.

Die Gesellschaft wusste, was sie tat, als sie Patrick und Aida paarte.

Wenn ich mit Cassia gepaart worden wäre, hätte ich sicher sein können, ein gutes Leben zu erwarten, und zwar größtenteils an ihrer Seite. Hätte ich in diesem Fall die nötige Kraft aufgebracht, gegen die Gesellschaft zu rebellieren?

Xander hat es getan.

Ich gehe den Weg durch den Vorgarten entlang und klopfe an die Tür des Hauses, in dem er einst gewohnt hat.

Kapitel 58

Xander

In den letzten Wochen konnten wir mehrere Erfolge bei der Herstellung des Heilmittels erzielen. Zuerst entdeckten wir die Felder, von denen uns Cassias Mutter berichtete, und die uns erlaubten, das Mittel in größeren Mengen

herzustellen und die Kranken schnellstmöglich damit zu behandeln. Dann fanden wir heraus, wie man die Proteine der Mormonentulpe im Labor synthetisieren kann. Die besten Wissenschaftler der Erhebung und der Gesellschaft haben sich zusammengeschlossen, um diese Durchbrüche zu ermöglichen.

Bisher hat es etwas genützt. Der Bevölkerung geht es besser. Und sollte das mutierte Virus wieder um sich greifen, haben wir ein Mittel dagegen. Falls es nicht weiter mutiert. Doch die Analysen haben ergeben, dass wir das Schlimmste hinter uns haben. Ich würde den Daten nicht trauen, wenn Cassia sie nicht ermittelt hätte.

Wir sind auf dem Weg in eine neue Ära: Sobald die Kranken geheilt sind, wird das Volk entscheiden müssen, in welcher Welt es leben will. Keine Ahnung, ob wir diesen Wandel ebenso gut bewältigen werden wie die Seuche.

»Du hast die Welt gerettet«, sagt mein Vater gerne.

»Reines Glück«, erwidere ich dann. »Unsere Familie hatte doch immer das Glück auf ihrer Seite.«

Das ist tatsächlich so. Man braucht sich meine Familie nur einmal anzusehen. Mein Bruder ist nach dem Ausbruch der Seuche in Oria City in die Siedlung zurückgekehrt, und dort sind er und meine Eltern fast bis zum Schluss

gesund geblieben. Als sie dann doch erkrankten, traf Ky gerade rechtzeitig ein, um sie hierherzubringen, damit wir sie heilen konnten.

»Wir haben versucht, den Zusammenhalt in der Siedlung aufrechtzuerhalten«, erzählt mein Vater.

Das muss man ihm wirklich hoch anrechnen. Er gehörte zu denen, die die Nahrungsmittel rationierten und aufteilten und sich umeinander kümmerten, so lange sie konnten.

Sie haben im Grunde nichts falsch gemacht. Meine Familie hat immer daran geglaubt, wenn man nur hart genug arbeite und sich an die Gesetze hielte, würde schon alles gut werden. Natürlich sind sie nicht dumm und wissen, dass

das nicht immer klappt. Sie haben Schreckliches mit ansehen müssen und sind davon gezeichnet. Aber wahres Leid haben sie nicht erlebt.

Außerdem bin ich ein Heuchler, denn auch mir ist nichts wirklich Schlimmes zugestoßen. Im Gegensatz zu Ky, dessen ganze Familie ausgelöscht wurde, und Cassia, die ihren Vater verloren hat. Wir, die Carrows, sind ungeschoren davongekommen. Uns allen geht es gut. Sogar meinem Bruder, der sich entgegen meinen Erwartungen nie der Erhebung angeschlossen hat. Ja, ich habe mich in vielen Dingen geirrt.

Doch das Heilmittel, das wir hergestellt haben, wirkt.

Als es Zeit für meine Pause ist, verlasse ich das medizinische Zentrum und spaziere hinunter zum Fluss, der mitten durch Camas City fließt. Jetzt, wo die Barrikade verschwunden und das Virus unter Kontrolle ist, wandern die Leute wieder an den Ufern entlang. Ganz in der Nähe des medizinischen Zentrums führt eine Betontreppe zum Wasser hinunter.

Ky und Cassia gehen manchmal dorthin, wenn er von einer Mission zurückgekehrt ist, und einmal habe ich ihn allein dort angetroffen, als er auf das Wasser starrte.

Ich setzte mich neben ihn. »Ich danke dir«, sagte ich. Ich sah ihn zum ersten

Mal wieder, nachdem er meine Eltern eingeflogen hatte, damit sie das Heilmittel erhalten konnten.

Ky nickte. »Meine eigene Familie konnte ich nicht retten«, sagte er. »Da musste ich wenigstens deiner helfen.«

»Und das hast du getan«, erwiderte ich und versuchte, dabei meine Verbitterung zu verbergen. »Du hast sie gerettet, nachdem die Gesellschaft sie im Stich gelassen hatte.«

Ky zog die Augenbrauen hoch.

»Ich bin froh, dass sie wieder aufgewacht sind«, sagte ich. »Und ich werde dir für den Rest meines Lebens nie vergessen, dass du sie geholt hast. Wer weiß, wie lange es sonst gedauert hätte, bis sie behandelt worden wären?«

»Das war ja wohl das Mindeste«, erwiderte Ky. »Du und Cassia, ihr habt mich schließlich geheilt.«

»Woher wusstest du, dass du sie liebst?«, fragte ich Ky. »Als du dich damals in sie verliebt hast, kannte sie dich kaum und wusste nichts über deine Herkunft.«

Ky ließ sich mit seiner Antwort Zeit. Er blickte hinaus über das Wasser. »Einmal musste ich eine Leiche in einen Fluss bringen«, sagte er schließlich, »vor meiner Flucht aus dem Lockvogeldorf. Eine Aberration war früher als von der Gesellschaft geplant gestorben, und die Wachen zwangen uns, die Leiche zu beseitigen. Damals habe

ich meinen Freund Vick kennengelernt.«

Ich nickte. Von Vick hatte ich schon gehört.

»Vick hatte sich in ein Mädchen verliebt, das er niemals offiziell hätte zur Frau nehmen dürfen«, fuhr Ky fort. »Er ist letztendlich für seine Liebe gestorben.« Dann sah mich Ky an und sagte: »Nachdem meine Familie umgekommen war, wollte ich weiterleben. Aber ich hatte nicht das Gefühl, wirklich am Leben zu sein, bis ich sie getroffen habe.«

»Aber du wusstest doch, dass sie dich nicht *wirklich* kannte?«

»Stimmt«, sagte Ky, »aber ich hatte das Gefühl, dass sie mich irgendwann kennen würde.«

Ich steige die breiten Stufen zum Ufer hinunter. Diesmal sitzt nicht Ky da, sondern jemand anders. Es ist Lei mit ihrem langen, schwarzen Haar.

Ich habe sie seit Tagen nicht gesehen, bin ihr nicht einmal flüchtig begegnet. Nach ihrer Heilung hat sie ihre Arbeit im medizinischen Zentrum wieder aufgenommen, und seitdem haben sich unsere Wege selten gekreuzt. Und wenn, nickten wir uns lächelnd zu und sagten hallo. Vermutlich weiß sie, dass ich an dem Heilmittel arbeite, aber noch hatte ich keine Gelegenheit, mit ihr zu reden.

Ich zögere, aber sie blickt lächelnd zu mir auf und bedeutet mir,

näherzukommen. Ich setze mich neben sie und komme mir dämlich vor. Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll.

Aber sie weiß es. »Wo bist du gewesen?«, fragt sie mich.

»In den Bergen«, antworte ich. »Der Steuermann hat einige von uns ausgeflogen, und dort haben wir das Heilmittel gefunden.«

»Du hast es gefunden«, berichtigt sie mich.

»Nein«, erwidere ich, »es war Cassia.«

»Deine Partnerin«, sagt sie.

»Ja«, sage ich. »Sie hat überlebt, und es geht ihr gut. Sie ist auch hier.«

»Ich glaube, ich habe sie gesehen«, sagt Lei, »als sie sich mit dir unterhalten

hat.« Sie blickt mir in die Augen, auf der Suche nach dem, was ich ihr verschwiegen habe.

»Sie liebt einen anderen«, sage ich.

Lei legt sanft ihre Hand auf meine, ganz kurz nur. »Tut mir leid für dich«, sagt sie.

»Und dein Partner?«, frage ich. »Hast du etwas über ihn in Erfahrung gebracht?«

Sie wendet das Gesicht ab, und als ihr Haar über ihren Rücken und Nacken schwingt, denke ich daran, wie wir uns damals im medizinischen Zentrum gegenseitig auf das Mal untersucht haben. »Er ist gestorben«, antwortet sie, »noch bevor die Seuche ausgebrochen

ist.«

»Mein Beileid«, sage ich.

»Ich habe es schon geahnt, bevor ich die offizielle Bestätigung erhielt«, sagt Lei. »Ich glaube, ich habe es gespürt.« Sie wendet sich um und sieht mich wieder an. Ihre Stimme bringt etwas in mir zum Schwingen, wie schon so oft. Sie hat einen wunderbaren Klang. Ich würde sie gerne singen hören. »Das hört sich für dich bestimmt lächerlich an«, sagt sie.

»Nein, keineswegs«, erwidere ich.

Etwas platscht ins Wasser, und ich erschrecke ein wenig.

»Ein Fisch«, sagt Lei.

»So einer wie die, von denen du mir erzählt hast?«, frage ich.

»Nein«, sagt sie. »Dieser war silbern, nicht rot.«

»Wo bist du gewesen?«, frage ich Lei.

Sie weiß, was ich meine: *Wo war dein Geist, als du versunken warst?*

»Die meiste Zeit bin ich geschwommen«, sagt sie. »Wie einer von den Fischen, von denen ich dir erzählt habe. Ich hatte einen anderen Körper. Ich wusste, dass ich nicht wirklich ein Fisch war, aber es war leichter, sich das vorzustellen, als daran zu denken, was wirklich geschah.«

»Warum wohl alle an Wasser denken?«, frage ich. Ky ging es genauso. Er hat uns erzählt, dass er mit der jungen Pilotin, die umgekommen ist, im Meer

geschwommen war. Indie.

»Ich glaube«, sagt Lei, »weil der Himmel zu weit entfernt scheint. Er kann einen nicht so tragen wie Wasser.«

Vielleicht liegt es auch daran, dass sich die Lungen mit Sekret füllen, das man nicht immer abhusten kann. Doch keiner von uns erwähnt die medizinische Erklärung, obwohl wir sie beide kennen.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Aber als ich Lei ansehe, denke ich bei mir, dass sie so ein Mensch sein könnte, der wie Wasser ist und einen tragen könne. Ich stelle mir vor, wie ich sie an mich ziehe, sie küsse, und male mir aus, wie ich loslasse und mit ihr zusammen untergehe.

Ihr Gesichtsausdruck verändert sich.

Wahrscheinlich sieht sie mir an, was ich denke.

Ich stehe auf, voller Verachtung für mich selbst. Wir sind beide nicht in der Position, einen anderen lieben zu können. Sie hat gerade vom Tod ihres Partners erfahren und ist kürzlich erst erwacht. Wir sind beide allein.

»Ich muss jetzt gehen«, sage ich.

Kapitel 59

Cassia

Einen Moment lang bleibe ich oben an der Treppe stehen, verborgen von den Bäumen am Flussufer, und warte, bis Xander an mir vorübergegangen ist. Er bemerkt mich nicht.

Bevor ich es mir anders überlegen

kann, gehe ich hinunter ans Wasser zu der jungen Frau. Ich setze mich neben sie, und sie dreht sich zu mir und sieht mich an. »Ich bin Cassia«, sage ich. »Ich glaube, wir sind beide Freundinnen von Xander.«

»Ja«, sagt sie. »Ich bin Nea Lei.«

Verstohlen betrachte ich ihr Gesicht. Sie ist nicht viel älter als wir, wirkt aber reifer. Sie spricht sehr deutlich, aber ihre Sprache klingt dadurch klar und nicht etwa schroff. Sie ist schön auf ihre ganz eigene Art und Weise – sehr dunkle Haare, sehr dunkle Augen.

»Wir sind beide Freundinnen von Xander«, sagt sie, »aber du liebst einen anderen.«

»Ja«, sage ich.

»Xander hat mir ein bisschen von dir erzählt«, sagt sie. »Als wir zusammengearbeitet haben. Er hat immer von seiner Partnerin geredet und ich von meinem Partner.«

»Ist dein Partner …« Ich traue mich nicht, den Satz zu beenden.

»Mein Partner ist tot«, sagt sie. Tränen laufen ihr über die Wangen, und sie wischt sie mit den Handballen weg. »Entschuldige«, sagt sie. »Ich habe es seit Monaten befürchtet, aber jetzt, wo ich es weiß, muss ich jedes Mal weinen, wenn ich von ihm spreche. Besonders hier. Er liebte das Wasser.«

»Gibt es jemanden, nach dem du auf der Suche bist?«, frage ich.

»Irgendwelche Verwandten, die …?«

»Nein«, antwortet sie. »Ich habe keine Verwandten mehr. Sie sind alle tot. Ich bin eine Anomalie.«

»Ach, wirklich?«, frage ich erstaunt. »Wie hast du dich vor der Gesellschaft versteckt?«

»Genau vor ihrer Nase«, antwortet sie. »Daten können gefälscht werden, wenn man die richtigen Leute kennt. Und das taten meine Eltern. Meine Familie hat an den Steuermann geglaubt, doch nachdem sie erlebt hatte, wie er die Anomalien dem sicheren Tod überließ, hielten sie einen Platz in der Gesellschaft für sicherer. Sie gaben alles, was sie hatten, um mir einen gefälschten Datensatz zu kaufen. Kurz

darauf bin ich in der Gesellschaft aufgetaucht, ausgestattet mit einem perfekten Lebenslauf, und wurde kurz darauf zur Funktionärin ernannt.« Sie lächelt ansatzweise. »Die Gesellschaft wäre überrascht, wie schnell sie eine Anomalie zu einer Funktionärin gemacht hat.« Sie erhebt sich. »Wenn du Xander siehst, würdest du ihm dann bitte auf Wiedersehen von mir sagen?«

»Du solltest es ihm selbst sagen«, rate ich, aber sie bleibt nicht stehen.

»Bitte warte!«, sage ich, und sie hält inne. Irgendetwas scheine ich nicht richtig verstanden zu haben. »Wenn du bis vor kurzem keine Bürgerin warst, hast du dein Paarungsbankett verpasst.

Wie konntest du dann …«

»Ich habe die Gesellschaft nie gebraucht«, erwidert sie, »um meinen Partner zu finden.«

Sie geht den Fluss hinunter und bleibt diesmal nicht mehr stehen. In diesem Moment weiß ich genau, wer sie ist.

»Nur noch eine Frage!«, rufe ich ihr nach. »Hast du immer schon so geheißen oder hast du deinen Namen geändert, als du Mitglied der Gesellschaft wurdest?«

»Ich habe ihn nicht wirklich verändert«, antwortet sie, »sondern einfach nur Vor-und Nachnamen vertauscht.«

Ich renne zurück ins medizinische Zentrum, um Xander zu suchen. Er

arbeitet im Labor, und ich hämmere gegen die Scheibe, um mich bemerkbar zu machen.

Xanders Vater, der ebenfalls im Labor arbeitet, entdeckt mich zuerst. Er lächelt mir zu und grüßt mich mit seiner tiefen, dröhnenden Stimme. Doch ich erkenne ein gewisses Misstrauen in seinem Blick. Er will nicht, dass ich seinem Sohn wehtue.

Und er weiß, dass Xander verletzt ist.

Nicht alles ist meine Schuld, würde ich Mr Carrow am liebsten sagen. *Auch Xander hat sich verändert. Er hat so viel durchgemacht – sein Glaube in die Erhebung wurde enttäuscht, er hat im medizinischen Zentrum bis zur*

Erschöpfung gearbeitet und hat in den Bergen Schlimmes erlebt.

»Deine Freundin!«, keuche ich, sobald Xander die Tür öffnet. »Lei! Sie geht fort! Sie hat mich gebeten, dir von ihr auf Wiedersehen zu sagen!«

Und du musst schnell zu ihr. Denn sie hat schon zu viel verloren, und du genauso. Als sie dort unten am Fluss stand und mir sagte, sie hätte die Gesellschaft nicht gebraucht, um ihren Partner zu finden, ergaben alle Einzelteile plötzlich ein Bild. Vor allem, als sie mir verriet, dass sie nur ihre Namen vertauschen musste. Nea Lei. Lei Nea. Wenn man es ausspricht, klingt es wie Laney. Ky wusste ja nicht, wie man ihren Namen richtig schreibt, und

vielleicht wusste es nicht einmal Vick.

Xander tritt einen Schritt nach vorn. »Hat sie gesagt, wo sie hingeht?« Sein Gesichtsausdruck verrät mir alles, was ich wissen will.

Was ich sagen wollte, spielt gar keine so große Rolle, wie ich dachte. Denn es ist nicht an mir, ihre Geschichte mit Vick zu erzählen. Es ist ihre – Leis. Sie könnte Teil ihrer Geschichte mit Xander werden, aber diese Entscheidung kann ich nicht treffen.

»Nein«, antworte ich. »Aber du kannst sie noch einholen, Xander. Du kannst es herausfinden.«

Im ersten Moment glaube ich, dass er ihr folgen will. Doch dann kehrt er zu

seinem Arbeitsplatz zurück und setzt sich wieder. Er beugt sich nach vorn über sein Projekt, den Rücken kerzengerade, sein Gesichtsausdruck eine Maske des Selbstvertrauens und der Entschlossenheit.

Wie ist es möglich, dass er so gut in anderen lesen kann und kein bisschen auf sich selbst Acht gibt?

Weil er nicht noch einmal verletzt werden will.

»Und noch etwas«, fahre ich fort und neige mich dicht zu ihm, damit die anderen es nicht hören. »Der Steuermann hat beschlossen, dass es an der Zeit ist, die Dorfbewohner nach Anderland auszufliegen.«

»Warum jetzt?«, fragt er.

»Weil die Wahl kurz bevorsteht«, antworte ich. »Und dann kann er nicht mehr auf die Luftschiffe verzichten. Er wird sie brauchen, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Es geht das Gerücht, dass Gesellschaftsanhänger versuchen werden, die Macht zu übernehmen.«

»Aber er kann die Schiffe auch jetzt nicht entbehren«, erwidert Xander. »Wir brauchen sie für den Transport des Heilmittels.«

»Er will nicht viele schicken«, erkläre ich. »Einige Frachtschiffe, aber keine Kampfjets. Sie fliegen nach Endstein und bringen die Bewohner so weit sie können. Ky und ich fliegen mit ins Dorf. Wir wollen mit Anna sprechen

und sie überreden, mit uns nach Camas zurückzukehren, wenn sie möchte. Das wollte ich dir sagen.«

»Warum?«

»Damit du dir keine Sorgen machst.« Ich wollte einfach nicht, dass er wieder das Gefühl hat, wir hätten ihn zurückgelassen.

»Kann der Steuermann noch mehr Personen außer den Dorfbewohnern mit nach Anderland nehmen?«, fragt er.

»Wenn genug Platz ist, sicher«, vermute ich.

»Vielleicht lassen mich die Dorfbewohner mitkommen«, sagt er grinsend. Dabei schimmert ganz kurz der alte Xander durch, den ich so sehr vermisse. »Sie müssten mir jetzt

eigentlich vertrauen, nachdem sich das Heilmittel als wirksam erwiesen hat.«

»Xander!«, protestierte ich erschüttert. »Du kannst doch nicht nach Anderland gehen! Wir brauchen dich hier!«

»Tut mir leid«, erwidert Xander. »Aber davon kann ich mich nicht mehr aufhalten lassen.«

Kapitel 60

Ky

Cassia und ich warten auf den Befehl des Steuermanns.

Diesmal sind nur wir beide an Bord. Wir fliegen allein und transportieren Vorräte zum Dorf und später hoffentlich einige Dorfbewohner mit zurück. Cassia

hat vorgeschlagen, dass Anna sich auch zur Wahl stellen soll. »Sie kann Menschen führen«, erklärte Cassia. »Das hat sie jahrelang bewiesen.«

»Wie viele Schiffe starten noch vor uns?«, fragt sie jetzt.

»Zehn«, antworte ich. »Wir gehören zu den letzten.«

»Dann haben wir also noch ein bisschen Zeit«, sagt sie.

Zeit. Die haben wir uns immer gewünscht und so selten erhalten.

Cassia sitzt auf dem Platz des Kopiloten und dreht sich zu mir um, so dass wir einander ansehen. Ihre grünen Augen funkeln schalkhaft, und mir stockt der Atem.

Mit einer Hand greift sie meinen

Nacken, und ich neige mich nach vorn.

Ich schließe die Augen und denke daran, wie sie schön wie Schnee auf dem Felsen gestanden hat, als sie aus den Canyons herauskam. Ich erinnere mich an ihre Haut und den Sand in den Canyons, und an ihr Gesicht, das oben in den Bergen auf mich hinuntergeblickt und mich zurückgebracht hat.

»Ich liebe dich!«, flüstert sie.

»Ich liebe dich«, antworte ich.

Ich würde mich immer wieder in sie verlieben, wieder und wieder und immer wieder.

Irgendwann unterbricht uns der Steuermann, und es wird wieder Zeit, zu fliegen.

Hinauf in den Himmel stürmen wir. Gemeinsam. Als die Wolkenfetzen vorüberziehen, stelle ich mir vor, es wären die Gemälde meiner Mutter, die von den Steinen verdunstet sind und immer höher schweben, auf dem Weg zu etwas Neuem.

Kapitel 61

Cassia

Er bringt uns höher und höher. Das Schiff zittert und ächzt, und mein Herz schlägt schnell, aber ich habe keine Angst.

Dort sind die Berge, riesig, blau und grün vor dem Hintergrund des Himmels,

und dann verschwinden auch sie allmählich, ringsherum ist nur noch Blau.

In das Blau mischt sich Weiß und Gold, und zarte Wolkenschleier segeln vorbei wie die Pappelsamen, von denen ich Großvater einst einen mitgebracht habe. Vielleicht hat er sich nach seinem Tod auf eine Reise begeben, steigt hinauf in den Himmel, um sich von der Sonne wärmen zu lassen, greift nach diesen kleinen Himmelsfetzen und lässt sie wieder los.

Und wohin geht es dann?, frage ich mich. *Könnte es irgendwo sonst so herrlich sein wie hier?*

Vielleicht sind die Engel hierhergelangt, als sie aufgeflogen sind, und vielleicht ist auch mein Vater jetzt

hier, lässt sich mit den Sonnenstrahlen treiben. Vielleicht wäre es grausam, ihn wieder hinunterzuzwingen und festzuhalten. Oder fühlt man sich einsam, wenn man so leicht ist?

Ich blicke hinüber zu Ky. Er scheint so im Reinen mit sich zu sein wie nie zuvor.

»Ky«, sage ich. »Du bist der Steuermann.«

Er lächelt.

»Doch, du bist es«, sage ich. »Sieh dir mal an, wie du fliegst. Wie Indie!«

Sein Lächeln wird traurig.

»Bestimmt denkst du beim Fliegen an sie«, vermute ich, und ein kleiner, schmerzlicher Stich durchfährt mich,

obwohl ich ihn verstehen kann. Auch für mich gibt es Orte und Situationen, die mich für immer an Xander erinnern werden. Wann immer ich ein blaues Schwimmbecken, eine frisch erblühte Neorose oder die Wurzeln einer Pflanze sehen werde, werde ich an ihn denken.

»Ja«, antwortet Ky. »Aber an dich denke ich immerzu.«

Ich lehne mich zu ihm hinüber und lege ihm eine Hand an die Wange, weil ich ihn nicht zu sehr ablenken will.

Dieser Flug mit dem Mann, den ich liebe, ist herrlich, phantastisch. Doch dort unten sind noch so viele Menschen gefangen!

Wir sinken tiefer durch die Wolken, und

die Berge erwarten uns. Das Abendlicht auf ihren Felshängen färbt den Schnee rosa und graues Gestein golden. Dunkle Bäume und Bäche, amorph zuerst, im Näherkommen dann glitzernd und klar umrissen, klammern sich an die Flanken des Berges, Steinschläge schneiden in grüne Hänge an seinem Fuß ein.

Hand in Hand wandern wir den Weg zum Dorf hinauf, wo wir Anna und Eli aufsuchen und mit ihnen reden wollen. Ich hoffe, dass sie mit uns kommen. Aber vielleicht wollen sie lieber nach Anderland gehen oder in den Bergen bleiben, oder nach Hunter suchen oder zurück in die Canyons gehen. Ihnen stehen jetzt viele Möglichkeiten offen.

Ky bleibt auf dem Weg stehen. »Hör mal«, sagt er. »Musik!«

Erst nehme ich nur das Murmeln des Windes in den hohen Tannen wahr. Doch dann höre ich es auch: Im Dorf wird gesungen!

Wir beschleunigen unsere Schritte. Als wir das Dorf erreichen, deutet Ky auf eine Gestalt und sagt: »Xander!« Er hat recht. Xander ist direkt vor uns – ich sehe sein blondes Haar, sein Profil. Er muss mit einem der anderen Schiffe geflogen sein.

Er will versuchen, nach Anderland zu gelangen.

Xander muss wissen, dass wir hier irgendwo sind, aber er sucht nicht nach

uns. Im Moment geht er ganz in der Musik auf.

Die Dorfbewohner singen nicht nur, sondern tanzen auch um den Stein herum – ein Abschiedsfest. Feuer flackern dazu, und auf mit Saiten bespannten Holzgegenständen machen sie Musik.

Einer der Offiziere will sie dabei unterbrechen, aber Ky legt ihm die Hand auf den Arm. »Sie haben uns gerettet«, erinnert er ihn. »Lassen Sie ihnen noch ein wenig Zeit.«

Der Offizier nickt.

Ky dreht sich zu mir. Ich fahre mit den Fingern über seine Lippen. *Er ist so lebendig.* »Was nun?«

»Komm, tanz mit mir«, fordert er mich auf. »Ich habe dir doch versprochen, es

dir beizubringen.«

»Ich habe es inzwischen schon ein bisschen gelernt«, erzähle ich und denke an den Abend in der Galerie zurück.

»Das wundert mich nicht«, flüstert Ky und legt mir die Hände um die Taille. Die Musik fährt mir in den Bauch, und ich schmiege mein Gesicht an seine Schulter. Ich frage nicht, ob ich es richtig mache. Ich weiß es einfach.

»Cassia«, sagt er, und es klingt wie ein Lied. Seit jeher hat seine Stimme so melodisch geklungen.

Immer wieder sagt er meinen Namen, als wir uns im gleichen Rhythmus bewegen, bis ich nicht mehr weiß, ob ich schwach oder stark bin, verwirrt

oder klar, sehnsüchtig oder erfüllt, gebend oder nehmend oder … »Ky«, flüstere ich ihm zu.

Für so lange Zeit mussten wir immer darauf achten, wer uns sah, wer uns eventuell beobachtete, wen wir verletzen könnten. Doch jetzt tanzen wir einfach nur.

Ich komme erst wieder zu mir, als das Lied zu Ende ist, und die Saiten klingen wie brechende Herzen. Doch dann kann ich nicht anders, als nach Xander Ausschau zu halten. Als ich ihn entdecke, sehe ich, dass er uns beobachtet, aber ganz ohne Eifersucht. In seinem Blick liegt nichts als Sehnsucht, aber nicht nach mir.

Du wirst die Liebe finden, Xander, würde ich ihm gerne sagen. Der Feuerschein flackert über Leynas Gesicht. Sie ist sehr schön und stark. Ob Xander Leyna lieben könnte? Eines Tages? Wenn sie zusammen nach Anderland gehen?

»Wir könnten hier draußen bleiben«, flüstert mir Ky leise ins Ohr. »Wir müssen nicht zurückkehren.«

Diese Unterhaltung haben wir schon einmal geführt. Aber wir kennen die Antwort. Wir lieben uns, aber wir müssen auch an andere denken. Ky muss nach Patrick und Aida suchen, falls sie noch leben. Ich muss für meine Mutter und meinen Bruder da sein.

»Wenn ich meine Einsätze geflogen habe«, erzählt Ky, »habe ich mir immer vorgestellt, wie ich landen, alle einsammeln und wegfliegen würde.«

»Vielleicht können wir das eines Tages tun«, sage ich.

»Es kann auch sein«, meint Ky, »dass wir gar nicht so weit fliegen müssen, um ein neues Leben zu beginnen. Vielleicht bringt die Wahl einen Neuanfang.«

Das ist das Hoffnungsvollste, was ich ihn jemals habe sagen hören.

Anna geht zu Xander, sagt etwas zu ihm, und er folgt ihr zu Ky und mir herüber. Das Feuer wirft Schatten und Lichter, flackert und hält inne, und in seinem Schein sehe ich, dass Anna ein

Stück blauer Kreide in der Hand hält. »Ihr habt es geschafft«, sagt sie zu uns dreien. »Ihr habt ein Heilmittel gefunden. Und jeder von euch hat dazu beigetragen.« Anna nimmt Kys Hand und malt eine blaue Linie darauf, einer seiner Venen folgend. »Der Pilot«, sagt sie. Sie hebt meine Hand und setzt den Strich von Ky zu mir fort. »Die Poetin.« Dann nimmt Anna Xanders Hand und folgt der Linie von mir zu ihm. »Der Arzt«, sagt sie.

Alles in den Bergen mit ihren grünen Tannen und dem Geruch der Holzfeuer, ihren Lichtern und der Musik umgibt uns, als Anna zurücktritt. Ich halte Xander und Ky an den Händen, in einem kleinen Kreis am Rande der bekannten Welt, und

schon während der Moment noch andauert, betrauere ich bereits sein Ende.

Das kleine Mädchen, das Xander und ich im Dorf getroffen haben, kommt zu uns herübergetanzt. Sie trägt die Flügel, die wir schon einmal an ihr gesehen haben. Sie blickt zu uns dreien auf. Ganz offensichtlich möchte sie mit einem der großen Jungs tanzen, und Ky erlaubt ihr, ihn an den Händen zu fassen und mitzuziehen. Er lässt mich mit Xander allein, damit wir uns verabschieden können.

Die inzwischen lebhafte Musik schwebt an uns vorbei, über uns hinweg, in uns hinein, und Xander ist hier bei

mir. »Du kannst ja tanzen«, sagt er. »Und du kannst singen.«

»Ja«, sage ich.

»Ich kann es nicht«, gesteht Xander.

»Du wirst es lernen«, verspreche und nehme ihn an den Händen.

Er bewegt sich geschmeidig. Entgegen seiner Überzeugung ist auch er musikalisch. Nie hat ihm jemand das Tanzen beigebracht, und trotzdem führt er mich. Er bemerkt es gar nicht, weil er sich so sehr auf das konzentriert, was er nicht hat oder wovon er glaubt, es nicht tun zu können.

»Kann ich dich etwas fragen?«, sage ich.

»Na klar.«

»Ich erinnere mich an etwas, an das

ich mich eigentlich nicht erinnern dürfte«, sage ich. »Etwas, was an einem Tag geschehen ist, an dem ich die rote Tablette schlucken musste.« Ich erzähle im davon, wie ich die Erinnerung an den roten Gartentag wiedergewonnen habe.

»Wie kommt es, dass ich meine Erinnerung teilweise wiedererlangt habe?«, frage ich ihn.

»Es könnte etwas mit der grünen Tablette zu tun haben«, meint er. Seine Stimme klingt sehr lieb und sehr erschöpft. »Vielleicht hat die Tatsache, dass du die grüne niemals genommen hast, etwas damit zu tun, dass du die vergessenen Erinnerungen wieder hervorrufen kannst. Und du hast ja auch

die blaue Tablette überlebt. Oker hat mir erzählt, dass die blaue Tablette und die Seuche etwas miteinander zu tun haben. Vielleicht hast du dich selbst immunisiert.« Er schüttelt den Kopf. »Die Gesellschaft hat die Tabletten wie ein Puzzle konzipiert. Jede ist ein Teil eines Ganzen. Ich lerne erst jetzt von den Pharmazeuten und anderen Wissenschaftlern, wie kompliziert das alles ist. Die Art, wie Heilmittel zusammenarbeiten und wie sie in verschiedenen Menschen eine unterschiedliche Wirkung entfalten – das zu erforschen, ist eine wahre Lebensaufgabe.«

»Damit willst du mir also sagen, dass ich den Grund vielleicht nie erfahren

werde«, sage ich.

»Genau. Deine Zweifel werden für immer bleiben.«

»Es ist in Ordnung, zu zweifeln«, zitiere ich. Ich blicke zu Xander auf. Abgesehen von den Worten auf dem Mikrochip war das das Letzte, was Großvater zu mir gesagt hat. Er schenkte mir die Gedichte und sagte mir, es sei in Ordnung, zu zweifeln. Daher ist es gar nicht so schlimm, dass ich nicht genau weiß, welches Gedicht ich mir zum Vorbild nehmen sollte. Vielleicht hat er das sogar beabsichtigt. Es ist in Ordnung, dass ich nicht alles hier und jetzt herausfinden kann.

»Es könnte sogar sein, dass du die

Einzige bist, bei der es funktioniert«, sagt Xander, und ich glaube, er lächelt dabei. »Du bist schon immer einer der stärksten Menschen gewesen, den ich kenne.«

Eli tanzt mit Ky und dem kleinen Mädchen. Sie haben sich an den Händen gefasst, lachen, und der Feuerschein schimmert auf ihren Flügeln. Sie erinnert mich an Indie, so hingebungsvoll, wie sie sich bewegt und wie ihr Haar durch die Flammen rötlich leuchtet. Ich wünschte, Indie wäre hier, und mein Vater und all die anderen, die wir verloren haben.

Xander und ich hören auf zu tanzen. Ganz dicht beieinander und ganz still und reglos stehen wir inmitten der

tanzenden Menge. »Damals in der Siedlung«, sagt er, »habe ich dich gefragt: Wenn wir wählen könnten, hättest du dich dann jemals für mich entschieden?«

»Das weiß ich noch«, sage ich. »Und ich habe dir geantwortet: Ja, das hätte ich.«

»Genau«, sagt er. »Aber wir können die Zeit nicht mehr zurückdrehen.«

»Nein, das können wir nicht«, stimme ich zu.

Xanders Reise spielte sich in jenen geschlossenen Räumen und Fluren des medizinischen Zentrums ab, in denen er mit Lei zusammen die Kranken pflegte. Als ich ihn im Schiff des Steuermannes

wiedersah, war er schon an Orten gewesen, an die ich niemals gelangen und die mich daher nie verändern würden. Aber ich habe es nicht erkannt. Ich habe ihn für unwandelbar gehalten, einen Stein im besten Sinne des Wortes, solide, verlässlich, einer, auf den man bauen konnte. Dabei ist er genau wie wir: leicht wie Luft, vergänglich wie Wolkenfetzen in der Sonne, schön und fließend, und sollte ich tatsächlich jemals Einfluss auf ihn gehabt haben, ist es hiermit vorbei.

»Xander!«, schluchze ich, und er nimmt mich fest in die Arme, ein letztes Mal.

Das Schiff erhebt sich in den Himmel,

Schwarz auf Schwarz. Das Lagerfeuer brennt; einige der Dorfbewohner, größtenteils diejenigen aus den Canyons, haben sich zum Bleiben entschieden.

Xander geht fort, in ein Land, das anders ist, so fern, dass nicht einmal gewiss ist, ob er jemals wiederkehrt.

Kapitel 62

Xander

Es klingt, als würden sich eine Million Vögel flügelschlagend in den Himmel erheben, doch es sind nur die Schiffe, die über mich hinwegfliegen. In letzter Minute erkannte ich, dass ich weder mit ihnen nach Anderland ziehen, noch mich

dazu überwinden konnte, nach Camas zurückzukehren. Ich sitze in der Mitte fest, wie immer.

Der Morgen graut. Ich klettere hinauf zu dem Bergfluss in der Nähe der Stelle, an der Oker und ich die Camassia ausgegraben haben. Ich meide das Dorf, um mich nicht weiter erklären zu müssen. Später werde ich hingehen und mit den Leuten besprechen, wie ich mich nützlich machen kann. Vielleicht kann ich Okers ehemaliges Labor übernehmen.

Wurzeln der Bäume entlang des Flusses hängen ins Wasser, dünn und rot. Ich habe gar nicht gewusst, dass Wurzeln eine solche Farbe haben können.

Dann sehe ich einen weiteren roten

Farbfleck. Und noch einen. Und noch einen. Sie sind fast hässlich – komische Mäuler, runde Augen –, schillern aber in leuchtenden Rottönen.

Das sind also die Rotfische, von denen mir Lei erzählt hat. Endlich bekomme ich sie zu Gesicht.

Schmerzhaft zieht sich meine Kehle zusammen, und meine Augen brennen. Ich gehe näher ans Wasser.

Da höre ich hinter mir ein Geräusch. Ich drehe mich um und setze ein Lächeln auf, bereit, mit jedem x-beliebigen Dorfbewohner zu reden, der hierhergefunden und mich am Ufer gesehen hat.

»Xander«, sagt sie.

Es ist Lei.

»Sind sie zurück?«, fragt sie mich. »Die Rotfische?«

»Ja«, sage ich.

»Ich wusste nicht, dass du auch hier bist«, sagt sie. »Ich habe dich nicht auf dem Luftschiff von Camas gesehen.«

»Wahrscheinlich sind wir nicht mit demselben geflogen«, erwidere ich. »Ich wollte eigentlich nach Anderland.«

»Ich auch«, sagt sie. »Aber ich konnte mich nicht zum Aufbruch überwinden.«

»Warum nicht?«, frage ich sie und weiß nicht, welche Hoffnungen ich in ihre Antwort setze, aber mir klopft das Herz in der Brust, und in meinen Ohren rauscht es wie ein Fluss oder die

startenden Schiffe.

Sie antwortet nicht, sondern blickt auf den Fluss. Natürlich. Die Fische.

»Warum kommen sie den ganzen Weg bis hierher zurück?«, frage ich.

»Um sich zu paaren«, antwortet sie und blickt mir in die Augen. »Wir sind immer zusammen hinunter zum Fluss gegangen«, fährt sie fort. »Er hat dir ein bisschen geähnelt. Er hatte leuchtend blaue Augen.«

Das Rauschen in meinen Ohren ist vorbei. Jetzt ist es sehr still. Sie ist zurückgeblieben, weil sie das Land nicht verlassen wollte, in dem sie ihn getroffen hat. Es hat also nichts mit mir zu tun.

Ich räuspere mich. »Du hast gesagt, im

Meer wären die Fische silbrig-blau«, sage ich. »Wie vollkommen andere Tiere.«

»Ja und nein«, antwortet sie. »Sie haben sich nur verändert. Wir alle können uns verändern.« Sie spricht ganz sanft mit mir.

Und jetzt ist es Lei, die die Distanz zwischen uns überbrückt und auf mich zugeht.

Ich möchte etwas sagen, was ich noch nie zuvor gesagt habe, und ich werde es nicht zu Cassia sagen, wie ich immer geglaubt habe. »Ich liebe dich«, sage ich. »Ich weiß, dass du noch einen anderen liebst, aber …«

»Ich liebe dich«, erwidert sie.

Nicht alles ist zu Ende. Sie hat vorher jemand anderen geliebt und ich auch. Die Gesellschaft, die Erhebung und der Rest der Welt sind alle noch da und bedrängen uns. Aber Lei hält sie fern. Sie hat genügend Raum geschaffen, damit zwei Menschen zusammenstehen können, egal, ob irgendeine Gesellschaft oder Erhebung es ihnen erlaubt oder nicht. Sie hat es schon einmal getan, und das Erstaunliche ist, dass sie keine Angst hat, es nochmals zu wagen. Wenn wir uns zum ersten Mal verlieben, sind wir vollkommen ahnungslos. Wir riskieren wesentlich weniger, als wenn wir uns entscheiden, noch einmal zu lieben.

Die erste Liebe ist etwas ganz Besonderes.

Aber so geht es mir viel besser. Ich habe das Gefühl, festen Boden unter den Füßen zu haben. Jemand hält mich fest und zieht mich vom Abgrund zurück, und ich tue dasselbe mit ihr.

»Erinnerst du dich noch an die Geschichte, die ich dir erzählt habe?«, fragt Lei. »Die mit der Pilotin und dem Mann, den sie liebte?«

»Ja«, sage ich.

»Wer war deiner Meinung nach tapferer? Die Pilotin, die ihren Geliebten ziehen ließ, oder der Mann, der in einem fernen Land noch einmal ganz von vorne anfing?«

»Beide waren tapfer«, antworte ich.

Ihre Augen sind auf gleicher Höhe wie meine. Daher sehe ich, wie sie sie schließt und sich mir hingibt, als meine Lippen die ihren berühren.

Kapitel 63

Cassia

Ky und ich stehen oben an der Treppe der Stadthalle, halten uns an den Händen und blinzeln in die Helle eines Sommertages in Camas. Niemand nimmt von uns Notiz. Die anderen sind auf ihrem Weg die Stufen hinauf zu sehr mit

sich selbst beschäftigt. Manche sehen unsicher aus, andere aufgeregt.

Eine ältere Frau bleibt oben an der Treppe stehen und sieht mich an. »Wann sollen wir unterschreiben?«, fragt sie.

»Wenn Sie drinnen zur Wahl gehen«, antworte ich.

Die Frau nickt und verschwindet im Gebäude.

Ich sehe Ky und lächle. Wir haben eben gerade unsere Namen zu Papier gebracht, haben gewählt, wer unsere Geschicke leiten soll.

»Als damals das Volk die Gesellschaft wählte, wäre das beinahe unser Ende gewesen«, bemerke ich. »Diesmal könnte das Ergebnis unseren endgültigen Untergang bedeuten.«

»Wäre möglich«, sagt Ky. »Vielleicht fällt die Wahl aber auch ganz anders aus.«

Drei Kandidaten haben sich zur Wahl gestellt. Der Steuermann repräsentiert die Erhebung, eine Funktionärin die Gesellschaft.

Und Anna vertritt alle anderen. Sie und Eli sind mit uns nach Camas zurückgekehrt. »Was ist aus Hunter geworden?«, hat Ky Anna gefragt, und sie sagte: »Ich weiß, wohin er gegangen ist.« Und dabei lächelte sie, traurig und hoffnungsvoll zugleich – ein Gefühl, das ich nur allzu gut kenne.

Die Wahl ist eine so bedeutsame und gewaltige Angelegenheit, ein so schönes

und schreckliches Experiment, und sie könnte auf so vielfältige Art und Weise fehlschlagen. Ich denke an all die kleinen weißen Zettel dort drinnen, an all die Menschen, die schreiben gelernt haben, zumindest ihre Namen. Wofür werden sie sich entscheiden? Was wird aus uns werden und aus unserem Land mit seinem blauen Himmel, den roten Felsen und dem grünen Gras?

Doch, so erinnere ich mich, *die Gesellschaft kann uns nicht wieder alles nehmen, es sei denn, wir lassen es zu. Wir können unsere Erinnerungen zurückgewinnen, aber nur, wenn wir miteinander reden und einander vertrauen. Wenn wir das eher getan hätten, hätten wir vielleicht früher ein*

Heilmittel gefunden. Wer weiß, warum dieser Mann die Felder mit Mormonentulpen bepflanzt hat? Vielleicht wusste er, dass die Zwiebeln medizinisch wertvoll sind. Vielleicht fand er auch einfach nur die Blumen schön, so wie meine Mutter. Denn wir finden öfter Antworten in Schönheit, als wir denken.

Die Zukunft wird uns vor große Schwierigkeiten stellen. Aber wir haben die Seuche und das mutierte Virus überwunden, wir alle zusammen. Diejenigen, die an die Erhebung glaubten, und diejenigen, die an die Gesellschaft glaubten, und diejenigen, die an etwas ganz anderes glaubten,

arbeiteten alle Seite an Seite, um den Versunkenen zu helfen. Manche taten es auch nicht. Einige flohen, andere töteten. Aber viele Menschen versuchten, andere zu retten.

»Für wen hast du gestimmt?«, flüstere ich Ky auf dem Weg die Treppe hinunter zu.

»Anna«, antwortet er lächelnd. »Und du?«

»Anna«, sage ich.

Ich hoffe, sie gewinnt.

Die Anomalien und Aberrationen sind jetzt am Zug.

Aber werden wir sie gewähren lassen?

In den Debatten auf den Terminals sprach die Funktionärin verständlich und

prägnant und zitierte Statistiken. »Glauben Sie, wir hätten das nicht alles schon einmal erlebt?«, fragte sie. »Alles, was Sie tun, ist schon einmal getan worden. Sie sollten der Gesellschaft erlauben, Ihnen noch einmal zu helfen. Diesmal werden wir selbstverständlich für größere Meinungsfreiheit eintreten und Ihnen mehr Wahlmöglichkeiten lassen. Doch wohin würde das führen, wenn wir Sie zu sehr sich selbst überließen?«

Ich dachte: *Wir würden unsere eigenen Texte schreiben. Wir würden unsere eigenen Lieder komponieren.*

»Ja. Genau«, sagte die Funktionärin, als könnte sie meine Gedanken lesen und

wüsste, was alle Mitglieder der Gesellschaft denken. »Sie würden dieselben Bücher schreiben, die schon andere geschrieben haben. Und Sie würden dieselben Gedichte verfassen: über die Liebe.«

Sie hat recht. Wir würden Liebesgedichte schreiben und Geschichten erzählen, die man so ähnlich schon einmal gehört hat. Doch für uns wäre es das erste Mal, unsere Gefühle wären authentisch.

Ich denke daran, wie Anna uns drei bezeichnet hat:

Der Pilot. Die Poetin. Der Arzt.

Das steckt in uns allen. Daran glaube ich: dass jeder Mensch auf seine eigene Weise fliegen, eine Gedichtzeile

schreiben oder eine heilende Hand ausstrecken kann.

Xander hat uns eine Nachricht geschickt, um uns wissen zu lassen, wo er jetzt ist. Er hat sie von Hand geschrieben. Ich habe zum ersten Mal seine Handschrift gesehen, und die ordentlichen Reihen der Buchstaben brachten mich zum Weinen.

Ich bin in den Bergen. Lei ist auch hier. Bitte sagt meiner Familie, dass es mir gutgeht. Ich bin glücklich. Und eines Tages komme ich wieder.

Ich hoffe, er macht es wahr.

Meine Mutter und Bram erwarten uns auf der Treppe, die hinunter zum Fluss führt.

»Habt ihr gewählt?«, fragt Bram. »Wie war es?«

»Ziemlich ruhig«, antworte ich, als ich an die große Halle voller Leute und das Geräusch der Stifte auf Papier denke. Langsam und sorgfältig schrieben sie ihre Namen.

»Ich würde gerne wählen gehen«, sagt Bram.

»Das verstehe ich«, stimme ich zu. »Aber das Wahlalter wurde nun mal auf siebzehn festgelegt.«

»Wie für das Paarungsbankett«, bemerkt Bram. »Meinst du, dass ich zum Bankett gehen werde?«

»Könnte sein«, erwidere ich. »Aber ich hoffe nicht.«

»Ich habe hier etwas für dich«, sagt Ky, streckt die Hand aus und hält mir das Röhrchen mit Großvaters Gewebeprobe hin, die, die wir in der Höhle gefunden haben und die Ky für mich in einem Baum versteckt hat.

»Wann hast du sie denn geholt?«, frage ich.

»Gestern«, antwortet Ky. »Wir waren wieder in den Äußeren Provinzen und haben nach Überlebenden gesucht.« Nachdem die zweite Welle der Seuche unter Kontrolle war, erlaubte der Steuermann Ky und einigen anderen, nach Vermissten zu suchen, zum Beispiel Patrick und Aida. Die Hoffnung bestand, dass einige es vielleicht zu dem

ehemaligen Lager der Erhebung in der Nähe des Sees geschafft hatten.

Doch die Suche ist bisher ergebnislos verlaufen.

»Diese hier habe ich auch mitgebracht«, sagt er. »Es ist die, die Eli gerettet hat.« Er hält sie mir hin, und ich lese das Etikett: *Roberts, Vick.*

»Ich dachte, du hältst die Gewebeproben für Unfug«, sagt Bram.

»Stimmt«, antwortet Ky. »Aber ich finde, wir sollten diese hier jemandem geben, der ihn geliebt hat, um eine Entscheidung zu treffen, was damit geschehen soll.«

»Meinst du, Lei wird sie annehmen?«, frage ich Ky, denn natürlich hat er sie gemeint.

»Ja, das glaube ich«, sagt Ky, »aber sie wird sie nicht aufbewahren.«

Denn sie und Xander sind jetzt ein Paar. Sie hat sich entschlossen, noch einmal zu lieben.

Manchmal hat es mich geärgert, dass mir Großvater nicht genau gesagt hat, für welches Gedicht ich mich entscheiden sollte. Aber inzwischen weiß ich, was er mir geschenkt hat: die Freiheit der Wahl. So ist es immer gewesen.

»Es fällt mir schwer«, sage ich, Großvaters Röhrchen in der Hand. »Ich wünschte, ich hätte die Gedichte behalten. Das würde es mir leichter machen. Dann wäre mir wenigstens etwas von ihm geblieben.«

»Manchmal ist Papier einfach nur Papier«, tröstet mich meine Mutter. »Und Worte sind nur Worte. Möglichkeiten, das wahre Leben einzufangen. Scheue dich nicht, daran zu denken.«

Ich weiß, was sie meint. Schreiben, Malen, Singen – damit kann man nicht alles heilen. Den Tod nicht aufhalten. Aber vielleicht kann es dabei helfen, die Zeitspanne zwischen den Schritten des Todes zu verschönern, das Warten auszufüllen und es auszuhalten, ohne in ständiger Angst zu leben. Denn wir alle begleiten einander auf unserem Weg dem Tod entgegen, und die Reise zwischen den Schritten macht unser Leben aus.

»Auf Wiedersehen«, sage ich zu Großvater und zu meinem Vater, halte das Röhrchen in den Fluss und warte einen Moment. Wir halten die Entscheidungen unserer Väter und Mütter in unseren Händen, und indem wir daran hängen oder sie durch unsere Finger gleiten lassen, werden ihre Entscheidungen zu unseren.

Ich öffne das Röhrchen und halte es ins Wasser, lasse das letzte Überbleibsel von Großvater wegfließen, genau wie er es gewollt und worum er meinen Vater gebeten hat.

Ich wünschte, die beiden könnten das alles sehen: grüne Felder, mit dem Heilmittel für morgen bepflanzt, blauer

Himmel, eine rote Flagge oben auf der Stadthalle, die die Bevölkerung zur Wahl ruft.

»Wie damals auf dem Hügel«, sagt Ky, erhascht meinen Blick und zeigt hinauf zur Flagge.

»Ja«, sage ich und erinnere mich an die Berührung seiner Hand, als wir die roten Stoffstreifen an die Bäume mit gebrochenen Zweigen banden.

Jenseits der Stadt Camas ragen in der Ferne blau, violett und weiß die Berge auf.

Ky und ich haben gemeinsam den Hügel erklettert. Xander lebt in den Bergen.

Obwohl Xander fort ist, obwohl nicht alles nach Wunsch verlaufen kann,

erfüllt mich das Wissen mit Zufriedenheit, dass etwas Gutes, Aufrechtes und Wahres Teil von mir war. Dass ich den Segen, das Geschenk, die gute Vorsehung und das unwahrscheinliche Glück hatte, jemanden wie ihn zu kennen, mit ihm durch Feuer, Wasser, Stein und Himmel zu wandern und anschließend gestärkt daraus hervorzugehen, stark genug, ihn loszulassen.

Ich kann jetzt schon spüren, wie mir manches durch die Finger gleitet wie Sand und Wasser, wie Artefakte und Gedichte, wie alles, was man umklammern möchte und nicht behalten kann.

Doch wir haben eine große Leistung vollbracht. Was immer als Nächstes geschieht, wir haben dazu beigetragen, ein Heilmittel zu finden und eine Wahl auf die Beine zu stellen.

Der Fluss schimmert abwechselnd blau und grün, reflektiert Gras und Himmel, und ich erhasche einen Blick auf etwas Rotes unter den Wellen.

Ky neigt sich zu mir, küsst mich, und ich schließe die Augen, um den Moment des Wartens auszukosten, bevor sich unsere Lippen begegnen.

Es gibt Ebbe und Flut. Gehen und Kommen. Steigen und Fallen.

Singen und Schweigen.

Sehnsucht und Erfüllung.

Anmerkungen der Autorin

In der *Cassia & Ky*-Trilogie habe ich verschiedene Gemälde erwähnt und Gedichte zitiert. Zwar werden Titel, Künstler und Autoren meist schon im Text genannt, aber ich möchte an dieser Stelle gerne eine vollständige Liste hinzufügen, um Interessierten die Möglichkeit zu bieten, sich über das weitere wundervolle Werk der Maler

und Schriftsteller zu informieren.

GEMÄLDE:

Colorado-Schlucht von Thomas Moran
(im Buch die Nummer Neunzehn der Hundert Gemälde)

Girl Fishing at San Vigilio von John Singer Sargent
(im Buch die Nummer Neunundsiebzig der Hundert Gemälde)

POESIE:

Geh nicht gelassen in die gute Nacht von Dylan Thomas
Gedicht im Oktober von Dylan

Thomas

Überqueren der Barre von Alfred Lord Tennyson

Sie fielen wie Flocken von Emily Dickinson

Dich hab ich nicht erreicht von Emily Dickinson

In Zeiten der Pestilenz, 1593 von Thomas Nashe

In *Die Flucht* habe ich außerdem Ray Bradbury und Rita Dove erwähnt, deren Werke mich ebenso wie die von Wallace Stegner und Leslie Norris während der Arbeit an dieser Trilogie inspiriert haben.

Danksagung

Mein Dank gilt:

Meinem Mann, der Schönheit sowohl in Gedichten als auch in Gleichungen erkennt und der stets an mich glaubt und mich aufbaut;

Unseren vier Kindern, die das Wieso-weshalb-warum meines Schreibens sind;

Meinen Eltern und Geschwistern;

Dr. Gregory F. Burton (der mir großzügigerweise erlaubt hat, seine Goldilocks/Xanthe-Analogie im Text zu verwenden, und der sein Wissen über Immunologie beigesteuert hat) sowie Dr. Matthew O. Leavitt (der seine Fachkenntnisse über Pathologie beisteuerte). Die wissenschaftlichen Fakten über die Seuche, die Mechanismen eines Virus und die Tabletten stammen von Dr. Burton und Dr. Leavitt – Fiktion und Fehler sind allein meine Schuld;

Ashlee Child, R.N., die geduldig meine vielen Fragen über Krankenbehandlung und -pflege beantwortet hat;

Dale Hepworth, dem Fischereibiologen, der mir Informationen und Fotos über die Sockeye Lachse geschickt hat (den »Rotfischen«, von denen Lei Xander in *Die Ankunft* erzählt);

Meinem Cousin Peter Crandall, der als Pilot Linienmaschinen fliegt, mir bei den Flugszenen im Roman geholfen hat und mir die *Osprey* zeigte, die mich zum Schiff des Steuermannes inspirierte;

Meiner Vorfahrin Polly Rawson Dinsdale und allen anderen Pionieren, die die Zwiebeln der Mormonentulpe aßen, um zu überleben, und mich zur Verwendung der Blume im Buch anregten;

Josie Lauritsen, Lisa Mangum und Robison Wells, die sich durch die frühen Stadien des Manuskripts kämpften und mir wertvolle und ermutigende Rückmeldungen gaben;

Mikayla Kirkby, Lizzie Jolley und Mylee Sanders, die immer freundlich waren und niemals die Geduld mit meinen Kindern und mir verloren;

Meiner Agentin Jodi Reamer, die die Serie vom Anfang bis zum Ende steuerte und uns stets mit Begeisterung und Humor wieder auf den Punkt brachte (und an Punkte, die ich mir nie erträumt hätte);

Meiner Lektorin Julie Strauss-Gabel, die das Manuskript gleichermaßen als

Ärztin und Poetin behandelte und es mit ihrer unvergleichlichen Intelligenz und Scharfsinnigkeit geschliffen hat;

Dem wunderbaren Team im Writers House, einschließlich Alec Shane und Cecilia de la Campa;

Den phantastischen Mitarbeitern bei Penguin: Scottie Bowditch, Erin Dempsey, Theresa Evangelista, Felicia Frazier, Erin Gallagher, Anna Jarzab, Liza Kaplan, Lisa Kelley, Eileen Kreit, Rosanna Lauer, Len Loja, Shanta Newlin, Emily Romero, Irene Vandervoor und Don Weisberg;

Und Ihnen, meinen Leserinnen und Lesern, die zusammen mit Cassia, Ky, Xander und mir diese Reise unternommen haben.

Über Ally Condie

Ally Condie lebt mit ihrem Mann und ihren vier Kindern in Salt Lake City, USA. Nach ihrem Studium unterrichtete sie mehrere Jahre lang Englische Literatur in New York, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. Ihre Romane um ›Cassia & Ky‹ werden in mehr als 30 Sprachen übersetzt und sind große internationale Bestseller.

Impressum

Covergestaltung: Hauptmann & Kompanie nach einer Idee von Theresa Evangelista / Umschlagabbildung: Samantha Aide
Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel ›Reached‹ bei Dutton, einen Unternehmen der Penguin Group, New York.
© Allyson Braithwaite Condie 2012
Dieses Werk wurde im Auftrag von Sonnet LLC, Writers House LLC, New York, durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen, vermittelt.
Das Gedicht ›Geh nicht gelassen in die gute Nacht‹ von Dylan Thomas wurde zitiert aus der Ausgabe: Dylan Thomas, ›Windabgeworfenes Licht‹, herausgegeben und mit einem Nachwort von Klaus Martens, aus dem Englischen von Erich Fried, Curt Meyer-Clason u.a.
© 1992 Carl Hanser Verlag München

Die Gedichte ›Dich hab ich nicht erreicht‹ und ›Sie fielen wie Flocken‹ von Emily Dickinson sowie ›In Zeiten der Pestilenz‹ von Thomas Nashe wurden übersetzt von Stefanie Schäfer.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2013
ISBN 978-3-10-402323-6
Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen
des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.
Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.
ISBN 978-3-10-402323-6

Abonnieren Sie **Ihren persönlichen Newsletter** der Fischer Verlage

Unter allen Neu-Abonnenten verlosen wir monatlich ein Buchpaket

Ihre Vorteile:

Wir informieren Sie jederzeit über

- unsere Neuerscheinungen
- Lesungen und Veranstaltungen in Ihrer Nähe
- Neuigkeiten von unseren Autorinnen und Autoren
- Gewinnspiele u. v. m.

Melden Sie sich jetzt online an auf
www.fischerverlage.de/newsletter

LOVELYBOOKS

Wie hat Ihnen das Buch ›Cassia & Ky – Die Ankunft‹ gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre Meinung** zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen von anderen Lesern

Der Social Reading Stream
Ein Service von LOVELYBOOKS
Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten

© aboutbooks GmbH
Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).
Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.

Inhaltsverzeichnis

[Cover]
[Haupttitel]
Für Calvin, [...]
Die Geschichte des Steuermannes
Erster Teil Der Pilot
- Kapitel 1 Xander
- Kapitel 2 Cassia
- Kapitel 3 Ky
- Kapitel 4 Xander
- Kapitel 5 Cassia
- Kapitel 6 Ky
- Kapitel 7 Xander
- Kapitel 8 Cassia

Zweiter Teil Die Poetin
- Kapitel 9 Xander

Kapitel 10 Cassia
Kapitel 11 Ky
Kapitel 12 Xander
Kapitel 13 Cassia
Dritter Teil Der Arzt
Kapitel 14 Xander
Kapitel 15 Cassia
Kapitel 16 Ky
Kapitel 17 Cassia
Kapitel 18 Xander
Vierter Teil Die Seuche
Kapitel 19 Ky
Kapitel 20 Cassia
Kapitel 21 Xander
Kapitel 22 Ky
Kapitel 23 Cassia
Fünfter Teil Das Gefangenendilemma

Kapitel 24 Xander
Kapitel 25 Cassia
Kapitel 26 Ky
Kapitel 27 Xander
Kapitel 28 Cassia
Kapitel 29 Ky
Kapitel 30 Xander
Kapitel 31 Cassia
Kapitel 32 Ky
Kapitel 33 Cassia
Kapitel 34 Xander
Kapitel 35 Cassia
Kapitel 36 Ky
Kapitel 37 Xander
Kapitel 38 Cassia
Kapitel 39 Ky
Kapitel 40 Cassia

Kapitel 41 Xander
Kapitel 42 Ky
Kapitel 43 Cassia
Kapitel 44 Ky
Kapitel 45 Cassia
Kapitel 46 Xander
Kapitel 47 Cassia
Kapitel 48 Ky
Kapitel 49 Cassia
Kapitel 50 Xander
Kapitel 51 Cassia
Kapitel 52 Ky
Kapitel 53 Xander
Kapitel 54 Cassia
Kapitel 55 Xander
Kapitel 56 Cassia
Kapitel 57 Ky

Kapitel 58 Xander
Kapitel 59 Cassia
Kapitel 60 Ky
Kapitel 61 Cassia
Kapitel 62 Xander
Kapitel 63 Cassia
Anmerkungen der Autorin
Danksagung
[Über Ally Condie]
[Impressum]
[www.fischerverlage.de]
[LovelyBooks Stream]